

# Zeitschrift

für

## österreichische Volkskunde.



Organ des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien.

Redigiert von

**Prof. Dr. Michael Haberlandt.**

XVII. Jahrgang 1911.

Mit 48 Textabbildungen, 3 Figurentafeln und 3 Notenbeispielen.



**WIEN.**

Verlag des Vereines für österreichische Volkskunde.  
Kommissionsverlag: Gerold & Ko., Wien, I. Stephansplatz Nr. 8.

Buchdruckerei Helios, Wien.



## Inhaltsverzeichnis des XVII. Jahrganges.

	Seite
Inhaltsverzeichnis . . . . .	III
Verzeichnis der Abbildungen . . . . .	IV

### I. Abhandlungen und größere Mitteilungen.

Hartwig Fischel: Österreichische Volkskunst . . . . .	1
Dr. Oswald Menghin; Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Mittelgebirge von Tisens (Südtirol). (Mit 19 Textabbildungen.) . . . . .	8
Anton Dachler: Zur Geschichte der Heizung im Bauernhause. — Das Wort „Stube“. (Mit 4 Textabbildungen.) . . . . .	37
Josef Blau: Böhmerwälder Hirtenleben . . . . .	48
Elias Weslowski: Die Vampirsage im rumänischen Volksglauben . . . . .	67
Konrad Mautner: Alte und neue Scheiben am Grundlsee, bäuerliche Gelegenheitsdichtungen und Malereien der Ausseer Gegend. (Mit 12 Textabbildungen, 3 Figurentafeln und 2 Notenbeispielen.) . . . . .	113
Dr. Georg Graber: Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund . . . . .	148, 185

### II. Kleine Mitteilungen.

Jos. A. Detoni: Der Wundermann Paracelsus im Volksmunde . . . . .	78
Anton Dachler: Trichterküche in Rossatzbach. (Mit 1 Textabbildung.) . . . . .	80
Robert Eder: Nachtrag zum „Weißenbock“ und Beschreibung eines Winzerfestes in Gugging . . . . .	80
Wilhelm Tschinkel: Volkstümliche Erzählungen aus Gottschee . . . . .	81
Konrad Mautner: Die Verhältnisse der Holzknechte am Grundlsee . . . . .	82
Prof. Johannes Koštiál: Sieben Beschwörungsformeln (beside oder zagóvori) aus dem slowenischen Teile des Küstenlandes . . . . .	171
Matthias Bena: Zur Sage vom Schwarzpfaffen . . . . .	173
Anton Dachler: Der Hahnenschlag . . . . .	217
Jos. Detoni: Ein verschollenes Heilmittel . . . . .	217
Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer: Einige Martelrsprüche aus dem Montafon . . . . .	218

### III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

Galizische Ethnographie und Volkskunst (Artur Haberlandt.) S. 83. — Die Museen in Agram (Anton Dachler.) S. 85. — Trachtenfeste S. 175. — Gemeinsame Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz in Salzburg (13. bis 15. September) S. 176. — Hauptversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Graz (4. bis 8. September) S. 176. — Kärntner Landes-Handwerkerausstellung in Klagenfurt S. 176. — Zur geographischen Namenkunde Mitteleuropas S. 177. — Aus Böhmen und Mähren S. 219. — † Hofrat Dr. A. E. Schönbach S. 220. — † Karl Rhamm S. 220.

### IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

1. Dr. Julius Preuß: Biblisch-talmudische Medizin (Dr. Max Höfler.) . . . . .	86
2. M. Höfler: Ein Sindelsdorfer Hausmittelbuch für Tierkrankheiten (Professor Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	87
3. Ernst Samter: Geburt, Hochzeit und Tod (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	87
4. Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer. Beilage zum „Grazer Tagblatt“ (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	88

	Seite
5. Friedrich Ranke: Der Erlöser in der Wiege (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	88
6. Sune Ambrosiani: Zur Typologie der älteren Kacheln (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	89
7. Lettische Schwänke und verwandte Volksüberlieferungen (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	89
8. Dr. M. Urban: Sagen, Märchen, volkstümliche G'schicht'ln und Denkwürdigkeiten aus der westböhmisches Heimat (Anton Dachler.) . . . . .	89
9. F. J. Bronner: Bayrisch' Land und Volk diesseits und jenseits des Rheins in Wort und Bild (Anton Dachler.) . . . . .	90
10. Dr. Č. Zíbrt: Christabend (J. B.) . . . . .	91
11. Österreichische Kunsttopographie. Band III: Die Denkmäler des politischen Bezirks Melk (Anton Dachler) . . . . .	178
12. Prof. Dr. Karl v. Spieß: Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst (Prof. Dr. M. Haberlandt) . . . . .	179
13. Dr. phil. O. Schrader: Die Indogermanen (Prof. Dr. M. Haberlandt) . . . . .	180
14. Karl Lacher: Aufsätze und künstlerische Arbeiten (Prof. Dr. M. Haberlandt) . . . . .	180
15. Dr. Wilhelm Leonhardt: Liebe und Erotik in den Uranfängen der deutschen Dichtkunst (Prof. Dr. M. Haberlandt) . . . . .	180
16. K. Spieß: Die deutschen Volkstrachten. Aus Natur und Geisteswelt (Professor Dr. M. Haberlandt) . . . . .	180
17. Dr. Č. Zíbrt: Veselé chvíle v životě lidu českého (Josef Blau) . . . . .	181
18. Dr. Č. Zíbrt: Bibliographie české historie (Josef Blau) . . . . .	181
19. Věstník městského musea v Klatovech 1882—1908 (Josef Blau) . . . . .	181
20. Peasant Art in Austria and Hungary (Hartwig Fischel) . . . . .	221
21. Der Mensch aller Zeiten (Dr. Artur Haberlandt) . . . . .	222
22. Österreichische Kunsttopographie Bd. IV—VII (Dr. A. Haberlandt) . . . . .	223
23. Blattl-Lieder. (Dr. Gustav Jungbauer) . . . . .	224
24. Paul Levy: Geschichte des Begriffes Volkslied (Dr. Bein) . . . . .	226
25. Unser Egerland . . . . .	227
26. Trachtenansichtskarten (—a—) . . . . .	229
27. N. Bruck-Auffenberg: Dalmatien und seine Volkskunst. (Mit 12 Textabbildungen.) (Prof. Dr. M. Haberlandt.) . . . . .	229

#### V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

Jahresbericht des Vereines für 1910 . . . . .	91
Tätigkeitsbericht für 1910 des Museums, erstattet vom Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt . . . . .	96
Kassabericht für 1910, erstattet vom Kassier Julius Thirring . . . . .	99
Vereinsleitung . . . . .	100
Verzeichnis der Stifter, Ehrenmitglieder, Korrespondenten und Mitglieder . . . . .	101
Tauschverkehr und Widmungsexemplare . . . . .	107
Vereinsnachrichten . . . . .	109, 181, 235
Museumsnachrichten . . . . .	110, 182, 235

#### Verzeichnis der Abbildungen.

Fig. 1. Fresko am Widum zu Völlan . . . . .	12
Fig. 2. Kreuz mit einfachem Giebeldach . . . . .	13
Fig. 3—4. Kreuz mit Giebeldach und Rückwand . . . . .	13
Fig. 5. Kreuz mit rhombischer Kasette . . . . .	13
Fig. 6. Bildstock im Winkel, Völlan . . . . .	16
Fig. 7. Bildstock zu Obermösl, Völlan . . . . .	16



	Seite
Fig. 8. Bildstock bei den Vorbicheln, Tisens . . . . .	16
Fig. 9. Bildstock zu Unterweg, Völlan . . . . .	16
Fig. 10. Bildstock beim Dorngütl, Völlan . . . . .	16
Fig. 11. Bildstock beim Steinmann, Naraun . . . . .	16
Fig. 12—17. Bildstöcke aus Südtirol . . . . .	18
Fig. 18. Stabeisengitter am Bildstock zu Obermösl . . . . .	19
Fig. 19. Bildstockfragment im „Wilden Tal“ (Naraun) . . . . .	19
Fig. 20—21. Grundrisse von bayrischen Hausformen . . . . .	38
Fig. 22. Topfkachelofen aus Spital am Semmering . . . . .	41
Fig. 23. Wohnstube in Roseggers Geburthaus . . . . .	42
Fig. 24. Schlot- oder Trichterküche in Rossatzbach . . . . .	80
Fig. 25. Brückltüre des Ladnerwirthshauses in Gößl . . . . .	113
Fig. 26. Bild des alten Ladnerwirthshauses . . . . .	115
Fig. 27. Ehrengedenkscheibe von 1849 . . . . .	117
Fig. 28. Bestscheibe von 1871 . . . . .	118
Fig. 29. Bestscheibe von 1872 . . . . .	119
Fig. 30. Hauseinweihungsscheibe von 1873 . . . . .	120
Fig. 31. Bestscheibe von 1873 . . . . .	121
Fig. 32. Juxscheibe von 1874 . . . . .	121
Fig. 33. Hauseinweihungs(?)scheibe von 1875 . . . . .	122
Fig. 34. Ehrenschießscheibe 1902 . . . . .	123
Fig. 35. Gaiswinkler Faschingscheibe von 1911 . . . . .	145
Fig. 36. Bild des Johann Wasner . . . . .	147
Fig. 37—48. Volkstypen und Volkskunstarbeiten aus Dalmatien (aus N. Bruck- Auffenberg: Dalmatien und seine Volkskunst) . . . . .	227—234

Tafel I—II, Faschingscheiben aus dem Gößl am Grundlsee 1899—1910.

Tafel III, Löffel- und Schüsselreme aus dem Gößl.

# I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

## Österreichische Volkskunst.

Von Architekt Hartwig Fischel, Wien.

Mit einer umfassenden Publikation über den derzeitigen Besitzstand des österreichischen Volkskundemuseums hat der Schöpfer und Organisator dieser Sammlung Prof. Dr. M. Haberlandt seinem Lebenswerk und damit auch der Sache selbst: der österreichischen Volkskunde ein würdiges Denkmal gesetzt.

Wer den planvollen Ausbau des ausgezeichneten, systematisch geordneten und auf vielen Gebieten fast lückenlosen Materials kennt, das im Museum für österreichische Volkskunde aus allen Teilen der österreichischen Länder zusammengetragen ist, der weiß auch, wie ungemein wertvoll es ist, daß diese Schätze im Bilde festgehalten und von ihrem besten Kenner wissenschaftlich bearbeitet werden.

Gerade in dem Augenblick, wo der Überblick über die Volkskunst Österreichs aus den Beständen des Museums geschöpft werden kann; in einem Zeitpunkte, wo die Ungunst der Umstände die würdige und übersichtliche Schaustellung dieser Schätze noch nicht ermöglicht hat — gerade jetzt ist es besonders wichtig, an der Hand einer umfassenden Publikation die hohe Bedeutung des Gegenstandes zu erörtern.

In einem starken Textbände ist der Umfang des Gebietes der Volkskunst abgesteckt, sind die Beziehungen der einzelnen Provenienzen klargelegt, sind die technischen, stilistischen und historischen Momente von Bedeutung hervorgehoben.

In einem großen Bilderschatz sind auf hundertzwanzig teils ein-, teils vielfarbigen Tafeln (mit alleiniger Ausnahme des durch den Autor schon früher behandelten Volksschmuckes) alle Arbeitsgebiete der Volkskunst durch charakteristische und anregende Beispiele vorgeführt.<sup>1)</sup>

Hier hat die artistische Anstalt J. Löwy, in deren Verlag das Werk erschienen ist, vortreffliche Proben ihrer Beherrschung der modernen Reproduktionsverfahren abgelegt.

---

<sup>1)</sup> Österreichische Volkskunst. Aus den Sammlungen des Museums für österreichische Volkskunde in Wien dargestellt und erläutert von Prof. Dr. M. Haberlandt. Mit Unterstützung des k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht. Verlag der k. u. k. Hofkunstanstalt J. Löwy. 1910. Tafelband mit 120 Lichtdrucktafeln (davon 20 farbig), Fol. Textband mit 69 Abbildungen. 164 S. Fol.

So bedeutet denn dieses wertvolle Werk einen wichtigen Abschnitt in der Entwicklung der Sammlung und in der Förderung der Sache.

Man spricht heute getrennt von den Begriffen Volkskunde und Volkskunst. Der Kulturhistoriker, der Ethnograph, der Sprachforscher — alle die vielen Männer der Wissenschaft, die für die Kenntnis der Entwicklung der Menschheit nach kulturellen Stadien, nach Stammes- und Rasseigenschaften, nach sprachlichen Äußerungen, nach Sitten und Gebräuchen forschen, haben ja stets den primitiveren Zuständen der Kulturentwicklung, den ursprünglichen Lebensformen erhöhtes Interesse zugewendet.

Auf dem Gebiete der Kunst ist dieses Interesse erst in den letzten Jahrzehnten besonders lebhaft geworden. Architekten, Maler, Bildhauer haben wohl auch früher gerne die kräftigen, naiven, frischen Äußerungen des Volkes in Tracht, Hausrat, Schmuck und Gerät verfolgt. Sie hatten ihre Freude an der Art, wie der Bauer, der Fischer und Schiffer in sein einförmiges Leben die Sonnenstrahlen künstlerischer Betätigung leuchten läßt, allein von einer eigentlichen Volkskunst als einer zusammenhängenden, überall in der Welt vorhandenen Erscheinung hat man noch nicht lange genauere Kenntnis.

Erst das zunehmende Verschwinden der vorhandenen Zeugen dieser Betätigung, erst die Erkenntnis von dem großen Verlust, den wir zu erleiden im Begriffe sind, hat die systematische Verfolgung dieser Leistungen beschleunigt und dringend gemacht. Dann ist auch eine wichtige Veränderung in den künstlerischen Anschauungen Europas diesen Bestrebungen günstig geworden.

Am Ende des 19. Jahrhunderts ist eine sichtliche Ermüdung in der Begeisterung für historische Kunstformen unter den produktiven Künstlern eingetreten. Nachdem eine eklektische Periode die genaue Kenntnis der Kunstäußerungen aller Kulturvölker gefördert und ihre Übertragung in das moderne Leben bewirkt hat, wurden von der Antike bis zu ihrer Wiederbelebung durch den Klassizismus des 19. Jahrhunderts alle wichtigen Perioden mit den neuen Aufgaben in Verbindung gebracht. Die Epoche der Stilarchitektur hat der Reihe nach die Kunstformen der Vergangenheit und besonders die vollkommensten und am höchsten entwickelten neu zu beleben versucht und auf moderne Lebensaufgaben angewendet.

Dies führte zu einer Erschöpfung, welche eine Bewegung hervorrief, die Neuformen zu schaffen suchte. Zugleich aber entstand der Ruf nach Vereinfachung alles Formenapparats, nach Sachlichkeit und Knappheit im Ausdruck, nach materialgemäßer und konstruktiv klarer Lösung der künstlerischen Probleme.

Man erkannte, wie wenig unsere Zeit zur Lösung großer und monumentaler Aufgaben auf dem Gebiete der Kunst die Eignung

besitzt und wendete sich mit um so größerem Eifer den Aufgaben des täglichen Lebens zu. Das Kunstgewerbe nahm einen hohen Aufschwung. Die Kunst im Hause erhielt erhöhte Bedeutung. Architekten, Maler und Bildhauer beschäftigten sich wieder gerne mit den Problemen des täglichen Lebens und mit den Forderungen der Zeit und sogar des Tages.

Zudem sorgten zahlreiche Publikationen, groß angelegte Ausstellungen für den Kontakt aller künstlerisch Strebenden, verbreiteten alles neu Errungene rasch über die ganze Kulturwelt.

In solcher Zeit war es von besonderer Bedeutung, neue Anregungsgebiete zu erschließen.

Wenn man so weit kam, in den künstlerischen Äußerungen der Kindesseele, in den vom Spieltrieb, von der unbeschränkten Phantasie der frühen Altersstufen hervorgerufenen Leistungen Eigenschaften zu entdecken, die eine besondere Beachtung und Wertschätzung verdienen, so lag es ja nahe, auch in der Völkerkindheit, in primitiven Kulturen Anregungswerte zu suchen.

Hier war sowohl Kraft als Ursprünglichkeit der Ausdrucksweise zu finden; hier zeigten sich Traditionen und Überlieferungen in vereinfachter entwicklungsfähiger Form. Hier lagen Elemente der Bodenständigkeit, der Rasseneigenart, die eine gewisse Wurzelkraft besaßen und darum all jenen nahezogen, denen der kosmopolitische, der internationale Charakter der modernen Lebensäußerungen uferlos zu werden drohte.

Was das Ausstellungswesen auf dem Gebiete der Verbreitung moderner Errungenschaften geleistet hat, dasselbe hatte das Sammlungswesen auf dem Gebiete der Geschmacksbildung und künstlerischen Erziehung durch Anschauung zu bewirken.

Vom skandinavischen Norden ist der stärkste Impuls ausgegangen, durch Aufsammlung und systematische Ordnung volkstümlicher Arbeiten von künstlerischem, technischem und kulturellem Wert die Volkskunst zu würdigen. Und indem man dort nicht nur die alte Methode der Aneinanderreihung zufällig aufgegriffener, wenn auch verwandter Stücke in einer diesen Leistungen fremden Umgebung verfolgte, sondern gleich danach strebte, ganze Raumgestaltungen mit allen zusammenhängenden Einzelheiten zu erhalten und endlich ganze Gebäude in ihrem Aufbau und ihrer inneren Ausstattung als Sammelobjekte zu betrachten, so wurden diese Unternehmungen in Stockholm, Christiania, Kopenhagen vorbildlich für Europa. Die Freiluftmuseen Skandinaviens und ihre Sammlungen nordischer Volkskunst sind aber nicht nur durch die vollkommene Lösung der musealen Aufgabe bedeutungsvoll geworden, sie sind dies auch in hohem Grade durch ihre werbende Kraft, durch die Anregungskraft der Schätze, die sie bergen.

Die so lebhaft und frische Entwicklung der skandinavischen Kunst unserer Tage hängt sicher auch mit der Wertschätzung der heimischen Volkskunst zusammen.

So freizügig die jungen Nordländer sind, die alle Werkstätten und Schulen der großen Kulturzentren Europas aufsuchen, so lebhaft ihr Kontakt mit den geistigen Strömungen der ganzen zivilisierten Welt ist — ein kräftiges Heimatsgefühl, eine starke Anhänglichkeit an ihr Mutterland führt sie immer wieder zu ihrem Ausgangspunkt zurück. Sie schöpfen immer wieder, wie Antäos, neue Kraft durch die Berührung mit dem Boden, auf dem sie gewachsen sind.

Das Lebenswerk Prof. Dr. M. Haberlandts zielt auf ein ähnliches Resultat für die österreichischen Lande, wie es Dr. Artur Hazelius vor mehreren Jahrzehnten für Schweden erstrebte. Mit dem gleichen Feuereifer, mit derselben Begeisterung und mit einer durch die kompliziertere Aufgabe geforderten und durch die Zwischenzeit ermöglichten höheren Sachkenntnis und gründlicheren Wissenschaftlichkeit hat Prof. Dr. M. Haberlandt das außerordentlich weite Gebiet österreichischer Volkskunst durchmessen und bearbeitet.

Er ist dabei auf Probleme gestoßen, die außer ihrer wissenschaftlichen Bedeutung auch noch in gewissem Sinne eine kosmopolitische haben.

Nicht nur die hohe Kunst ist ein Gebiet, welches den neutralen Boden für ein internationales völkerversöhnendes Ringen nach den höchsten Stufen edler Menschlichkeit bildet.

Das österreichische Völkergemisch, das innerhalb der Grenzen einer Monarchie die stärksten Rassenverschiedenheiten Europas zu einer staatlichen Einheit versammelt, bietet der volkskundlichen Forschung und dem Studium der Volkskunst ein Studienmaterial von seltener Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit.

Es ist ganz besonders wertvoll, durch dieses Material eine völkerversöhnende, einigende Tendenz auch auf volkskünstlerischem Gebiet nachzuweisen.

Auch die Volkskunst ist nicht ausschließlich national, ist nicht exklusiv im Gebrauche ihrer Mittel. Auch sie fußt auf der uralten Basis von Überlieferungen, die vom Weltverkehr über die ganze bewohnte Schichte des Erballes getragen wurden. Auch sie zieht durch Übung und Auswahl das Beste ohne Rücksicht auf seine Provenienz groß, um den vollkommensten Ausdruck der Empfindungen, die kräftigste Erfüllung des Bedürfnisses zu erreichen.

Es ist dem Besucher ethnographischer Sammlungen nicht fremd, daß das Schmuckbedürfnis der frühesten Kulturstufen auf dem ganzen Erdball gewisse Urmotive verwandter Art anwendet.

Wo ein gleiches Material, eine gleiche Technik, ein gleicher Zweck die Grundbedingungen schaffen, werden wir sehr oft ver-

wandte Motive angewendet sehen, ob es sich nun um prähistorische Zeiten oder um die Gegenwart handelt, ob es sich um Völkerstämme aus dem Innern von Afrika oder aus den Küstenländern Nordamerikas, aus den Eisregionen Grönlands dreht.

Ebenso werden wir in der Art der Naturbeobachtung, in der Wiederkehr gewisser typischer Tier- und Pflanzengattungen, welche dem Menschen durch ihre Nähe vertraut und durch ihre charakteristische Erscheinung besonders auffallend und bedeutungsvoll sind, eine Verwandtschaft der räumlich entferntesten Leistungen nachweisen können.

Endlich werden wir in der naiven Art, das Wesentlichste zu betonen, den Kern der Dinge zu treffen, in der Absicht und Fähigkeit zu stilisieren eine innere Verwandtschaft aller volkstümlichen Leistungen auffinden; so bleibt die naiv zugreifende Darstellungsweise der frühen Altersstufen dem Volke länger erhalten als dem durch Erziehung und Bildung stark veränderten Wesen höherer Kulturstufen. Prof. Dr. M. Haberlandt hat diesen weiteren Gesichtskreis, diesen höheren Gesichtspunkt des ethnographisch Geschulten und künstlerisch Beobachtenden in das Studium der Volkskunst getragen. Insbesondere in der Besprechung der textilen Arbeiten weist er solch völkerversöhnende und vermischende Zusammenhänge nach. So etwa anlässlich der Erörterung slowakischer Stickereien, in denen das Vogel- (Pfauen-) Motiv so häufig wiederkehrt.

»Einen geradezu verblüffenden Beweis von der ungeheuren, durch den Kulturgang vermittelten Verbreitung dieses Ornaments in der gleichen textilbestimmten Stilisierung liefert das Vorkommen bestimmter, mit den slowakischen Mustern geradezu identischer Figuren auf Stickereien der Huitschol-Indianer von Neu-Mexiko. Höchstwahrscheinlich haben die Huitschol-Indianer diese Motive von den spanischen Einwanderern übernommen und materialgerecht weitergebildet — wohl ein sprechendes Argument gegen die nationale Zuweisung bestimmter Ornamente.«

Und an anderer Stelle: »Der Ursprung der böhmischen und mährischen (nebst den ungarisch-slowakischen Stickereien) muß genau dort gesucht werden und ebenso beurteilt werden, wie die tschechoslawischen Trachten, Keramiken und sonstigen volkskünstlerischen Leistungen der Tschechoslawen. Ihre absolute Originalität, ihre Herleitung aus urslawischen Zeiten, ihre ‚prähistorischen Ursprünge‘ sind vollständig von der Hand zu weisen, weil wissenschaftlich absolut unhaltbar. Sowohl die Techniken wie die Ornamentik dieser Stickereien sind ihnen im allgemeinen Kulturgange dieser Länder auf verschiedenen Wegen, teils als Fortentwicklung eigenen Frühbesitzes, teils durch die deutschen Städte, durch Kirche und Klosterschulen, durch die Schulgründungen und Förderungsaktionen der

großen schulfreundlichen Kaiserin Maria Theresia und adeliger Damen, namentlich aber durch die Nonnen mit ihren Schulen vermittelt und zugetragen worden.«

Wenn also durch die motivische Verwandtschaft die geistige Beeinflussung mit großer Sicherheit nachweisbar ist, so muß andererseits aber doch in der Verarbeitung, Umwertung, Aufsaugung dieser Einflüsse das jeweilige Maß des volkseigentümlichen Talents und Temperaments erkannt werden. In der Anwendung, Übersetzung, Häufung, besonders aber in der Färbung und Lokalisierung der Schmuckmittel liegen dann die eigentlichen Wirkungen der nationalen Verschiedenheiten. In den Einflüssen von Klima, Lebensgewohnheiten, Nahrung, Beschäftigung liegen die unerschöpflichen Faktoren, die örtliche Verschiedenheiten hervorrufen, um die gleichen Urmotive, dieselben technischen und formalen Grundlagen zu einer unendlich mannigfaltigen Ausbildung weiter zu entwickeln. In der inneren Verwandtschaft, dem Alter der Motive und der oft verblüffenden Treffsicherheit ihrer Anwendung durch bäuerliche Bevölkerungsschichten, die ursprüngliche Kraft und unbeirrbar sichere Sicherheit bewahrt haben, liegt ein großer Teil des Reizes, den die künstlerische Tätigkeit des Volkes auf den Kulturmenschen ausübt. Gerade diese Momente ergeben aber auch zugleich die Berechtigung, in unserer Zeit an die Volkskunst wieder anzuknüpfen.

Wie der richtige Feinschmecker schließlich immer wieder gerne zum derben Hausbrot zurückgreift, so erquickt sich der überreizte Städter so gerne an volkstümlicher Art und Weise. Aber keine unmittelbare Übertragung wesenfremder Leistungen in ein ganz neues Milieu soll und darf angestrebt werden. Die direkte Nachbildung historischer Stile darf heute als überwunden betrachtet werden, als einer vergangenen Periode angehörig. Ebenso aber liegt die Zeit der »Bauernstuben« hinter uns. Wer das Haus und den Wohnraum anderer Kulturstufen nachahmt, begeht den gleichen Fehler wie derjenige, der historische Stilformen kopiert.

Der Platz für »echte Bauernstuben« ist in der volkskundlichen Sammlung, die ja mit dem reichsten Apparat, mit den besten Vorbedingungen an diese Aufgabe herantreten kann. Sie wird ein trefflicher Studienplatz für den Künstler sein, der sonst nicht oft in der Lage ist, mit den verschwindenden Äußerungen der bäuerlichen Kultur, die von der städtischen Unkultur überall bedroht wird, in lebendige Fühlung zu treten. Er kann aus den kraftvollen Arbeiten des Volkes lernen, wie das tägliche Bedürfnis mit den einfachsten Hilfsmitteln geadelt wird; wie die persönliche Beherrschung der Technik im Verein mit einer traditionellen Verarbeitung überkommener Motive zu Leistungen des Hausfleißes führt, denen ein künstlerischer Wert innewohnt; all das und viel mehr noch vermag eine gut geordnete volkskundliche Sammlung in eindrucksvoller Weise zu vermitteln.

Solche Erkenntnisse werden aber auch in höchst anregender Weise durch eine Publikation weiterverbreitet, wie es die vorliegende ist.

Der unmittelbaren Wirkung des angeschauten Objekts wird nun der wohlthätige Einfluß guter Reproduktionen beigelegt.

Unsere heutigen Kunstgewerbeschulen sind sehr stark auf die Benützung volkskundlicher Sammlungen angewiesen. Der durch unser Wiener Material auf diesem Wege gestiftete Nutzen ist heute schon sehr hoch anzuschlagen. Zu den eifrigsten Besuchern unserer Sammlung gehören die heranwachsenden Jünger des Kunstgewerbes; die einzelnen Leistungen besitzen oft so belehrende, anregende, fruchtbringende Eigenschaften, daß sie häufig Lehrmittel bester Qualität abgeben. Es besteht aber andererseits kein Zweifel, daß auch noch viel weitere Kreise zur Benützung der Sammlung herangezogen werden müssen.

Dazu wird die vorliegende Publikation ein ausgezeichnetes Mittel abgeben. Sie beweist die hohe Bedeutung, den großen Wert des Vorhandenen Unzähligen, die den Weg zu den Objekten noch nicht gefunden haben. Sie bildet den verlässlichsten Führer für alle, die tiefer in das Wesen der Volkskunst eindringen wollen, und breitet das Quellenmaterial für weitere wissenschaftliche Forschungen vor uns aus. Endlich beweist sie die Notwendigkeit einer besseren Benutzbarkeit der vorhandenen Schätze.

Der Ruf nach einem Neubau, nach Raum zur Aufstellung von Haustypen, nach Platz zur übersichtlichen Aneinanderreihung und Aufstellung der Sammlungsobjekte nach geographischen und nationalen Provenienzen, nach technischen und handwerklichen Prozessen, nach zweckdienlichen und Gebrauchsgrundsätzen geordnet — dieser Ruf kann nun nicht mehr verstummen.

Jeder, der nun auf Grund des Publikationsmaterials die Objekte suchen wird, muß ihn erheben. Jeder, der sich fragt, wo man österreichische Volkskunde studieren kann, muß auf die unmöglichen Zustände stoßen, unter denen die Sammlung heute leidet.

So gilt die schöne und gründliche Arbeit Haberlandts nicht nur durch ihren eigenen Wert, sie bildet nicht nur an sich Studienmaterial und wissenschaftliches Gut, sie wird auch zu einem Mahner und Förderer der Sache jener reichen Sammlung, deren Inhalt sie widerspiegelt.

Es sei ihr weite Verbreitung, eingehende Würdigung und nachhaltige Wirkung beschieden!



## Hausschmuck, Kreuze und Bildstöcke im Mittelgebirge von Tisens (Südtirol).

Von Dr. Oswald Menghin.

(Mit 19 Textabbildungen.)

### I. Allgemeines.

Wenn wir die menschlichen Dauersiedlungen des deutschen Südtirol — insoferne sie nicht bergmännischen Betrieben ihr Dasein verdanken — näher betrachten, so gliedern sie sich ihrer Höhenlage nach in drei Zonen:

1. In die Zone der Talsiedlungen, die ihre Grenze nach oben zwischen 500 und 600 *m* hat und daher das ganze Etschtal bis Naturns samt Überetsch, Passeier bis St. Leonhard und das Eisacktal bis Brixen in sich schließt;

2. in die Zone der Mittelgebirgssiedlungen zwischen rund 500 und 1200 *m*, der die vordere Hälfte der meisten großen Seitentäler des Etschlandes und des Eisacktales bis Brixen, ferner das obere Etsch- und Eisacktal, das Rienztal und die Mittelgebirge und Hänge der zur ersten Gruppe gezählten Täler zufallen;

3. in die alpine Siedlungszone von rund 1200 oder 1300 *m* bis zum Aufhören der Dauersiedlungen, der die Oberläufe der Seitentäler erster Ordnung und fast alle Seitentäler zweiter Ordnung zuzuweisen sind.

Darüber folgt als vierte die hochalpine Zone.

Das nur im großen und ganzen. Für den Einzelfall ist die Abgrenzung natürlich immer eigens festzustellen. Die Art des Talverlaufes, geologische Verhältnisse können da bedeutsam mitspielen.

Jeder, der Tirol kennt, wird sich aber der großen kulturellen, wirtschaftlichen und ethnographischen Unterschiede, die diese Zoneneinteilung rechtfertigen und bedingen, ohneweiters bewußt sein. Wir können uns hier auf dieselben nicht weiter einlassen und ihnen nur insoweit Beachtung schenken, als sie für unser Thema von Belang sind.

In meiner Arbeit über Ulten (Jahrg. 1910 dieser Zeitschrift) habe ich ein Gebiet behandelt, das zu seinem größten Teile der dritten Zone zufiel; nur der Hauptort des Tales, St. Pankraz, liegt 737 *m*,<sup>1)</sup> alle übrigen gehen über die Seehöhe von 1200, die meisten namhaft, hinaus. Die Bedeutung dieses Umstandes für die besprochenen drei Typen habe ich dort auch gewürdigt. Da der alpine Hausbau mit Mauern aus Stein sehr spart, solche aber für Malereien in Fresko- oder anderer Technik unumgänglich notwendig sind, kann diese Art des Hofschmuckes hier nicht sonderlich zur Entwicklung kommen. Der richtige Schmuck unserer Alpenhöhen ist daher das Kreuz und der freistehende Bildstock. Was ich mit letzterem Ausdruck meine, wird sich weiter unten ergeben.

<sup>1)</sup> Natürlich nur das geschlossene Dorf. Die Höfe an den Talwänden lassen die 1000 *m*-Linie oft weit unter sich.

In der vorliegenden Arbeit bin ich auf ein Gebiet übergegangen, das hauptsächlich der zweiten Zone angehört. Es ist nicht uninteressant, hier einen statistischen Vergleich anzustellen. In Ulten hatten wir folgende Verhältnisse:

	Malereien und Skulpturen an Häusern	Kreuze	Wegkapellen und Bildstöcke
St. Pankraz . . . .	7	21	12
St. Helena . . . .	1	7	2
St. Wallburg . . . .	13	35	11
St. Moriz . . . . .	1	12	1
St. Nikolaus . . . .	5	14	6
St. Gertraud . . . .	—	8	3
Ulten . . . . .	27	97	35

159

Im Mittelgebirge von Tisens finden wir die Größen ganz verschoben:

	Malereien und Skulpturen an Häusern	Kreuze	Wegkapellen und Bildstöcke
Völlan . . . . .	12	9	14
Naraun . . . . .	4	5	8
Platzers . . . . .	1	6	3
Gfrill u. Freienberg	3	6	1
Tisens . . . . .	13	5	3
Prissian . . . . .	13	6	10
Grissian . . . . .	2	2	2
Sirmian . . . . .	3	—	6
Mittelgebirge von Tisens . . . . .	51	39	47

137

Wir sehen, die Situation hat sich zu ungunsten der Kreuze verändert und die Bildstöcke machen den Malereien an Häusern erfolgreiche Konkurrenz. Wenn wir bedenken, daß mehrere Nummern der ersten Rubrik eigentlich in Abzug gebracht werden sollen, nämlich die reinen Architekturmalereien (Fensterumrahmungen), also Nr. 2 und 97, ferner nur einige noch nebenher aufgenommene ornamentale Ziermalereien, wie Nr. 82 und 99, und schließlich auch die leeren Nischen Nr. 77, andererseits aber unter Nr. 25 und 51 zwei Bildstöcke zusammengefaßt sind, so ändert sich das Verhältnis von 51:47 auf 46:49, und wir brauchen nur noch das leichtliche Dutzend Bildstöcke zu Stationenwegen und Kapellensteigen, soweit sich diese auf unsere Gebiete erstrecken, hinzuzurechnen, um darzutun, daß die Wegkapellen und Bildstöcke den überwiegenden Typ unter dem Hofschmuck dieses Gebietes bilden, an dessen Seite die Hausmalereien treten.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Man beachte auch das Zahlenverhältnis beim Orte Platzers, der eigentlich seiner Höhenlage nach schon zur dritten Zone gerechnet werden muß.

Ich gedenke in meiner nächsten Arbeit ein Gebiet aus der ersten Zone zu behandeln, und hoffe dann zeigen zu können, daß hier die Malerei am Hause als häufigster Typ hervortritt, an den sich der Bildstock und die Wegkapelle reiht, während das Kreuz noch weiter zurücktritt.

Für diese Verschiebungen ist die Art des Hausbaues nicht der einzige Grund. Nicht minder wichtig für das Gedeihen eines volkskundlichen Typs ist der wirtschaftliche Stand der Bevölkerung. Der Alpenbauer ist arm, er kann sich den Schmuck seines Hauses oft nur leisten, wenn er ihn selbst verfertigt. Die Plastik, also die Kunst, die dem Kreuze zugrunde liegt, steht als primitiver dem Bauer näher denn die Malerei; er getraut sich viel eher zu schnitzen als zu malen. Eine interessante Parallele zur ältesten Urgeschichte des Menschen: wir finden im Aurignacien, dem frühesten Jungpaläolithikum, bereits eine überaus hochentwickelte Plastik, während die Malerei erst im Solutréen und Frühmagdalénien ihren Höhepunkt erreicht. Teurer als das selbstgeschnittene oder auch gekaufte Christusbild kommt schon der wenn auch selbstgebaute Bildstock; am kostspieligsten ein gutes Fresko, eine gute Statue für die Hauswand. Denn mit den billigen Schmierereien der Fassaner sind, so oft sie immer vorkommen mögen, Gott sei Dank auch unsere Bauern nicht einverstanden und sie betrachten einen Auftrag an einen solchen Mann als Almosen, schätzen auch den religiösen Inhalt seines Werkes, äußern sich aber gelegentlich sehr verächtlich über die künstlerische Seite desselben. So bildet also auch der zunehmende Reichtum einen Unterschied zwischen den drei Zonen, ein Umstand, der sich nicht nur durch den Fortschritt vom Kreuz zum Bildstock und von diesem zur Wandmalerei, sondern auch durch die immer größer werdende Zahl der Häuser und Höfe mit Schmuck, durch dessen bedeutenden Wohlstand verratende Üppigkeit, Ausdehnung und Pracht und endlich durch die immer zunehmende künstlerische Vollendung zur Geltung bringt.

Diesen Aufstieg können wir gegenüber dem Ultentale auch schon in dem hier besprochenen Gebiete feststellen. Die Zahlen der Objekte 159 (Ulten) und 137 (Mittelgebirge von Tisens) beginnen das Richtige erst zu sprechen, wenn wir bedenken, daß sich das territoriale Verhältnis wie 4:1, das der Einwohnerzahl wie 2:1 stellt, daß im Ultentale auf 25, im Mittelgebirge von Tisens schon auf 14 Köpfe eine der von uns verzeichneten Typen fällt. Bei der Durchsicht des Verzeichnisses wird man auch finden, daß sich die Fälle, wo zwei oder drei Bilder an einem Hause anzutreffen sind, häufen (3, 6, 8, 36, 38, 53, 79, 83, 101, 123). Der Umfang der Bilder nimmt zu, Gruppenbilder zählen nicht mehr zu den Seltenheiten (3, 5, 7, 8, 9, 11, 12, 85). Und auch was die künstlerische Seite der Leistungen anlangt, ist ein kleiner Fortschritt zu verzeichnen, da so ganz schlechte Dinge

doch selten mehr vorkommen und die zahlreichen absprechenden Urteile vielfach nur daher zu leiten sind, daß die meisten guten älteren Bilder von späterer Barbarenhand »erneuert« sind.

Nach diesen das Ganze berücksichtigenden Bemerkungen können wir noch einiges über das Detail sagen und uns hier wohl etwas kürzer fassen, da wir uns verschiedentlich auf die vorige Arbeit berufen werden, wenn auch Wiederholungen nicht ganz zu vermeiden sind.

### 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

In meiner Arbeit über Ulten habe ich die Anbringungsmöglichkeiten von Malereien an Häusern kurz erörtert. Wir treffen davon im Mittelgebirge fast ausschließlich die erste angewendet: das Bild wird in Fresko- oder anderer Technik auf die Wand aufgetragen. Nur einmal begegnet ein frei aufgehängtes Bild (130). Der vorherrschende Mauerbau erklärt den Wandel.

Die Sujets bleiben dieselben. Den breitesten Raum nehmen wiederum Heiligendarstellungen ein. Am häufigsten treffen wir die Mutter Gottes als Maria Hilf (4, 6, 11, 12, 36, 38, 64, 65, 73, 74, 75, 79, 80, 83, 85, 94, 106, 123), aber auch in anderen Darstellungen (3, 5, 10, 53, 101, 102, 123, 131), als Mutter vom guten Rat (8), als Lourdes-Muttergottes (100). Außer dem Namen Jesus (37) und Mariae (37, 38), Spruchbändern mit religiösem Inhalt (82, 99) und einer Darstellung der heiligen Dreifaltigkeit (7) und des guten Hirten (8) begegnen wir noch den verschiedenen bäuerlichen Patronen Josef (53), Michael (16), Petrus (5, 8), Magdalena (8), den beiden beliebtesten, Sebastian (3, 7, 9, 11, 12) und dem unentbehrlichen Florian (1, 3, 5, 6, 7, 11, 12, 36, 63, 76, 79, 81, 83, 101, 123, 129, 130), der, wie man sieht, fast mit der Mutter Gottes in Konkurrenz treten könnte; und endlich als Patron der Ortskirche von Völlan Severin (3, 9). Von weltlichen Malereien werden Sonnenuhren häufiger (38, 39, 78, 95), an den beiden Schlössern Fahlburg (96) und Katzenzungen (104) finden sich sogar deren mehrere. Sonnenuhren werden dann in den üppigeren Gegenden des Etschlandes eine fast nie fehlende Zier der Edelsitze und besseren Bauernhöfe. Für Architekturmalerei und künstlerische Fensterumrahmung ist hier noch nicht der richtige Boden; was da ist, zeugt für bescheidene Verhältnisse (2, 9, 97). Ein ehemaliges öffentliches Gebäude (82) und der Wirt »Zum schwarzen Adler« in Tisens (79) tragen den Kaiseraar. In dem auf seinen berühmtesten Sohn, den Propst Wieser, als Dichter Wynrich an der Volt genannt, stolzen Völlan sehen wir auf dem Turm- oder Voltwirthause sein Porträt (3).

Häufig treffen wir kurze Inschriften, selten eigentliche Sprüche, stets frommen Inhaltes (1, 4, 10, 53, 64, 123). Der weltliche Hauspruch zieht sich hier wie im Ultentale lieber in das Innere des Hauses zurück, wo er meist in sinniger Beziehung zu irgendeinem Gegenstande steht, der religiöse findet sich kaum ohne Bild.

Daß hier wie überall die älteren Bilder fast nie künstlerischen Wertes entbehrten, wenn nicht spätere Hände alles verdorben hätten, wurde schon zur Genüge dargetan. Es soll an dieser Stelle nur noch auf die wenigen guten Bilder hingewiesen werden: das überaus hübsche Fresko am Widum in Völlan (8 = Fig 1) und das Tafelbild beim Rainer in Sirmian (130). Außer einigen mittelmäßigen Arbeiten (3, 75, 124) ist alles übrige im heutigen Erhaltungszustande als schlecht zu bezeichnen. Die Sonnenuhren sind meist tüchtige Handwerkerarbeiten. Ihre komplizierte Konstruktion schützt sie vor Angriffen von Restaurateuren, so daß wir auch hier an den Sonnenuhren von Fahlbürg (96) und Katzenzungen, deren eine die Jahreszahl 1555 trägt, (104) die ältesten Stücke zu verzeichnen haben. Über die Künstler gilt dasselbe, was ich für Ulten gesagt habe.

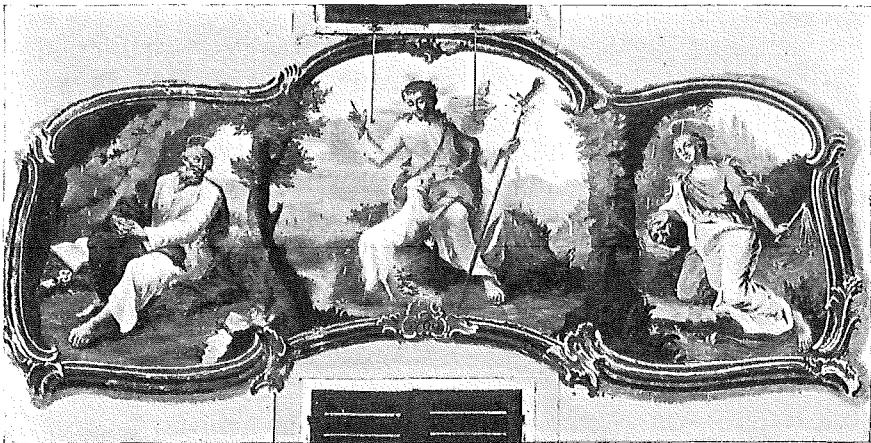


Fig. 1. Fresko am Widum zu Völlan (8).

Skulpturen an Häusern zählen zu den Seltenheiten. Wir treffen drei Madonnen (8, 84, 98) und am Nalsner Bach einen heil. Johannes Nep. (105). Ein neuer Christuskopf schlechtesten Arbeit verdient kaum Erwähnung (131).

## 2. Kreuze.

Das oben ausgeführte Zurücktreten der Kreuze betrifft — wie es ja bei den Gründen desselben sich von selbst versteht — noch weit mehr die Hauskreuze als die freistehenden, die Wegkreuze. In dem ganzen Gebiete fand ich nur fünf Hauskreuze (13, 15a, 17, 19, 55).

Die drei Grundformen der Wegkreuze habe ich auch schon in meiner letzten Arbeit dargelegt. Wir haben

1. Kreuze, die nur durch ein einfaches Giebedach geschützt sind;
2. Kreuze mit rhombischer Kasette;
3. Kreuze in Kasten ohne daraus hervorragenden Pfahl, eventuell vorn mit Glas geschützt, die also an einer Wand oder an einem

Baum befestigt sein müssen. Diese seltene Form bildet schon den Übergang zum Bildstock.

In unserem Gebiete gehört die Mehrzahl der Kreuze der zweiten Gruppe an, der weit geringere Teil der ersten und eines der dritten (54). Dazu haben wir aber noch zwei allerdings sehr seltene Zwischen-

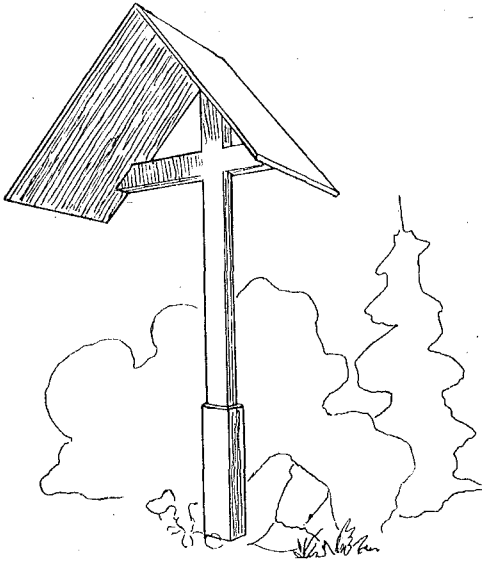


Fig. 2. Kreuz mit einfachem Giebeldach.

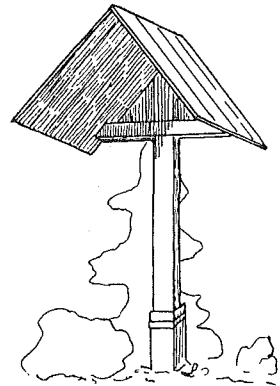


Fig. 3. Kreuz mit Giebeldach und Rückwand bis zu den Querarmen.

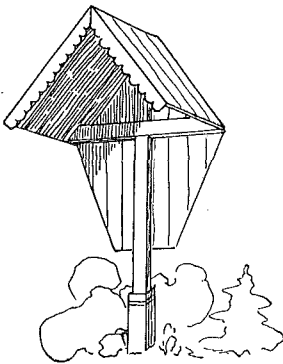


Fig. 4. Kreuz mit Giebeldach und Rückwand.

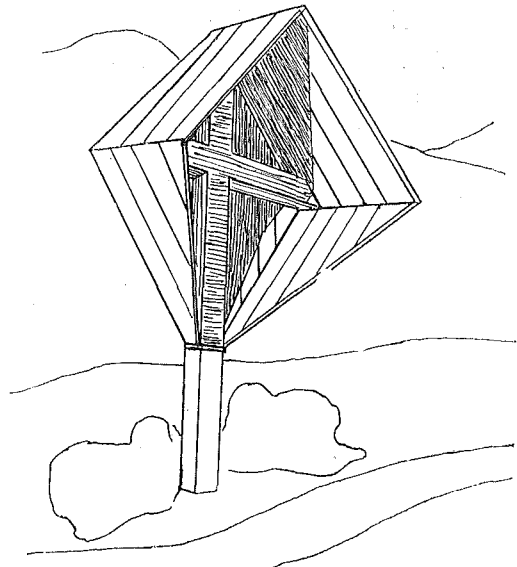


Fig. 5. Kreuz mit rhombischer Kasette.

formen, die den Übergang von der ersten zur zweiten Gruppe vermitteln, zu verzeichnen: ein Kreuz, das außer dem Giebeldach noch eine Rückwand, aber nur bis zu den beiden Querarmen herab, besitzt (88), und drei Kreuze, die zwar die volle Rückdeckung aufweisen, denen aber die unteren Seitenwände fehlen (16, 70, 107). Ich setze

der größeren Anschaulichkeit halber diese vier Formen ihrer typologischen Reihenfolge nach her (Fig. 2—5).

Hier wie in Ulten findet sich manchmal lebender Blumen- oder Fruchtschmuck an den Kreuzen. Auch die Jahreszahl am Längsbalken oder am Querholze des Kreuzes treffen wir häufig. Sie hat stets nur auf die Errichtung des Kreuzes und nicht auf das Alter des Christus Bezug. In der überwiegenden Anzahl der Fälle wird ja an den großen Kreuzstamm erst ein kleineres älteres oder auch jüngeres Kruzifix angenagelt; sogar drei Kreuze übereinander fand ich einmal (128). Seltener ist der Korpus direkt an dem großen Kreuz befestigt, was aber trotzdem nicht zum Schluß auf gleiches Alter berechtigt, wenn es auch manchmal zutrifft. Die Anfangsbuchstaben der Namen des Stifters findet man oft. Die ganz kleinen Exemplare der alpinen Region fehlen hier; die Durchschnittshöhe beträgt 3 m, doch kommen vereinzelt viel höhere Kreuze vor.

Über den Kunstwert der Kreuze in dieser Gegend kann ich nicht viel anderes als bei Ulten sagen. Eine Besserung ist aber trotzdem zu konstatieren; es fehlen die ganz gräßlichen Schnitzereien und es ist doch ein guter Prozentsatz besserer Stücke zu verzeichnen (15 a, 17, 18, 20, 67, 70, 71, 86, 87, 89, 109), wozu man noch die Arbeiten der Grödner rechnen mag, die ja öfters ganz annehmbare Handwerksware sind. Der größere Teil der Kreuze verdient allerdings auch hier nur die Note schwach oder schlecht.

Verzierungen am Kreuzholze oder an den Eisenbändern kommen selten, aber doch einigemal vor (41, 68, 69, 70, 110). Der größeren Haltbarkeit wegen beginnt man auch das Giebeldach aus Blech herzustellen. Zur Verschönerung trägt das sicher nicht bei.

Zutaten zum Kreuze finden sich hin und wieder: Inschriften und Sprüche (20, 43), einmahl Marterwerkzeuge (44), Malerei auf Rückwand und Decke (43) oder bei einem Hauskreuz am Kreuzstamm (55), auch Bilder (13, 69, 108, 110) und Skulpturen (86) — unter all diesen Maria und Johannes zweimal (86, 108) <sup>1)</sup> — Marterln (15 b, 69, 107), Arme-seelen- (89) und Totenrasttafeln (14, 20, 108), welche also hier die Bedeutung, die ihnen im Ultentale zukommt, verloren haben. Die Gründe hierfür sind ganz natürliche: die alpine Region stellt an die Träger eines Leichenkondukts viel höhere Anforderungen, eine Rast tut öfters Not, während im Tale und im Mittelgebirge weder die Dimensionen so groß, noch die Wege so anstrengend sind.

### 3. Wegkapellen und Bildstöcke.

Was ich unter Wegkapellen und Bildstöcken verstehe und worin ich den Unterschied zwischen beiden suche, bitte ich in meiner Arbeit über Ulten nachzulesen.

<sup>1)</sup> Eine Gruppe Christus mit den Schächern (86) besteht leider nicht mehr.

Wegkapellen sind selten und begegnen uns nur im Fraktionsgebiete von Prissian (116, 117, 122). Sie sind alle drei verhältnismäßig alt und interessant, entweder durch ihre Geschichte oder durch ihren Bau oder durch ihren Inhalt, besonders das »Nalsner Kreuz« (122). Dasselbe war ursprünglich jedenfalls nur ein einfaches Wegkreuz und bekam erst den Schutz durch die Kapelle, als seine Wunderkraft ruckbar wurde.

Die Bildstöcke habe ich in der Einleitung zu diesem Abschnitt als den Haupttyp des Hofschmückes im Mittelgebirge von Tisens bezeichnet. Über ihren Bau und ihre Formen gilt im großen und ganzen dasselbe, was ich für Ulten gesagt habe. Der größere Wohlstand der Bevölkerung macht sich aber in den Einzelheiten so stark geltend, daß wir denselben einige Worte widmen müssen.

Was die Ausführung und das Material des Baues anlangt, bemerken wir insofern einen Wandel, als die Sorgfalt in Anwendung von Lot und Winkelmaß, der Sinn für angenehme Proportionen, die Freude an der Fassade, kurz die Rücksicht auf das Äußere zunimmt. Ganz roh gemauerte Exemplare kommen wohl nicht mehr vor. Die Eindeckung geschieht häufig mit Steinplatten oder Ziegeln.

Die Formen erfahren eine große Bereicherung. Als Hauptgruppen, die dadurch entstehen, daß die beiden Extreme, die Kirchen- (Kapellen-) Form und der einfache Stock, aufeinander zugehen, habe ich aufgestellt:

1. den kapellenförmigen Bildstock, bei dem die Nische bis zum Boden geht und den man noch aufrecht betreten kann;
2. den Bildstock mit Mittelnische von verschiedenster Größe;
3. den einfachen Stock aus Holz und — in diesem Gebiete — auch aus Stein sowie verschiedene andere Formen in Holz.

Die erste Form findet sich nirgends sehr häufig. Genau genommen, kann man ihr nur vier Bildstöcke (33, 35, 47, 51 *b*), von denen drei (35, 47, 51 *b*) ganz neu sind und den erst seit kurzem beliebt gewordenen hohen Typus mit Spitzbogen repräsentieren, zurechnen. Ein Bildstock mit Betstuhl und altarähnlicher Stufe (61) bildet die Brücke von der Wegkapelle her. Einige andere stehen schon am Übergang zur zweiten Form (24, 26, 29, 62, 91). Die Bildstöcke dieses ersten Typs sind aus praktischen Gründen ausnahmslos vergittert. Meist sind sie ziemlich tief — davon setze ich ein recht hübsches Beispiel her (26 = Fig. 6) — seltener seicht und stehen dann der zweiten Grundform schon ganz nahe (24 = Fig. 7). Das Gitter tritt im letzteren Falle von der vorderen Öffnung an die Bildstufe zurück. Einmal begegnete mir sogar doppelte Vergitterung (61).

Der zweite Grundtypus ist der gewöhnlichste und von unerschöpflicher Variabilität. Die überwiegende Mehrzahl unserer Stücke fällt hierher (22, 23, 25 *a*, 25 *b*, 27, 28, 30, 31, 32, 34, 45, 46, 48, 49, 50, 60, 62, 72, 92, 93, 113, 115, 118, 119, 120, 121, 127, 128, 132, 133, 134,



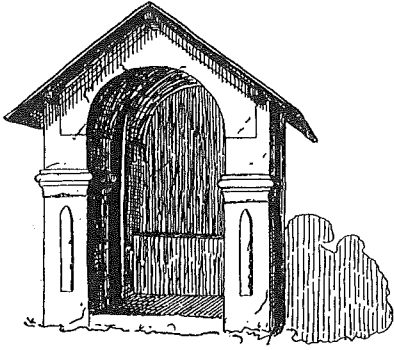


Fig. 6. Bildstock im Winkel, Völlan (26).

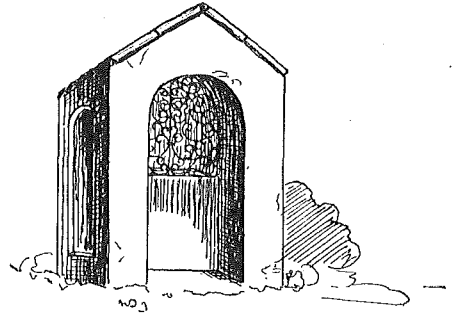


Fig. 7. Bildstock zu Obermösl, Völlan (24).

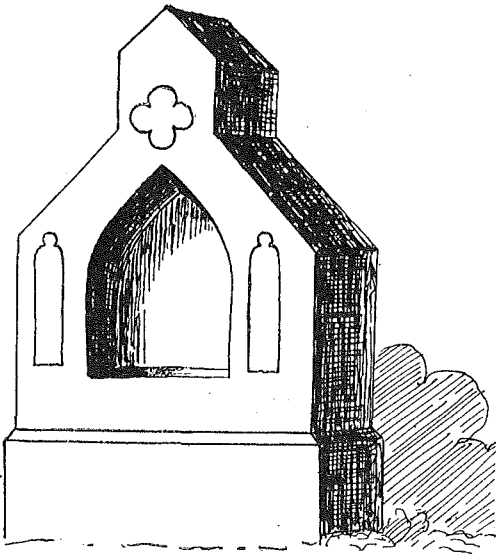


Fig. 8. Bildstock bei den Vorbicheln, Tisens (93).

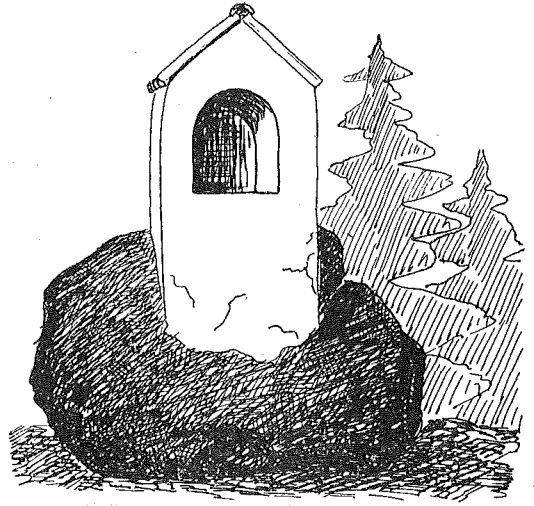


Fig. 9. Bildstock zu Unterweg, Völlan (22).

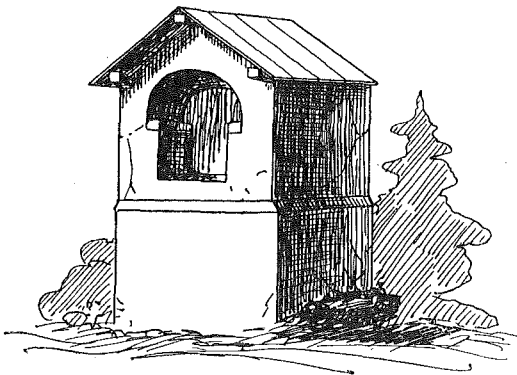


Fig. 10. Bildstock beim Dorngrütli, Völlan (23).

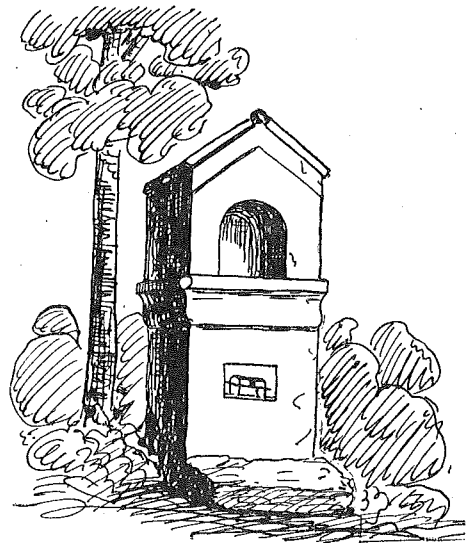


Fig. 11. Bildstock beim Steinmann, Naraun (46).

135, 136, 137). Die Nischen dieser Bildstöcke sind fast ausnahmslos rundbogig — der Spitzbogen begegnet nur einmal bei einem auch sonst mit recht absonderlichem Geschmack gebauten Exemplare (93 = Fig. 8) — gewöhnlich mittelgroß (Fig. 9 und 10), oft aber auch recht klein (Fig. 11 und 12) oder sehr weit (Fig. 13), meist mehr oder weniger tief, manchmal aber auch ganz seicht, und das stets bei Formen, die zum Stocktypus hinneigen und auf allen drei vom Weg aus sichtbaren Seiten Nischen besitzen (113, 121 = Fig. 14). Einmal kommt sogar eine recht hübsche Form mit durchgehender Nische vor (120 = Fig. 15). Blendnischen finden sich hin und wieder (24, 35, 72, 115), häufen sich manchmal (72 = Fig. 16), bleiben aber meist unausgemalt. Eine Form, wie sie uns der Bildstock auf der Platten in Völlan (28 = Fig. 17) darbietet, läßt sich trotz der scheinbaren großen Verschiedenheit von der vorhergehenden direkt ableiten: die Blendnischen zu Seiten der Mittelnischen sind zu kleinen Nebennischen geworden, die dann natürlich Ausmalung erfordern. Gitter sind bald da, bald fehlen sie.

Wie schon die paar Bilder dartun, hängt die Gesamtform des Bildstockes mit der Nischenform eng zusammen. Einer kleinen tiefen Nische entspricht ein langgestreckter niederer (Fig. 16), einer großen weiten ein breiter Bau (Fig. 13). Ein Bildstock mit seichter langer Nische (Fig. 7) wird hoch und schlank geraten, einer mit drei Nischen nebeneinander (Fig. 17) wird einer Mauer gleichen, ein Bildstock mit einer kleinen, mäßig tiefen Nische (Fig. 11 und 12) wird der Stockform sich nähern, ebenso einer mit seichten Nischen an mehreren Seiten (Fig. 14).

Das alles von freistehenden Bildstöcken. Im Mittelgebirge von Tisens begegnet uns aber eine Abart des Bildstockes, als deren besonderes Verbreitungsgebiet wir später einmal die Zone der Talsiedlungen kennen lernen werden: der Bildstock wird in eine Baulichkeit, meist in eine gemauerte Umfriedung, architektonisch eingliedert, er ist nicht mehr ein selbständiges Ganzes, sondern wird zum Gliede einer architektonischen Einheit, dazu bestimmt, deren Massenwirkung und Monumentalität zu heben. Es wird nach dem Gesagten ohneweiters klar, daß diese Benützung des Bildstockes dem Stilgefühl der Barocke entspricht und vorher ausgeschlossen erscheint, auch nachher nur noch als Residuum zu betrachten ist. Als typologische, wenn auch nicht historische Vorstufe hierzu kann vielleicht das Aufsetzen eines Bildstockes auf einen Stein (22), auf eine Brücke (45) angesehen werden. Es ist auch klar, daß bei dieser Art der Verwendung die Grenzen zwischen Bildstock und Hausmalerei in Nischen fließend werden müssen. Davon verspüren wir in unserem Gebiete, wo der Fall der Eingliederung eines Bildstockes in eine Gartenmauer mehr wie ein schüchterner Versuch auftritt (31, 50), noch nichts. Darum werden wir von der Sache ausführlicher erst bei

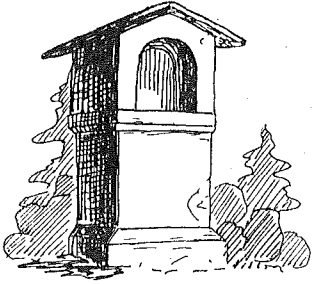


Fig. 12. Bildstock beim Plattner, Naraun (49).

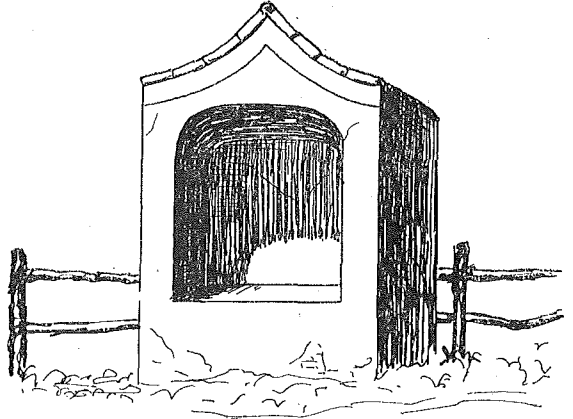


Fig. 13. Bildstock in der Kuglgasse, Tisens (92).

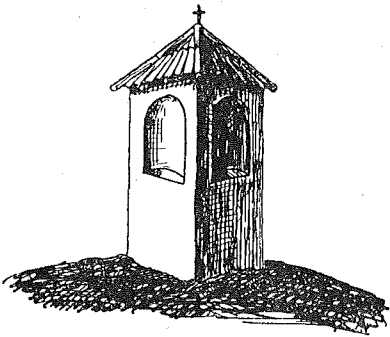


Fig. 14. Bildstock „auf dem Plortsch“, Prissian (121).

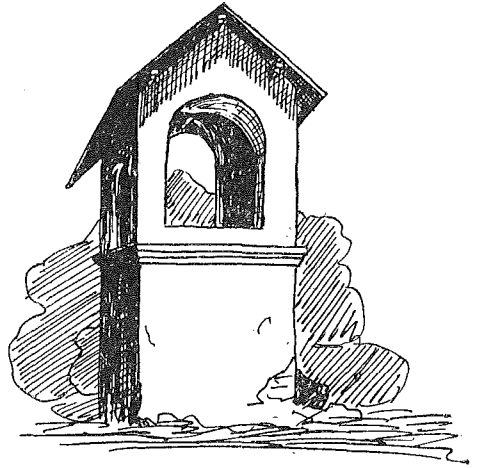


Fig. 15. Bildstock beim Saxiller, Prissian (120).

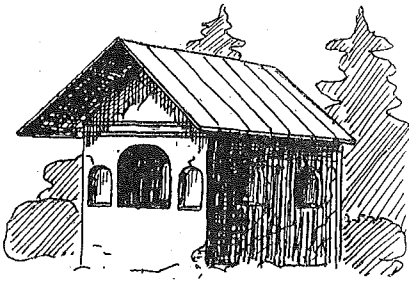


Fig. 16. Bildstock beim Unteren Mair, Gfrill (72).

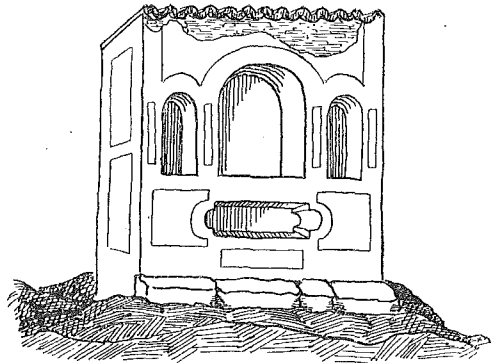


Fig. 17. Bildstock auf der Platten, Völlan (28).

anderer Gelegenheit reden. Hier sei nur noch erwähnt, daß unsere beiden Vorkommnisse zwar der zweiten Gruppe zuzurechnen, aber dem Wesen nach Bildstöcke der ersten Grundform von dieser Verwendung durchaus nicht ausgeschlossen sind.

Die altarähnliche, bald höhere, bald niedrigere Stufe ist allen den bisher besprochenen Typen gemeinsam, insoferne sie der Kapellenform nahestehen. Bei den kleinnischigen Varianten der zweiten Gruppe fehlt sie natürlich. Die Gitter sind aus Holz, Draht, Band- oder Stabeisen, letztere manchmal hübsch (24 = Fig. 18, 133). Eine Einrichtung, der wir in Ulten nicht begegneten, ein Opferstock, kommt hier einigemal vor (60, 72, 119, 122).

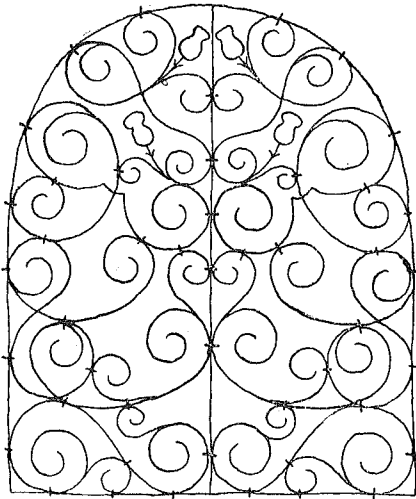


Fig. 18. Stabeisengitter am Bildstock zu Obermösl, Völlan (24).



Fig. 19.  
Bildstockfragment im »Wilden  
Tal«, Naraun (51 a).

Wir haben noch einige Vertreter der dritten Gruppe zu erwähnen: einen hübschen, in Sandstein gemeißelten Renaissancebildstock mit vier Bildflächen (51 a = Fig. 19), zu dem es von den mehrnischigen Bildstöcken mit quadratischem Grundriß (113, 121 = Fig. 14) nur mehr ein Schritt ist, eine gemauerte Bildsäule (114) und ein Bild in einem Holzkasten, an einem Baum befestigt (52) — der Übergang zu den Kasten mit Kreuz.

Für den Schmuck der Wegkapellen, ihr Inventar, können wir die Zweiteilung in unbewegliche — Bemalung — und bewegliche — Bilder, Statuen, Blumen und dergleichen — aufrechterhalten.

Figurale Bemalung der Wände findet sich häufiger als in Ulten (22, 35, 45, 48, 49, 113, 115, 121, 128), greift aber ebenfalls nur selten auf die Außenseite über. Nur das Giebfeld macht hiervon eine Ausnahme, wo Jahreszahlen, Sprüche, das Auge Gottes, der Namen Jesus, ein Gottvaterbild und dergleichen nicht ungern angebracht

werden (22, 23, 25 *b*, 26, 33, 35, 48, 49, 62, 92, 129), Giebelnischen begegnen zweimal (37, 62). Ornamentale Bemalung kommt oft, aber nur in sehr dürftiger Weise vor. Vereinzelt steht ein über und über in den grellsten Farben marmorierter Bildstock da (49).

Von dem beweglichen Inventar ist zu sagen, daß die Anstopfung der Bildstöcke mit allen möglichen miserablen Bildchen, Tafeln und Statuen, wie wir sie in Ulten gefunden haben, nur mehr selten vorkommt. Man begnügt sich hier mit dem Hauptheiligen an der Rückwand der Nische, dem öfters noch andere an beiden Seitenwänden und in seltenen Fällen auch außen angefügt werden. Blumenschmuck und dergleichen findet sich natürlich häufig. Unter den beweglichen Darstellungen nehmen den Hauptanteil Gemälde auf Holz oder Leinwand ein, während Kreuze (23, 47, 51 *b*, 61, 62, 92, 122, 127, 136, 137) und andere Skulpturen (25 *a*, 31, 35, 47, 52, 62, 114, 117, 118, 120, 122, 133, 137) sich weniger oft finden. Einmal erscheint auch eine Lithographie (50).

Die Darstellungen und Heiligen, welche uns in all diesen Malereien und Skulpturen entgegentreten, können wir wieder in drei große Gruppen scheiden. Wir haben da erstens die göttlichen Personen und die Mitglieder der heiligen Familie, teils nach den alten traditionellen Schemen zu Gruppen vereinigt, teils einzeln: die heilige Dreifaltigkeit (33), die Krönung Marias (30, 115, 134), Christus am Kreuz, Maria und Johannes (28, 34, 48, 113, 128), die Pietà, gemalt oder geschnitzt, (24, 118, 136), die kleine heilige Sippe (33), die Flucht nach Ägypten (46), Mariae Heimsuchung (72), Gott Vater (49), das Auge Gottes, am Giebel oder an der Decke, (25 *b*, 26, 28, 33), Christus (121), am Kreuz (50), an der Geißelsäule (117, 133), im Elend (120), im Grabe (118), im Grabe stehend (129), den Namen Jesus (23, 48), das Schweiß Tuch der Veronika (129), dazu die schon oben angeführten Kreuzfixe, den heiligen Geist als Taube, stets an der Decke (29, 33, 34, 117, 119), einmal auch geschnitzt, wie man ihn in den Bauernstuben trifft (127), die Mutter Gottes (25 *b*, 26, 32, 49, 60, 114, 121, 122), als Maria Hilf (22, 23, 26), als Schmerzhafte (25 *a*, 35, 137), von Lourdes (47, 62, 122, 132), von Trens (27), von Pinè (93), den Namen Mariae (25 *b*, 49), den heiligen Josef (26, 31, 47, 49, 121), die Mutter Anna (26); zweitens die verschiedenen Bauernpatrone: Martin (72, 119, 121), Sebastian (49), Florian (49), Michael (35), Georg (35), Barbara (29), Antonius Abt (116), Magdalena (119), Katharina (129), Notburg (28, 113), Leonhard (128), Isidor (113), Wendelin (28), Johannes Nep. (35, 52), Andreas von Rinn (119), Aloisius (35), Ludwig (29), Elisabeth von Thüringen (129), Chrysostomus (32); drittens endlich die Patrone der verschiedenen Orts- und Filialkirchen: Severin (23, 32), Hippolytus (48), Jakobus (48), Nikolaus (49, 72).

Über die Totenrasten wurde beim Abschnitt Kreuze einiges gesagt; einige Bildstöcke sind damit verbunden (23, 26, 28, 34, 46, 134, 135).

Der Spruch:

Betracht', o Mensch, die Totenbahr',  
Vielleicht trifft's dich noch dieses Jahr!

findet sich hier zweimal (26, 134); in Ulten fehlte derselbe — mit umgestelltem Anfang — nur selten. Auch einige Armeseelendarstellungen finden sich (23, 26, 28, 30, 113, 135), wie man sieht, mehrmals zugleich mit der Totenrast. Zu dem, was ich in meiner Arbeit über Ulten von diesen Dingen gesagt habe, ist nur noch hinzuzufügen, daß die Armeseelendarstellungen hier figurenreicher werden (bis zu fünf), daß ihnen auch eine eigene Nische eingeräumt wird (28, 35), ja daß wir sogar einem selbständigen Bildstock für eine solche Tafel begegnen (30). Eine ähnliche Neuerung ist die Errichtung eines Bildstockes für ein Marterl (45). In zwei Wegkapellen finden wir Motivbilder (116, 122). Das alles sind Vorkommnisse, die mit der oben besprochenen Zunahme des Reichtums in der Ausstattung dieser volkskundlichen Typen zusammenhängen.

Inschriften finden sich häufig, bald außen an der Mauer — und dann sehr gerne unter dem Giebel — bald innen, bald am Bilde oder auch an mehreren der genannten Orte zugleich. Sie geben meist eine Jahreszahl, die auf Errichtung oder Renovierung des Ganzen oder eines Teiles zu beziehen ist (22, 23, 24, 26, 27, 29, 33, 35, 47, 48, 52, 62, 115, 116, 117, 119), dazu oder auch ohne Jahreszahl dann oft ein kurzes Gebet, einen Anruf und dergleichen (29, 31, 33, 47, 48, 49, 92, 113, 115, 116, 121), eine Votivschrift (24, 27, 33), eine Signatur (26, 33, 45, 116), Sprüche (23, 26, 28, 30, 45, 47, 128, 134).

Was den künstlerischen Wert all der in diesem Abschnitt behandelten malerischen Arbeiten anlangt, kann ich nur wieder das alte Lied wiederholen: das meiste ist schlecht oder sehr schwach, vieles allerdings nur weil später verdorben. Hervorgehoben verdient nur der Bildstock von St. Jakob in Grissian (128) zu werden, für dessen Güte ja schon sein Alter Bürgschaft leistet (um 1500). Der welsche Maler Sorapera, der uns schon in Ulten als signierungsfreudiger Mann auffiel, begegnet uns auch hier sowohl an Häusern (76) als an Bildstöcken (26, 45, 116). Dazu ein Silovasio (33). Ein Bild des Nazareners Hintner (118) konnte ich durch Vergleich mit einem signierten in einer Grabkapelle auf dem Friedhofe von Tisens bestimmen. Etwas besser steht es mit dem Kunstwerte der Kruzifixe und anderen Skulpturen, unter denen besonders das Nalsner Kreuz (122) Erwähnung verdient.

## II. Verzeichnis.

### VÖLLAN.

#### 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

1. Mair im Turn. Südfront: Heil. Florian mit Fahne, Stotz und Haus. Daneben ein Spruch, leider größtenteils von Reben verdeckt.

Die lesbaren Teile lauten:

Im Jahre das erst ist vergangen  
 Hab ich viel Gutes von Gott empfangen  
 Ich danke dir o lieber Gott  
 Doch . . . dem . . . in meiner Noth  
 Im . . . . . angefangen  
 . . . . . und Unglück hangen  
 Ja so . . . . . und bitte dich  
 In jeder Noth beschütze mich.

Lebensgroßes, miserables Fresko.

2. Steinweiher. Architekturmalerei um Fenster und Türen. Gelb in Gelb. Barock. — Die reiche Bemalung erklärt sich daraus, daß das Häuschen 1734—1838 das Frühmeßgütl war.

3. Volt- oder Turmwirt. Westfront: Heil. Sebastian, Severin und Florian mit Kreuzfahne, Stotz und Haus, darüber Mutter Gottes mit Jesuskind. Mittelmäßiges Barockfresko. — Darunter neues Porträt des am Weinreichhof in Völlan gebornen Dichters und Propstes von Bozen Monsignore Josef Wieser († 1899).

4. Rainmann. Westfront: Maria Hilf. Schrift:

Maria hilf vnt ste uns bei  
 for Aler Gefar vns befri. 1796.

Schlechte Malerei. Die Spuren eines älteren Bildes darunter sichtbar.

5. Bründler. Westfront: Mutter Gottes mit Kind, darunter heil. Petrus und heil. Florian. 1867. Schrift:

Gott Segne dieser Haus  
 und die da gehen ein und aus. P. A. H.

Schlechte Malerei.

6. Aichholz. Ostfront: Mitte der Wand oben: Heil. Michael, den Drachen tötend. Rechts: Maria Hilf. Schrift:

18 Hl Maria Hilff bitt für uns 71.

Links: Heil. Florian. Schrift:

Hl Florian bitt für uns 1871.

Über den beiden letztgenannten Bildern Auge Gottes. Schlechte, arg verwischte Malerei.

7. Nagele. Ostfront: Gott Vater und Gott Sohn, zusammen eine Krone haltend, darüber der Heil. Geist als Taube, darunter heil. Florian mit Kreuzfahne, Stotz und Haus und heil. Sebastian. Das Ganze in Biedermeierumrahmung: zwei Säulen tragen je einen Blumentopf, darüber ein Baldachin mit Kreuz als Abschluß. Signatur: Entw. 1838. Reno. 1900. Schlechte Malerei.

8. Widum. Ostfront: Dreiteiliges Bild, in der Mitte der gute Hirt, durch Bäume getrennt rechts die heil. Magdalena als Büsserin, links der heil. Petrus als Büsser. 1769. Reizendes Fresko, wohl vom

selben Meister wie der Bildstock auf der Egg in St. Wallburg in Ulten.<sup>1)</sup> — Höher oben: Mutter vom guten Rat. Schrift:

Du Mutter d. g. Rates bitte für uns.

Neu. — In der Giebelnische eine Muttergottes-Statue.

9. **Binderhäusl.** Südwestfront: Heil. Severin und heil. Sebastian. 1834. F. H. Zwischen den beiden Buchstaben ein Zirkel (Binderzeichen). Schlechtes Fresko im Barockgeschmack. — Bescheidene Fensterumrahmungen von derselben Hand.

10. **Schneiderhütt.** Südfront: Namen Jesus und Mariae, dazwischen in einfacher gemalter Umrahmung M G 1751. Darunter in wüster Schrift der Spruch:

Mein: Onfong: und mein: End  
sted alles in Gottes Hend.

Primitivste Dekoration.

11. **Roch.** Westfront: Heil. Sebastian und heil. Florian mit Fahne, Stotz und Haus, darüber Maria Hilf. Genau dieselbe Komposition kehrt am Nachbarhofs (Meixner) wieder. Umfänglicheres Fresko, wohl ursprünglich aus dem 18. Jahrh., doch durch Übermalung ganz entstellt.

12. **Meixner.** Ostfront: Heil. Sebastian, Florian mit Fahne, Stotz und Haus, darüber Maria Hilf. 1835 (Restaurierungsdatum). Schlecht; das alte, wohl bessere Bild sieht man durchscheinen.

## 2. Kreuze.

13. **Mair im Turn.** Südfront: Hauskreuz, sehr groß. 18. Jahrh. Mäßig. — An jedem Arm Maiskolben, rechts und links zwei Farbendrucke: Herz Jesu, Herz Mariae.

14. **Lenker.** Wegkreuz. 18. Jahrh. Schlecht. Zu Füßen des Heilands Totenrasttafel, Brett im Barockgeschmacke ausgeschnitten.

15. **Runstner.** a) Nordfront: Hauskreuz. 18. Jahrh. Gut. — b) Wegkreuz. Sehr mäßig. — Am Fuße Marterl. 1898.

16. **Aicher.** Wegkreuz. An der I. N. R. I.-Tafel die Jahreszahl (der Restaurierung) 1902. Sehr mäßig, sehr schlechte Fassung.

17. **Platter.** Hauskreuz, groß. Am Kreuzstamm gemalte Jahreszahl 1882. 18. Jahrh. Gut.

18. **Kramer (Wirtshaus).** Wegkreuz. 19. Jahrh. Gut.

<sup>1)</sup> Ich habe in meiner vorigen Arbeit die Fresken auf dem Bildstock von St. Wallburg als wahrscheinliche Werke des Dorfmalers Johann Tribus bezeichnet. Der Bildstock ist bald nach meinen Aufnahmen umgeworfen worden. Sein Untergang führte zur Entdeckung des Künstlers. Der mit der Neuaufrichtung desselben betraute Maler Kassian Dapoz fand bei der Untersuchung des erhalten gebliebenen Wallburgbildes, das ich als sehr mittelmäßige Arbeit bezeichnet hatte, daß dasselbe nur von späterer Hand überschmiert worden sei, reinigte es daher nach Möglichkeit und brachte dadurch noch ein ganz annehmbares Bild zustande. Das Wichtige aber war, daß er auf der Rückseite desselben folgende Signatur entdeckte: Cassian Pockstaller in Lanna hat diesen Bildstock gemalen. Anno Domini 1768.



19. Mair im Gatter. Nordfront: Hauskreuz. Schlecht.

20. Zierererknott, alter Weg. Kleines Wegkreuz. An den Querbalken die Jahreszahl 1879 und die Schrift:

O mein Jesus Barmherzigkeit.

18. Jahrh. Sehr gut, leider dem Verfall nahe. Zu Füßen des Heilands Totenrasttafel.

21. Zierererknott, neuer Weg. Wegkreuz, in den Felsen eingelassen. Mäßig.

### 3. Wegkapellen und Bildstöcke.

22. Unterweg. Bildstock: Maria Hilf, innen an die Mauer gemalt. Schlecht. — Außen unterm Giebel die Jahreszahl 1878. — Der kleine, höchst einfache Bau sitzt auf einem mächtigen Stein auf.

23. Dorn gütl. Bildstock und Totenrast: Schlechtes Kreuzifix. — Totenrast- und Armeseeleltafel: Oben der heil. Severin und Maria Hilf, zwischen diesen der Namen Jesus mit den drei Nägeln, in der Mitte Totenbahre, unten die armen Seelen. — Außen unter dem Giebel der Name Jesus, unten unleserlicher Spruch, die Jahreszahl 1883, Totenbahre, Totenkopf. — Schmuckloses Holzgitter.

24. Obermösl. Bildstock: Mutter Gottes, von sieben Schwertern durchbohrt, mit der Leiche Christi, ein affenähnlicher Engel hält seine Hand. Votivschrift:

1834 Franz Mayrhofer und Anna Frey.

Schlechte Ölmalerei eines Fassaners auf Holz. — Hübsches, leider arg beschädigtes Stabeisengitter des 17. Jahrh. — Außen je eine leere Blendnische an den Seitenwänden.

25. Runstner. a) Bildstock: Statue der schmerzhaften Mutter Gottes. 18. Jahrh. — b) Bildstock: Maria in den Himmel auffahrend. Ölbild auf Blech im Nazarenergeschmacke, mittelmäßige Arbeit. — An der Decke Namen Mariae. — Unter dem Giebel Auge Gottes.

26. Im Winkel. Bildstock und Totenrast: Heil. Josef mit Kind, Mutter Anna mit Maria, darunter Maria Hilf, unten Arme Seelen. Signatur: Sorapera m. & pinxit. Ano 1870. Ganz schlechte Malerei. — Rahmen des Bildes Bauernschnitzerei. — An der Decke Auge Gottes. — An der Stufe Totenbahre, darüber der Spruch in einer Schrift von c. 1800:

Betracht O Mensch die Todten Bahr  
Vielleicht trifft dich noch dieses Jahr.

Außen am Giebel mit Anspielung auf den Namen des Ortes (»im Winkel«):

Das ist das Aug, So alles sicht,  
So gar auch was in Wincklen geschicht.<sup>1)</sup>

Im Giebelfeld: Renovatum Ano 1870. — Schmuckloses Holzgitter. — Hübscher Barockbau.

<sup>1)</sup> Vergl. über diesen Spruch in meiner Arbeit über Ulten Anmerkung zu Nr. 106.

27. Kobalt. Bildstock: Mutter Göttes von Trens.<sup>1)</sup> Schlechtes Ölbild auf Leinwand aus der Mitte des 18. Jahrh. — Mehrere wertlose Tafeln. — An der Decke, ganz am Außenrande, noch vor dem Gitter, umgeben von ornamentaler Freskoverzierung und Girlanden, steht die Inschrift:

J[oh]an . . . . . [h]at Gott dem den allmechtigen vn[t sein]er hoch Wirtigsten Mueter vnt Junckh [Frau]n Mariä dössen heiligen zu Ern schulligen Danckh . . . . . vnt ern dises Cäsfelle<sup>2)</sup> vnd vnt die ware ab Bi[ldung] Mariä von Drens all hieher auff disser st[ö]ll] . . . . . sözen lassen. 1745.

Die Giebelnische ist durch ein Brett verschlossen. — Einfaches Eisengitter. — Barockbau von hübscher Außen- und Innenarchitektur.

28. Auf der Platten. Bildstock und Totenrast: In der großen Mittelnische Christus am Kreuz, Maria und Johannes, in den kleineren Seitennischen rechts und links die heil. Notburg und der heil. Wendelin. In der Quernische unten die armen Seelen, rechts davon eine Totenbahre, links ein Blumentopf. Über den drei Längsnischen Auge Gottes, umgeben von Engeln. Größere freibleibende Räume und die beiden Seitenflanken des Baues sind mit blauen Füllstreifen verziert. Unter der Hauptnische Spruch in Schrift des 18. Jahrh.:

Mein Lieber Christ Ich bitte dich  
stehe still alda, vnd bett fir mich.

Die ursprünglich hübschen Freskomalereien aus dem Ende des 18. Jahrh. sind von späterer Hand vollständig verwüstet worden. — Charakteristischer Bau derselben Zeit.

29. Volt- oder Turmwirt. Bildstock: Heil. Barbara. Schrift: S. Warbara bitt für uns! 1626 Renoviert 1847.

Das Bild stammt glaubhafter Überlieferung nach aus der St. Barbara-Kapelle des Schlosses Marienburg — der Bildstock steht am Fuße des Schloßhügels — und wurde erst im Jahre 1846 von dort in den Bildstock übertragen. Ursprünglich ein Ölgemälde auf Leinwand von guter italienischer Hand, ist das Bild durch die Restaurierung und Einflüsse der Witterung fast vernichtet. — An der Stufe des Bildstockes lehnt ein Täfelchen mit der Schrift:

S. Ludovicus . . . . . Ordinis Praedicatorum.

An der Mauer über dem Barbarabilde die Inschrift:

Bitt **S. B.** für uns.

An der Decke der Heil. Geist als Taube. — Schmuckloses Holzgitter.

30. Nagele. Bildstock: Die armen Seelen, darüber Maria, die von Gott Vater und Sohn gekrönt wird, oben der Heil. Geist als Taube. Schrift:

So oft ihr sprecht in Reu' und Leid:  
Mein Jesus Barmherzigkeit!  
So oft erquückt ihr unser Herz,  
und stillt der Ablaß unsern Schmerz.

Ölbild auf Blech, ein älteres Bild überschmiert.

<sup>1)</sup> Berühmter Wallfahrtsort bei Sterzing in Tirol.

<sup>2)</sup> Soll wohl heißen Kapelle.

31. Kramer (Wirtshaus). Bildstock: Heil. Josef mit Jesuskind. Gute Zopfstatue. — Drahtgitter. — Der gemauerte Eckpfeiler des Gartenzaunes ist als Bildstock benützt.

32. Kirchtal. Bildstock: Heil. Severin, dem ein Engel eine Kirche hält, und heil. Chrysostomus, dem ein Engel ein offenes Buch hält; darüber ein Engel mit dem Spruchband: Ecce Agnus Dei, oben Mutter Gottes mit Jesuskind. Schlechte Ölmalerei auf Holz.

33. Aichholz-Raimann. Bildstock: Die kleine heil. Sippe, darüber Gott Vater und Heil. Geist. Schrift:

Josef Unterholzner 1882 Michael Gruber (Namen Jesu) INRI Silovasia.

Letzterer ist jedenfalls der welsche Restaurator des, wie es sich heute darstellt, schlechten Ölgemäldes auf Holz, da eine ältere Schrift durchscheint. — Unter dem Bilde an die Mauer gemalt die Leidenssymbole, Kreuz, Dornenkrone und Nägel. — An der Decke der Heil. Geist in Taubengestalt mitten in einem Sternenhimmel. — Außen im Giebelfelde Auge Gottes, darunter im Bogen die Schrift: Gelobt sei Jesus Christus. 1882.

34. Rainmann. Bildstock und Totenrast: Christus am Kreuz, Maria, Johannes, zu Füßen des Kreuzes Totenbahre. Schlechtes Ölbild auf Leinwand. — An der Decke der Heil. Geist als Taube im Sternenhimmel. — Drahtgitter. — Der einfache Bau ist in die Wiesenmauer hineingesetzt. Unter der Bildnische ragt eine Rinne aus dem Bildstock heraus. Heute fließt kein Wasser mehr, da der Zustand des Bildstockes ein ganz desolater ist. Die große Feuchtigkeit der Umgebung läßt aber vermuten, daß hier ehemals eine ziemlich reiche Quelle gefaßt war. Vielleicht galt sie in früherer Zeit sogar als wundertätig. Denn anders kann ich mir den singulären Fall, daß eine Quelle in einen Bildstock eingebaut wurde, nicht recht erklären. Die Leute hatten zwar alle Kenntnis von dem eigenartigen Bildstocke, wußten mir aber keine Erklärung.

35. Widum. Bildstock (neu): Schmerzhaftes Mutter Gottes, gute lebensgroße Barockstatue, die erst der gegenwärtige Kurat aus Salzburg bekommen hat. — In der Stufe Armeseelennische, aber leer. — An die Hinterwand gemalt: Heil. Aloisius zwischen zwei Engeln; an die rechte Seitenwand: »St. Michael, Patronus Ecclesiae«; an die linke: »St. Georgius, Patronus Ord. Teuton.« An der Decke Ornamente. Alles neue Malerei (1904). — In der rechten Blendnische außen: Heil. Johannes Nep. 18. Jahrh. Schlecht. Die linke Blendnische ist leer. — Im Giebelfelde die Jahreszahl 1904 (Renovierung). — Neuer gotischer Bau; früher stand an der Stelle ein alter Bildstock.

## NARAUN.

### 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

36. Biegl. Westfront: Maria Hilf. — Heil. Florian. Zwei nebeneinander stehende gräßliche Bilder in Freskotechnik.

37. Obermair. Westfront (ober der Haustüre): Namen Jesus und Mariae.

38. Steinmann. a) Südfront: Sonnenuhr. 1771. — Am Stiegenhause: Namen Mariae. Übertüncht. — b) Westfront: Maria Hilf in Blumentumrahmung. Zu beiden Seiten des Bildes in der Mitte der Höhe die Jahreszahl 1850, oben 1853. Elende Fassaner Malerei.

39. Bachler. Südfront: Sonnenuhr. 1717.

## 2. Kreuze.

40. Untermair. Wegkreuz. Roh.

41. Biegl. Wegkreuz. Am Kreuzstamm die Jahreszahl 1909 (Renovierung). Greulich.

42. Hofstetter. Wegkreuz. Zu Häupten des Christus die Jahreszahl 1883. Schlecht.

43. Ulpmer. Wegkreuz. Mäßig. Das Dach ist inwendig mit Sternen bemalt. An die Rückwand der Kasette ist über den beiden Querästen des Kreuzes rechts der Name Mariae, links der Name Jesus gemalt. Unter dem Querbalken auf rechts und links verteilt der Spruch (Schrift von c. 1850):

Wer Betrachtet Jesu Leiden  
der wird die Sünde Ewig meiden.<sup>1)</sup>

44. Innerer Widmer. Wegkreuz mit Lanze und Schwamm. An den Querbalken die Jahreszahl 1867. Alt, schlecht, baufällig.

## 3. Wegkapellen und Bildstöcke.

45. Talmühle. Bildstock: Marterlbild, auf dem die Gegend, die Mühle, die Brücke mit den daneben aufragenden brüchigen Felsen, der Verunglückte betend und abstürzend dargestellt ist. Signatur: Sorapera. Schrift:

Am 2<sup>ten</sup> April 1880 verunglückte hier in diesen thale der tugendsame Jüngling Josef Prinoth Müller Sohn im 22<sup>sten</sup> Jahre seines Alters. Er arbeitete mit seinen Bruder und 2 andern Männer an der Wasserleitung die zur Mühle führt, wo er plötzlich von einem Großen vom Berge herabrollenden Stein getroffen, eines augenbliklich schnellen Todes starb.

Lebe stets in Sorgen,  
rechne nicht auf lange Zeit;  
denn auch dir ist die Stunde verborgen,  
die dich ruft zur Ewigkeit.<sup>2)</sup>  
Mein Jesus Barmherzigkeit,  
H. gib ihm die ewige Ruhe.

Echte schlechte volkstümliche Fassaner Malerei. — Der Bildstock ist auf das Brückengeländer aufgesetzt.

<sup>1)</sup> Hörmann: „Grabschriften und Marterln“ III, S. 144, Zinggen bei Brixen. — Eigene Sammlung: auf einem Kreuze am Wege von Platt nach Ulfas; auf einer Sterzinger Horndose 18. Jahrh.

<sup>2)</sup> Vergl. in meiner Arbeit über Ulten Nr. 17 und 98.

46. Steinmann. Bildstock und Totenrast: Flucht nach Ägypten. Ölbild auf Holz, flüchtige Malerei. — Außen unten eine Totenrasttafel eingelassen.

47. Obermair. Bildstock (neu): Crucifixus. Auf der I. N. R. I.-Tafel 1883. Mäßig. Ausgemalt im neuen gotisierenden Kirchendekorationstil. Spruchbänder an der Decke:

O Jesu drücke deine Schmerzen  
Tief in aller Christen Herzen;  
Laß mir deines Todes Pein  
Trost in meinem Tode sein.

An der Rückwand rechts:

Mein Jesus Barmherzigkeit! Süßes Herz Mariae sei meine Rettung!

Links:

Würdig aller Verehrung der Engel und Menschen.

Himmel und Erde wissen, daß der, welchen du beschützezt, nicht verloren geht.

In einer Nische der rechten Seitenwand neue Statue des heil. Josef, links Lourdes-Muttergottes aus Porzellan. — Einfaches Eisengitter. — Früher stand hier ein einfaches Wegkreuz.

48. Rainmann. Bildstock: An der Rückwand der Nische Christus am Kreuz, Maria, Johannes, an der rechten Seitenwand »St. Hippolitus«, an der linken »St. Jacobus«, an der Decke Namen Jesus und die drei Nägel. Greuliche Malereien auf die bloße Wand, stark verwischt; die alten, jedenfalls besseren Bilder sind über-schmiert. — Im Giebfeld die Jahreszahl 1832.

49. Plattner. Bildstock: An der Rückwand der Nische Mutter Gottes mit Kind, Schrift: »H. Maria bitt für uns«, an der rechten Seitenwand »H. Florian«, an der linken »H. Josef«, an der Decke Namen Mariae. Außen im Giebfelde Gott Vater, an der rechten Seitenwand »H. Nicolaus«, an der linken »H. Sebastian«. Der ganze übrige Bau ist in buntester Weise marmoriert. Erbärmliche welsche Malerei, stark ruiniert.

50. Bachler. Bildstock: Christus am Kreuz, von Feldfrüchten umgeben. Lithographie. — Ein Pfeiler der Gartenmauer ist als Bildstock benützt.

51. Metzlangraben (Wildes Tal), Völlaner Weg. a) Bildstock: Gebrochen und außer Gebrauch. Gute Steinmetzarbeit des 16. Jahrh. (beste Renaissance mit gotischen Anklängen). Das Material ist Sandstein. Der Bildstock zeigt noch die ursprüngliche »Stockform«. — An ihn knüpft — wohl durch Übertragung — sich die Sage, daß bis hierher im Jahre 1809 die Franzosen gekommen seien und zum Andenken daran der Bildstock errichtet worden sei. — b) Bildstock (neu): Großes Kreuz. Wende des 17. zum 18. Jahrh. Gut.

52. Metzlangraben (Wildes Tal), Lananer Weg. Bildstock: Heil. Johannes Nep. Zopfstatue. — Holzkassette mit der Jahreszahl 1845 an einer Pappel.

## PLATZERS.

### 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

53. Badl. Ostfront, zu beiden Seiten der Türe: Rechts heil. Josef. Schrift:

O Jesus, Maria und Joseph Bitt für uns an unserer armen letzten sterbestunde.

Links: Mutter Gottes. Schrift:

Mit deiner Hilfe siehe uns an  
Hunger und Pest Wende hint an  
Vorm Feinde beschütze uns fortan  
In Todesnoth nimm dich unser an. 1867.<sup>1)</sup>

Elende Fassaner Malereien.

### 2. Kreuze.

54. Hauser (Wald). Wegkreuz in einer Kasette mit der Jahreszahl 1846 an einer Buche. Unter die Füße des Christus gemalte Jahreszahl 1872. Schlecht, im Verfall.

55. Hauser. Hauskreuz. Am Kreuzstamm gemalte Jahreszahl 1903 (Neufassung). Mäßig. Die Balken sind mit für die Fassaner Kunst typischen Rosen verziert.

56. Jochberg. Wegkreuz.

57. Außerer Berg. Wegkreuz.

58. Kehrerwald. Wegkreuz. An den Querbalken die Jahreszahl 1891. Mittelmäßig, neue Fassung.

59. Moser. Wegkreuz. Korpus mit sehr realistischer Wiedergabe der Leidensspuren, mäßig.

### 3. Bildstöcke.

60. Hauser. Bildstock: Mutter Gottes mit Kind. Schlechte Holzplastik. — Mehrere wertlose Tafeln. — Opferstock. — Rohes Eisengitter.

61. Hofer. Bildstock: Kreuz. 18. Jahrh. Mäßig. Mehrere andere wertlose Tafeln. — Innen vor der altarähnlichen Stufe Eisengitter, davor ein Betstuhl, außen halbhohe Holzgitter.

62. Marzein (der Bildstock gehört aber dem Malleierhofe). Bildstock: Lourdes-Muttergottes in Grotte. -- Im Giebelfeld die Jahreszahl 1900. — In der Nische darunter kleines Kruzifix, schlecht. — Neues Eisengitter.

## GFRILL und FREIENBERG.

### 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

63. Unterer Mair. Westfront: Heil. Florian. Schlecht. Schrift: Pinxsit MDCCCLXXV.

64. Haselrast. Nordfront: Maria Hilf. MDCCCLII. Schrift:

O Maria Hilf uns alle Zeit,  
wir bitten Dich all' zugleich,  
Verlaß uns nicht im letzten Streit,  
u. führe uns ins Himmelreich.

1903 von einem herumziehenden deutschen Maler greulich restauriert.

<sup>1)</sup> Vergl. über diesen Spruch in meiner Arbeit über Ulten Anmerkung zu Nr. 58.

65. P ä r l. Südfront: Maria Hilf. 1873. Schlecht.

### 2. Kreuze.

66. Unterer Mair. Wegkreuz. Mäßig, schlechte Fassung.

67. Im Walde ober der Kirche. Wegkreuz. Am Kreuzstamm die Jahreszahl 1867. Neu, gut.

68. Baumann-Tal. Wegkreuz. Am Kreuzbalken die Jahreszahl 1811. Sehr schlecht.

69. Egger. Wegkreuz. Am Kreuzbalken die Jahreszahl 1854. Kreuzstamm und -Balken mit primitiver Verzierung. — Am rechten Kreuzarm ein Marterl 1811, links eine heilige Nonne, schlechtes Ölbild auf Leinwand.

70. Häusler. Wegkreuz. Am Kreuzbalken die Jahreszahl 18.. (das übrige verwischt). Gut.

71. Gampenpaß. Wegkreuz. 1857. Gut.

### 3. Bildstöcke und Wegkapellen.

72. Unterer Mair. Bildstock: Heil. Martin; rechts: heil. Nikolaus mit der Ortskirche; links: Mariä Heimsuchung. Schlechte Ölbilder auf Holz. — Opferstock. — Einfaches Bandeisengitter mit fünf Mittelrosetten. — Einfacher Bau mit je einer Blendnische rechts und links von der Hauptnische, je zwei auf beiden Längsseiten.

## TISENS.

### 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

73. Resch. Südfront, im Giebfeld des Erkers: Maria Hilf. Ursprünglich mäßiges älteres Fresko, 1903 von einem herumziehenden deutschen Maler greulich restauriert.

74. Oberer Gspirn. Ostfront: Maria Hilf. Elende Fassaner Malerei. 1800—50.

75. Holer. Südfront: Maria Hilf, wird von zwei Engeln gekrönt. 1756. Mäßiges Fresko.

76. Eckhaus. Südfront: Heil. Florian mit Kreuzfahne, Stotz und Haus. 18. Jahrh. Signatur: Soraperra pinxit 1886. Der gute Mann schmückt sich hier augenscheinlich mit fremden Federn; er dürfte aber jedenfalls an dem Bilde herumgepfuscht haben, was demselben sehr übel bekommen ist.

77. Gaßbauer. Westseite, zu beiden Seiten über dem Einfahrtstor: Bildnischen, zugetüncht (oder nie ausgemalt?).

78. Abraham (Berger, Gasthaus »Zum Stern«). Südfront: Sonnenuhr. 1657.

79. Schwarzer Adler. a) Nordfront: Österreichischer Kaiseradler, c. 1850. — b) Ostfront: Heil. Florian. 18. Jahrh. Durch Restauration verdorben. — c) Südfront: Maria Hilf. Schrift, oben: Auxilium

Christianorum. Ora pro nobis. Unten: Renovatum & Pinxit, ano MDCCCXVIII. Urprünglich gutes Bild des 18. Jahrh. Durch die Restauration verdorben.

80. Pfl eger (Gasthaus »Edelweiß«). Südfront: Maria Hilf. Sehr schwach, durch Restauration verdorben.

81. Altm esner (Mairhaus). Nordfront: Heil. Florian mit Mühlrad, Haus, Stotz. 1882 (Restauration). Zopf, schwach.

82. Armenhaus. Nordfront, über dem Haustor: Ornamentale Umrahmung, früher jedenfalls um ein Bild, heute um das moderne Herz Jesu-Blechemblem. Als Umschriften Sätze aus der Herz Jesu-Litanei. — In der Mitte der Wand sieht man durch die Tünche einen mächtigen Kaiseradler.

83. Wegscheid. Ostfront: Maria Hilf. Schrift: H. Maria P. f. U. (Bitt für Uns). — Heil. Florian mit Mühlrad, Haus und Stotz. 1879 (wohl Restauration). — Beides schlechte Fassaner Malereien.

84. Oberlatscher (Neubau). Ostfront, Giebelsnische: Schmerzensmutter. Gute ältere Statue, jedenfalls aus anderer Verwendung.

85. Keßler. Südfront: Maria Hilf und andere Heilige. 18. Jahrh.(?) Ganz verblaßt.

## 2. Kreuze.

86. Latscher. Wegkreuz. Am Kreuzstamm gemalt die Jahreszahl 1909 (Datum der Restaurierung und Neufassung). 18. Jahrh. Gut. Statuen der Maria und des heil. Johannes. 1909 hinzugefügt, Arbeiten des Bildhauers Santifaller in Meran. — Bis dahin waren zu den Seiten des Herrgottes die beiden Schächer angebracht, gleichfalls tüchtige Arbeiten des 18. Jahrh. Die ganze hübsche Gruppe war von einem Giebeldache geschützt. Sie bildete lange Zeit einen Zankapfel zwischen den Burschen von Völlan und Tisens, da keine der beiden Parteien den linken Schächer auf der Seite ihres Dorfes haben wollte. So wurde die große, schwere Gruppe denn oft des Nachts hin und her versetzt, was ihrer Erhaltung nicht eben förderlich war. Durch die Entfernung der beiden Schächerfiguren, die sehr zu bedauern ist, erscheint nun der Zwiespalt allerdings dauernd geregelt.

87. Mühlhäusl. Wegkreuz. 18. Jahrh. Mittelmäßig. Scheint vom gleichen Künstler zu stammen wie das vorige Kreuz.

88. Föbaner. Wegkreuz, ganz ans Haus gestellt. 18. Jahrh. Mäßig.

89. Wegscheid. Wegkreuz am Brunnen. 17. Jahrh. Gut. — Zu Füßen des Heilands Armeseelentafel. 18. Jahrh. Durch mehrfache Restauration verdorben. Schrift:

Erbarmet eich mein, doch Ihr meine Freinde.

90. Oberer Latscher. Wegkreuz. Ältere Bauernarbeit. Sehr schwach.



## 3. Wegkapellen und Bildstöcke.

91. Föban. Bildstock. Abgekommen. Ein Bildüberrest noch vorhanden. Wird zur Aufbewahrung von Feldgerät benützt.

92. Kuglgasse. Bildstock: Kreuz. 19. Jahrh. Mäßig.

93. Vorbichl. Bildstock: Mutter Gottes von Pinè. Sehr schwaches Ölbild auf Leinwand, Anfang des 18. Jahrh., in Barockrahmen mit der Inschrift: Mater admirabilis ora pro nobis. — Spruchband unterm Giebel unleserlich.

## PRISSIAN.

## 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

94. Baumannhaus zu Zwingenburg. *a)* Westfront: Maria Hilf. 1879. Schlechte Fassaner Malerei. — *b)* Südwestecke: Leere Nische.

95. Gasteig. Südfront: Sonnenuhr. Renaissance.

96. Fahlburg. *a)* Westfront: Sonnenuhr. 1640. Links und rechts Wappen, darunter Namen Mariae. — *b)* Südseite des Westerkers: Sonnenuhr. Arg verwittert. — *c)* Ostfront: Sonnenuhr. Arg verwittert.

97. Baumann zur Fahlburg. Einfache, originelle Renaissance-Tür- und Fensterumrahmung, Fresko. Sehr verwittert.

98. Feldsaltner. Nordfront: Mutter Gottes mit Kind. Neue Grödner Statue.

99. Oberwirt. Südfront: Spruchbänder mit Sätzen aus der Herz Jesu-Litanei. Mitten Herz Jesu-Blechblem, von Strahlen umgeben.

100. Gasthaus »Zum Mohren«. Westfront: Erscheinung der Lourdes-Muttergottes. Schlechte neuere Malerei.

101. Bruggwirt. Westfront, oben: Mutter Gottes mit Kind. — Unten: Heil. Florian mit Fahne, Haus und Stotz. Beides schlechte Fassaner Malereien.

102. Sattler. Ostfront: Mutter Gottes mit Kind in Blumenumrahmung. Schlechtes Fresko.

103. Mentele. Nordfront: Gemalter Rahmen eines Bildes mit Zinnen.

104. Katzenzungen. *a)* Westfront: Sonnenuhr. — *b)* Südfront: Sonnenuhr. 1555.

105. Nalsenbacher. Ostfront, Giebelnische: Johannes Nep. Schlechte Statue des 18. Jahrh.

106. Magner. Südfront: Maria Hilf. 1831. Schlechtes Fresko.

## 2. Kreuze.

107. Zwingenburg. Wegkreuz. Schlecht. — Zu Häupten des Heilands Marterl.

108. Fieger. Wegkreuz. Am Kreuzbalken die Jahreszahl 1873. 18. Jahrh. Sehr schwach. Maria und Johannes auf ausgeschnittenen

Brettern gemalt. Sehr schlecht. — Zu Füßen des Heilands Totenrasttafel. Schrift:

Bitt für uns arme Seelen im Fegefeuer.

109. Sandbichl. Wegkreuz. Am Kreuzstamm die Jahreszahl 1909. Neu.

110. Saxiller (»Klammekreuz«). Wegkreuz. 18. Jahrh. Gut. Unten um den Kreuzstamm Eisenband, darauf eingestanzt Herz Jesu und die Jahreszahl 1865.

111. Tscharnag. Wegkreuz. Schlecht.

112. Prissianer Au. Wegkreuz.

### 3. Wegkapellen und Bildstöcke.

113. Beim hohen Bild (»Hoachnbild«). Bildstock: Christus am Kreuz, Maria Johannes in der Mittel- (West-) Nische, darunter Armeseelendarstellung. Schrift:

O Herr gib ihnen die ewige Ruh' und das ewige Licht leuchte ihnen.

Heil. Isidor in der Südnische. Schrift:

St Isidor bitt für uns.

Heil. Notburg in der Nordnische. Schrift:

Sta Nothburga bitt für uns.

Fresken des 18. Jahrhunderts, durch neue fade Restauration reizlos gemacht.

114. Zwingenburg. Bildstock in Säulenform an der Einfahrt: Mutter Gottes. Neue Statue von Bildhauer Santifaller in Meran.

115. Baumann zu Zwingenburg. Bildstock: Gott Vater, Gott Sohn und Gott Heil. Geist krönen Maria. Miserable Malerei auf der bloßen Mauer. — Außen unter der Nische Schrift:

Selig sind, die ein reines Herz haben;

Denn sie werden Gott anschauen.

Erneuert 1902. Matthäi 5, 8.

Blendnischen an den Seitenwänden des Bildstockes mit Resten von Fresken.

116. Töniger. Wegkapelle: Antonius Abt in einem Buche lesend mit einem Schwein (der »Fäkentoni«), rechts unten, klein: Antonius wird von einem Weibe versucht, der Teufel sieht zu, links: eine Kirche.<sup>1)</sup> Auf dem Buche die Schrift:

HErr ich habe nach deinem Heil verlangt. Dein Gesetz ist meine Betrachtung. Psalm CXVIII.

Am Bilde links unten:

Hl. Antonius der Einsiedler. 1895. M. G.

<sup>1)</sup> Hier stand ehemals eine Antoniuskirche, von der sich nur mehr die Ringmauern erhalten haben. Das kleine Bild soll daran erinnern. Die Tradition ist im Volke noch rege. Vgl. Tarneller: Die Hofnamen des Burggrafenamtes. Meraner Gymnasialprogramm 1898, S. 169, und Atz und Schatz, Der deutsche Anteil des Bistums Trient IV, 1905, S. 91.

Rechts unten: Soraperra. Durch die Restaurationen verdorbenes älteres Ölbild (wohl aus der Kirche). Mehrere wertlose Tafeln; zwei Votivtafeln, eine von 1758, die andere von 1760.

117. Garber. Wegkapelle: Christus an der Säule: Lebensgroße schlechte Holzskulptur des 18. Jahrhunderts. — An der Decke der Heil. Geist als Taube, an der vorderen Giebelwand innen die Jahreszahl 1886 (Ausmalung). — Neues Eisengitter.

118. Lidl. Bildstock: Pietà. Gutes Ölgemälde von Hintner (Nazarener-Schule). — Darunter: Leiche Christi. — Mäßige Holzskulptur des 18. Jahrhunderts. — Wertlose Tafeln.

119. St. Martin. Bildstock: Heil. Martin mit dem Bettler. — Linke Seitenwand der Nische: Marterung des heil. Andreas von Rinn durch die Juden, überstrichen, da die Entmannung in äußerst realistischer Weise dargestellt ist. — Rechte Seitenwand: Heil. Magdalena als Büßerin. Alles elende Ölmalereien auf Holz. — An der Decke: Heil. Geist als Taube. Dahinter: M. G. 1887 (Ausmalung). — Außen am Giebel Auge Gottes. — Opferstock. — Einfaches Eisengitter.

120. Saxiller. Bildstock: Unser Herr im Elend. Sehr schwache Holzstatue des 18. Jahrhunderts. — Hübscher Bau mit durchgehender Hauptnische, Kreuzgewölbe und Blendnischen auf den beiden anderen Seiten.

121. Auf dem Plortsch. Bildstock: Jesus und Maria in der Mittel- (West-) Nische. Schrift:

Süßes Herz Jesu sei meine Liebe!  
S. H. Maria sei meine Rettung!

Unter der Nische die Schrift:

Herr gib ihnen die ewige Ruh,  
das ewige Licht leuchte ihnen.

Heil. Martin in der Südnische. Schrift:

Bitt für uns o hl. Martin!

Heil. Josef in der Nordnische. Schrift:

Hl. Josef, du Vorbild der Reinigkeit und Helfer in allen Nöthen und Anliegen, bitte für uns!

Fade moderne Restaurationen älterer Fresken.

122. Nalsner Kreuz. Wegkapelle: Kreuz. Ende des 16. Jahrh. Sehr schön. Wird als wundertätig weit und breit verehrt.<sup>1)</sup> — Viele Votivtafeln (die älteste datierte von 1779) und zahlreiche andere Bilder. — In der Giebelnische mit Holztüren: Angekleidete Mutter

<sup>1)</sup> Vergl. Atz und Schatz, der deutsche Anteil des Bistums Trient, IV. 1907. S. 104: „Die heil. Kreuzkapelle, eine Viertelstunde von dem Dorfe (Nals) — kirchlich gehört die Kapelle dorthin — entfernt, am Wege nach Tisens, von wo aus auch ein Kalvarienberg beginnt. Hier wird ein großes Kruzifix seit über hundert Jahren hoch verehrt und die Kapelle aus der Umgegend, besonders zur Fastenzeit, fleißig besucht. Die Gemeinde (Nals) zieht jährlich am Dienstag in der Bittwoche dahin und auch sonst in besonderen Anliegen wegen der Feldfrüchte.“ Nach S. 88 begibt sich auch am zweiten Maiensonntag ein Kreuzgang dorthin.

Gottes mit Kind. 18. Jahrh. — Außen links Weihbrunnstein mit neuer Lourdes-Muttergottes. — Opferstock. — Hübsches Frühbarockeisen-gitter. — Frühbarockbau.

GRISSIAN.

1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

123. Karnol. Nordfront: Mutter Gottes mit Kind. Spruch un-leserlich. — Daneben heil. Florian mit Fahne, Stotz und Haus. Schlechte Fassaner Malereien.

124. Widum. Nordfront: Maria Hilf. 18. Jahrh. Mäßig.

2. Kreuze.

125. Mair im Turm. Wegkreuz. 1906. Neue Grödner Arbeit.

126. Wieser. Wegkreuz. 18. Jahrh. Mäßig.

3. Wegkapellen und Bildstöcke.

127. Gasser. Bildstock: Kreuz mit natürlichen Feldfrüchten. 18. Jahrh. Gut. — An der Decke geschnitzter Heil. Geist als Taube. — Verschiedene Tafeln. — Holzgitter.

128. St. Jakob. Bildstock: Christus am Kreuz, Maria und Johannes, unten kniend die Stifter, deren Gesichtszüge an Maria und Johannes sich wiederfinden. Vom Manne geht ein Spruchband aus:

O fili dei,

Miserere mei.

Linke Seitenwand der Nische: Heil. Katharina mit Rad und Schwert und heil. Elisabeth von Thüringen mit Blumenkorb. — Rechte Seitenwand: Heil. Leonhard (?) mit Kette und Buch und heil. Bischof (ganz verwischt). — Decke: Schweiß Tuch der Veronika. — Außen am Giebel: Christus, bis zur Mitte aus dem Grabe sich erhebend, zeigt auf seine Wundmale, rechts und links ein Engel mit Marterwerkzeugen. Alles hübsche Fresken aus dem Ende des 15. Jahrh., leidlich renoviert.<sup>1)</sup> —

<sup>1)</sup> Vergl. Atz und Schatz, Der deutsche Anteil IV, S. 98. — Karl Domanig hat den Bildstock noch vor der Restaurierung gesehen und schreibt darüber in den Mitteilungen der Zentralkommission 1886, S. XXXV: „Größtenteils sehr gut erhalten sind die Gemälde, mit welchen die kleine Kapelle unten am Fuße des Hügels bedeckt war. Das Hauptbild in der Nische zeigt Christus am Kreuz, neben ihm die heil. Maria und Johannes und zwei Donatoren; in dem die Nische überwölbenden Bogen: oben das mächtige Haupt Gott Vaters, unten rechts die heil. Elisabeth von Thüringen und Katharina, links nicht mehr kenntliche Heilige. Außen, im Dreieck unter dem Dache, Christus in der Kelter (oder im Grab? Die Darstellung ist nicht völlig erkennbar) zwischen zwei schwebenden Engeln. Die Bilder darunter sind zerstört. Kein großer Künstler, aber ein tüchtiger Handwerker spricht aus diesen Gemälden, die an ein Bildstöckchen in Gufidaun, dessen Darstellungen die Jahreszahl 1504 oder 1505 tragen, erinnern.“ — Meine Beschreibung des Bildstockes differiert an einer Stelle erheblich von der Domanigs. Er sah nämlich an der Decke des Bildstockes ein Haupt Gott Vaters, ich das Schweiß Tuch der Veronika. Ich kann von Wien aus nicht mehr kontrollieren, wieso diese Divergenz entstanden sein mag. Domanig beschrieb den Bildstock noch vor der Renovierung und sah vielleicht nur mehr undeutliche Reste, die ihn trugen. Oder es hat der Restaurator aus dem Haupte Gott Vaters ein Haupt Christi gemacht. Restauratoren können ja bekanntlich noch viel mehr.

Der Bildstock selbst ist ohne nennenswerte Architektur. — In die Bilder sind verschiedene Namen und Jahreszahlen eingeritzt, davon der älteste: Caspar Silvanus Chaldarii Cuperato . . . . 1551. Ferner 1555, 1561.

### SIRMIAN.

#### 1. Malereien und Skulpturen an Häusern.

129. Finner. Ostfront: Heil. Florian mit Fahne, Haus und Stotz. Schlechte Fassaner Malerei.

130. Rainer. Südfront: Heil. Florian. 17. Jahrh. Gut. In hübschem gleichzeitigen Rahmen.

131. Meßmer zu St. Apollonia. Südfront: Mutter Gottes mit Jesuskind. Gute italienische Malerei des 17. Jahrh., aber verschmiert. — Darunter ober dem Balkontürsturz Wappenschild mit Christuskopf. Neu, sehr schlecht (Handwerkerarbeit).

#### 2. Kreuze.

Keine.

#### 3. Wegkapellen und Bildstöcke.

132. Mairhof. Bildstock: Lourdes-Muttergottes in Tropfsteingrotte. Blumen, Farbendrucke.

133. Rauch. Bildstock: Christus an der Geißelsäule. 18. Jahrh. Mäßig. — Der ganze Bildstock im Fassaner Geschmacke bemalt. — Schönes Bandeisengitter des 17. Jahrh., leider ganz ruiniert. — Der Bildstock ist an das Haus angebaut.

134. Stocker. Bildstock und Totenrast: Gott Vater und Sohn reichen Maria die Krone; darunter Straße, worauf eine Totenrast steht. Schrift:

Betrachte o Mensch die Toten Barr  
vielleicht trifft diech noch dieses Jahr.

Darunter arme Seelen. — Schändliche Ölmalerei auf Holz. — Einfaches Bandeisengitter.

135. Finner. Bildstock und Totenrast: Herz Jesu, rechts unten arme Seelen, links Totenbahre. Erste Hälfte des 19. Jahrh. Sehr schwache Fassaner Malerei auf Holz. — Einfaches Bandeisengitter mit Rosetten an den Kreuzungsstellen.

136. Schöntor (unterhalb Pairsberg). Bildstock: Kreuz. Mäßig. Darunter kleine neuere Pietà.

137. Rainer. Bildstock: Kleines Kruzifix. — Schmerzhaftes Mutter Gottes. Schlecht. — Holzstatuette. Andere Tafeln (Glasmalereien).

## Zur Geschichte der Heizung im Bauernhause. — Das Wort „Stube“.

Von Anton Dachler, Wien.

(Mit 4 Textabbildungen.)

Über die Art der alten bäuerlichen Heizung in Österreich haben wir nur wenige unmittelbare Nachrichten, und man ist geneigt, sie auf Grund gegenwärtiger oder jüngst vergangener Verhältnisse für sehr einfach anzunehmen. Jedenfalls konnte man sich keine nähere Vorstellung von der Art und den Fortschritten derselben machen. An der Hand der Taidinge<sup>1)</sup> soll nun versucht werden, den ursprünglichen Stand und Gang der Verbesserung festzustellen. Diese alten Gemeindeordnungen gehen in der Regel viel weiter zurück, als die über Hauswesen handelnden Urkunden, teilweise sind sie Kopien älterer Fassungen und die frühesten ursprünglich jedenfalls nur Aufzeichnungen uralter, mündlich überlieferter Satzungen. Aus der Erwähnung oder Verschweigung verschiedener Einrichtungen lassen sich durch Vergleichung mit jüngeren Nachrichten oder der Jetztzeit ziemlich genaue Schlüsse ziehen.

Die Volksgesetze behandeln meist die Häuser der Freien, die Bauern waren damals schon hörig oder wurden es bald, daher wir daraus nichts Sicheres entnehmen können.

Von Einfluß ist die Herkunft der deutscher Siedler. Salzburg und Oberösterreich sind ursprüngliche bayrische Länder, Tirol, Steiermark und Kärnten wurden schon im frühen Mittelalter von Bayern erobert und allmählich deutsch besiedelt, daher dorthin auch die damalige bayrische Hausform übertragen wurde. Um das Jahr 1000 wurden Steiermark und Kärnten den Herzogen von Bayern vollständig abgenommen und bald auch Nieder- und Oberösterreich sowie Salzburg ihrem Einflusse entzogen, so daß diese Länder sich selbständig entwickeln konnten, ohne daß aber die einstige Übereinstimmung mit den bayrischen Einrichtungen stark verwischt worden wäre. In Niederösterreich wurde die erste deutsche Besiedlung nach den Avarn bald von den Magyaren vernichtet und erst nach Vertreibung derselben drangen die Bayern südlich der Donau bis zum Wienerwald vor. Die südlichen Gebirge wurden später von Steiermark aus besetzt, in die restlichen Teile des Landes brachten die fränkischen Babenberger ihre Leute mit dem Haus mit, was noch heute festgestellt werden konnte.<sup>2)</sup>

Zum leichteren Verständnis der Abhandlung ist es nötig, die Fortbildung des alten bayrischen Hauses typisch darzustellen. In den

<sup>1)</sup> „Österr. Weistümer.“ Gesammelt von der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. 9 Bände.

<sup>2)</sup> Verfasser: „Das Bauernhaus in Niederösterreich“; Blätter d. Ver. f. Landesk. v. N.-Öst. 1897 und Mon.-Bl. 1905, S. 205; Zeitschr. f. österr. Volksk. 1902, S. 81.

Figuren 20 und 21 sehen wir den alten Bestand mit starken, die allmählichen Zubauten mit feinpunktierten Linien dargestellt.<sup>1)</sup> Die einfachsten, aus sicheren Anzeichen feststellbaren Hausformen in Steiermark und Kärnten haben und hatten vor nicht langer Zeit eine vereinigte Feuerstätte in dem einzigen Wohnraum, der Rauchstube, einst offenbar allgemein üblich. Näheres darüber ist im Österreichischen Bauernhauswerke vom Verfasser dargelegt. Wenn man noch bestehende alte Häuser aller jüngeren, leicht erkennbaren Zutaten, wie Kachelstuben, einzelner Kammern, Rauchschlote entkleidet und an der Bauweise, Größe der Räume die wahrscheinlichen Vereinfachungen vornimmt, so kommt man schließlich auf die Rauchstube mit Herd und Backofen, dem Rauch an der Decke, der in die kalte Laube, nämlich das Vorhaus, von dort in den Dachboden und ins Freie zieht. Dieses Urhaus ist aber das Mindeste für eine Bauernwirtschaft

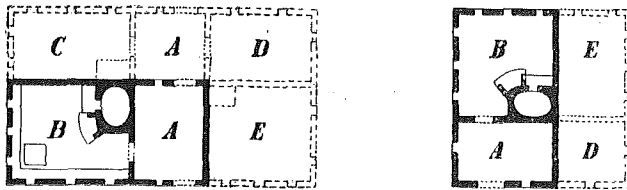


Fig. 20—21.

A Laube, B Rauchstube, C Kachelstube, D Stübel, geheizt oder kalt, E Schlaf- oder Vorratskammer.

in der gemäßigten Zone und war im Innern Rußlands, gleichfalls in sehr früher Zeit, wenig bescheidener. So können wir also ruhig das alte bayrische Haus im frühen Mittelalter annehmen. Vielleicht hat bei bescheidenen Leuten noch der Backofen gefehlt, weil man das Brot in anderer Weise oder im Gemeindebackofen buk, was übrigens in Bayern bei der Einzelbauweise nur in geringem Maße der Fall gewesen sein dürfte.

Die Taidinge, deren älteste für Österreich aus dem 14. Jahrhundert vorliegen, gestatten uns, den jeweiligen Stand und den Fortschritt der Hausfeuerung und der dadurch bedingten Hausanlage zu verfolgen. Für Niederösterreich haben wir solche auch für zahlreiche Dörfer, für Tirol hiefür schon weniger, während Salzburg, Steiermark und Kärnten deren nur für Märkte und kleinere Städte haben. Wir müssen annehmen, daß in den letzteren die ländlichen Verhältnisse zwar ähnlich, doch bescheidener waren. Für Oberösterreich sind mir Taidinge überhaupt nicht zur Verfügung gestanden.

Über Heizungen finden wir in den Taidingen die Worte Feuer- oder Herdstätte, Ofen, Backofen, Kachelofen, Rauchfang, in Tirol auch Kamin, Kemich genannt, dann Küche.

<sup>1)</sup> Die Schlußformen bringt J. R. B ü n k e r in Mitt. d. Anthr. Ges., XXXII, S. 50 und 57, „Bauernhaus am Millstätter See in Kärnten“.

Unter Feuerstätte begriff man, da der Backofen gewiß altes Kulturgut ist, die Vereinigung desselben mit dem offenen Herd.

Das Wort Ofen bezeichnet eine geschlossene Feuerstätte mit Öffnungen zum Einheizen und Rauchabzug, welche früher stets zusammengezogen vorkamen, vom zu beheizenden oder einem anstoßenden Raume aus zu beschicken, den Rauch nach außen abgebend, wenn er nur zum Wärmen allein dient. Wir unterscheiden daher Innen- und Außenheizer (Vorder- und Hinterlader genannt). Die Innenheizer erscheinen hauptsächlich erst in neuester Zeit seit Einführung der engen Schloten, da diese eine kräftige Rauchabführung vermitteln, während bei den früheren unvermeidlichen weiten Schloten bei Wind und sonstigen ungünstigen Witterungsverhältnissen der Rauch sehr oft ins Gemach drang, dieses also nicht wirklich rauchfrei war. Der Ofen diente einst nur zum Backen und wärmte bloß nebenher, denn anstoßend stand der offene Herd, dessen gemütliches Feuer wirksamer war und auch leuchtete. Als der Herd in einem Nebengemach, Vorhaus, Laube, »Haus« oder Küche stand, blieb der Ofen allein im Wohngemach, mußte in erster Linie dessen Beheizung besorgen, wurde aber noch lange und bis in die Gegenwart auch zum Backen benützt. Es ändert am Wesen des Ofens wenig, daß im Innern der Stube in ausgesparten Röhren desselben aushilfsweise gekocht wurde, die Heizung geschah doch später stets von außen. Man kochte auch vom Nebenraum in der Heizöffnung des Ofens, indem man die Kochgefäße mit Ofengabel oder -Wagen hinein- und herausbeförderte. Da der Ofen eine deutsche Einführung ist, die von Slawen und Magyaren erst spät aufgenommen wurde, sind auch diese Werkzeuge deutscher Art.

Einen besonderen Backofen können wir erst dann annehmen, als dieser Name auftauchte, obwohl schon längst vorher Brot gebacken wurde, doch nur in dem einzigen Ofen des Hauses, der einer näheren Bestimmung nicht bedurfte. Da der Ofen behufs Backens die Wärme in sich behalten, zum Beheizen aber nach außen abgeben soll, trennte man die Anlagen, beließ jedoch den Backofen gewohnheitsmäßig lange noch in der Stube neben dem anderen Ofen, beide von außen zu heizen, was noch häufig zu beobachten ist. Wegen der lästigen Wärme im Sommer stellte man ihn dann in die Küche und ließ ihn in manchen Gegenden sogar über die Hauswand hinausragen.

Die Verkachelung des Ofens ist eine Zierde desselben und bezweckt auch, die Wände dünn, also besser wärmedurchlassend zu machen. Auf dem Lande geschieht es noch nicht lange, und ist in vielen Gegenden überhaupt noch nicht eingeführt. In der nordöstlichen Steiermark hat man zuletzt sogar den vereinigten Back- und Heizofen, den Ofen schlechtweg, verkachelt, wie später berichtet wird.



Der Rauchfang ist in den Gebirgsdörfern und überhaupt in den östlichen Ländern neu, auch sonst bei Bauern nicht sehr weit zurück zu verfolgen. Im Beginne steckte man dort, wo keine Zwischendecke war, in die Dachfläche ein kurzes Holzrohr, welches etwas über das Dach reichte. Zur Sicherheit war es entfernt von der Feuerstelle angebracht. So ist es im südlichen Niederösterreich noch zu sehen. Oder er sammelte den aus der Rauchstube strömenden Rauch im Vorhause, der Laube, dem »Haus« und führte ihn zuerst nur in den Dachboden, später über Dach. Stellenweise ist er aus Flechtenwerk oder Brettern, jetzt meist gemauert. Für die Entwicklung des Hauses ist er weniger wichtig gewesen. Der Bauer hatte lange eine Abneigung dagegen, nicht nur wegen der Herstellung, sondern wegen dessen Feueregefährlichkeit, da er durch lebhafteren Abzug der Heizgase und Rußansatz zu Bränden Anlaß gab. Auch unterblieb mit seiner Einführung die Tränkung der Bedachung mit den konservierenden Rauchgasen.

Durch Anbau einer rauchlosen Stube oder Abtrennung einer solchen von der Rauchstube entstand die Küche, je nach der Art der Entstehung auch Laube, Haus, Vorhaus genannt.

In den Taidingen finden wir das Wort Feuerstätte vom Anfang an zuerst allgemein, dann mindestens sehr häufig. Es bezeichnete die Gesamtheit der Feuerungen in der Rauchstube, daß also neben dem offenen Herd ein Ofen stand, der vornehmlich zum Backen diente. Darauf deutet auch die bis ins 18. Jahrhundert sehr oft angebrachte Bemerkung, daß bei Unterlassung von anbefohlenen Ausbesserungen die Feuerstätte niedergeschlagen werde oder auch, daß zur Probe drei Schläge darauf zu führen seien, was sich nur auf einen gewölbten Ofen beziehen kann. Als später der Herd in der Küche stand, bedeutete Feuerstätte folgerichtig den allgemeinen oder den Back- und Heizofen, jedesmal in die Stube hineinragend.

Der Ofen wird zum erstenmal sehr deutlich in der Bauerngeschichte des Meier Helmbrecht aus der Mitte des 13. Jahrhunderts geschildert,<sup>1)</sup> woraus wir entnehmen können, daß dort ein vereinigter Back- und Heizofen, wahrscheinlich ein Außenheizer gemeint ist, wie sie noch jetzt sehr zahlreich vorkommen. In den Taidingen erscheint das Wort auch sehr zeitlich, in Niederösterreich im Anfange des 15. Jahrhunderts, zu Kitzbühel, einem Markte in Tirol, 1402, später dort erst wieder 1592 und dann nur noch in Märkten. Sehr selten wird der Ofen in Salzburg, Steiermark und Kärnten genannt, bloß in Millstatt, wo eine alte Abtei war, zu Abtenau (Markt) in Salzburg, bei beiden im 16. Jahrhundert, und Pischelsdorf (Markt) in Steiermark erst 1784. Sonst beschränkte man sich auf die Benennung Feuerstätte, das ist Herd und vereinigter Ofen. Öfter findet sich auch hier, wie bei Feuerstätte, die Bemerkung über das Einschlagen.

<sup>1)</sup> Verfasser in Ber. u. Mitt. d. Alt.-Ver., XL, S. 155.

Als die besonderen Heizkachelöfen auftauchten, ist in der nördlichen Steiermark der Gebrauch entstanden, den vereinigten Back- und Heizofen in der Stube, welcher die Form eines Backofens hatte, breit, nieder und von außen zu heizen war, mit Kacheln zu verkleiden. Meringer bringt einen solchen Topfkachelofen aus Spital am Semmering<sup>1)</sup> (Fig. 22), kaum halb so hoch als breit und lang. Der Zeichnung nach ist er von außen zu heizen. Nach seiner Angabe wurden dort noch 1893 Topfkacheln für derlei Öfen erzeugt.<sup>2)</sup> Ein ausgewähltes Beispiel dazu gibt Figur 23, die Stube des Geburtshauses Roseggers, welches jetzt zwar nicht mehr bewirtschaftet, doch aufrecht erhalten wird. Der Dichter sagt darüber,<sup>3)</sup> daß dieser Ofen mit grünen Kacheln ausgelegt sei und zum Backen, Heizen und Getreidedörren diene.

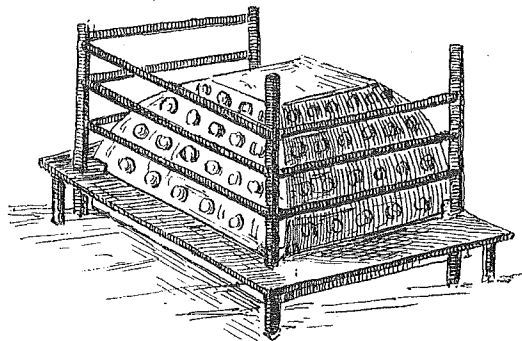


Fig. 22. Topfkachelofen aus Spital am Semmering. Nach R. Meringer.  
(Zinkstock von der Anthropologischen Gesellschaft in Wien).

Diese Einführung ist so unzweckmäßig, daß sie nicht lange ange dauert haben wird. Da außerdem von einer Küche die Rede ist, so muß der Sparherd in der Abbildung neuerer Einrichtung sein, umso mehr als es in Roseggers Jugendzeit dort gewiß noch keine Sparherde gab.

Der Backofen erscheint in Niederösterreich merkwürdigerweise schon 1470 in einem kleinen Orte bei Tulln, dann zweimal im 16. und mehreremal im 18. Jahrhundert, in Tirol fünfmal im 16. und einmal im 17. Jahrhundert, in Salzburg, Steiermark und Kärnten gar nicht. In Niederösterreich wird er auch mit dem Niederschlagen bedroht.

Kachelöfen werden in den Taidingen von Niederösterreich, Salzburg, Steiermark und Kärnten gar nicht erwähnt, in Tirol dagegen dreimal im 16. und einmal im 17. Jahrhundert. Gerade dort sind noch auffallend viel gemauerte Öfen. In Steiermark und Kärnten sind Kachelöfen dann eingeführt worden, als neben der Rauchstube die

<sup>1)</sup> Mitt. d. Anth. Ges., XXIII, S. 139, Abb., 57. Das Klischee wurde uns von der Anthropologischen Gesellschaft in dankenswerter Weise überlassen.

<sup>2)</sup> Ebendort, S. 142.

<sup>3)</sup> „Volksleben in Steiermark“, I, S. 18.

»Kachelstube« entstand, also seit etwa hundert Jahren. Es ist wahrscheinlich, daß auch hier der Backofen, wie im Rosegger-Hause (Fig. 23), bei vermögenderen Bauern verkachelt war. In Niederösterreich, wo keine Kachelöfen erwähnt werden, hören wir schon im 16. Jahrhundert von Backöfen, daher schon damals besondere Heizöfen bestanden. Da man hier in den ungünstigen Zeiten des 16. und 17. Jahrhunderts eine verhältnismäßig kostspielige Sache, wie Kachelöfen, nicht annehmen, andererseits aber von gemauerten Öfen keine Spur entdecken kann, so dürfte in unserem Kronland die Verkachelung, wahrscheinlich mit Topfkacheln um 1700 begonnen haben, ebenso

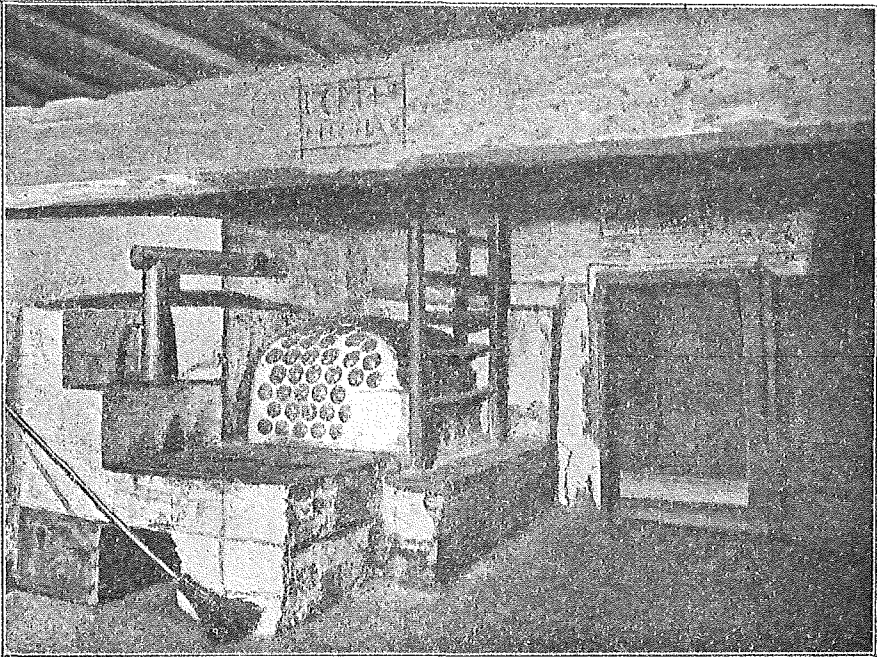


Fig. 23. Wohnstube in Roseggers Geburtshaus.

auch in Oberösterreich und Salzburg, während in dem damals reichen Tirol schon im 16. Jahrhundert Kachelöfen nicht mehr selten waren.

Der Rauchfang, bis in unsere Zeit samt dem Rauchmantel über dem offenen und auch über dem Sparherd, ist ein wesentlicher Fortschritt der Heizanlage. Er erscheint in Niederösterreich schon 1430 in Schönberg am Kamp, häufiger im 16. Jahrhundert. Trotzdem gibt es im südlichen Teil des Landes noch Einzelhäuser ohne Schlot. Er kann nur außerhalb der Rauchstube, in der Laube oder Küche stehen und wird schon früh mit der Herdheizung in diesem Raum zusammenhängen. Bei Meier Helmbrecht ist schon eine besondere Küche, doch kaum ein Schlot erwähnt. In Kärnten und Steiermark steht er noch jetzt, wo eine kalte Laube vorhanden ist, in dieser. Der Schlot

war ursprünglich geflochten und mit Lehm beschlagen und konnte dann nicht über Dach gehen. Die hölzernen Schlotte bestehen in den Gebirgsgegenden trotz aller Baugesetze, sind außen oft täuschend verputzt und können selbstredend nur für offene Herde dienen. In Siegmunds-(Simons-)herberg soll 1659 jeder in einer bestimmten Zeit eine gemauerte Feuerstätte haben, was sich nur auf den Rauchfang beziehen kann. In Velm und Gutenhof (Niederösterreich, 1725) soll sich jeder befeißeln, in einem halben Jahre einen Rauchfang aufzuführen, bei sonstiger Strafe. In Mühlbach (Spitzer Graben, Niederösterreich, 18. Jahrhundert) sollen Feuerstätten, Küchen und Rauchfänge aus Stein und Ziegeln hergestellt werden. Im 18. Jahrhundert waren also in Niederösterreich auch in ebeneren Gegenden keine oder Holzschlote. Die »gefährlichen« Rauchfänge werden wie die Feuerstätten mit dem Niederschlagen bedroht.

In Steiermark und Kärnten finden wir schon 1562 Rauchfänge, doch nur in Märkten, wo man damals wahrscheinlich schon zweigeschossige Häuser hatte, die jene erforderlich machten. Bei Bauernhäusern sind sie, besonders im Gebirgs- und Hügellande, wo nicht sehr enge Dorfsiedlung bestand, kaum seit hundert Jahren eingeführt, in Salzburg hat man im Flachgau noch heute Häuser ohne Schlot.<sup>1)</sup> In Tirol werden Schlote schon im 17. Jahrhundert zahlreich erwähnt; ob sie aber in höheren Lagen und bei Einzelsiedlung damals schon waren, ist bei Betrachtung des früher Gesagten nicht anzunehmen. Im 17. Jahrhundert wird mehrmals verlangt, daß die Küchen gewölbt herzustellen sind, was auf gemauerte Schlote deutet. Dagegen erscheinen hölzerne Kamine (Kembich) noch zahlreich im 17. und auch noch im 18. Jahrhundert.

Die fränkischen Häuser nehmen in Österreich einen breiten Raum ein, daher sie hier betrachtet werden müssen. Wir finden sie in Niederösterreich nördlich der Donau, im Wiener Becken, dem angrenzenden westlichen Ungarn, im südlichen Mähren und in allen deutschen Siedlungen der Sudeten. Die Einwanderung der Franken erfolgte in die Sudetenländer bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts, in die erstgenannten Landstriche schon im 11. Jahrhundert.

Einen ziemlich sicheren Anhaltspunkt für die Gestalt eines fränkischen Hauses in der alten Heimat erhalten wir aus dem Hause der in der Mitte des 12. Jahrhunderts in Siebenbürgen eingewanderten »Sachsen« aus der mittleren Rhein- und Moselgegend, weshalb sie eigentlich fränkischer Herkunft sind. Sie haben noch heute häufig den offenen Herd mit Backofen (Luther-Ofen wegen der Verkachelung so genannt) im Wohnraum, nennen diesen Stube, den Vorraum, der jetzt Küche ist, Laube oder Haus, also gerade wie in den Alpenländern. Das alte fränkische Haus war daher so geartet wie das alte bayrische,

<sup>1)</sup> „Bauernhaus in Österreich-Ungarn“, S. 138.

die Rauchstube mit Herd und Ofen samt dem kalten Vorhause, oder dem »Haus« als alte Rauchstube mit einem Vorraum, welches durch Anbau einer Stube zur Küche wurde. Einfächer kann es bei den Franken des 11. Jahrhunderts in der Heimat nicht gewesen sein. Auch die Franken in den Sudetenländern brachten, mindestens anfangs des 12. Jahrhunderts, die Rauchstube mit, wie der Name »Haus« für das Vorhaus als ehemaliger einziger Wohnraum mit offenem Herd bezeugt. Wir finden daher auch bei den Franken jene eingangs beschriebene Form vom Bauernhause wie bei den Bayern, die ich als das Mindestfordernis für einen deutschen Bauern aufgestellt habe. Im Böhmerwald, in Mähren, Polen und Ostdeutschland ist bei den Franken unter slawischem Einfluß die sogenannte Schwarze Küche entstanden, eine allseitige Ummauerung des ehemaligen offenen Feuers in der Stube, nicht zu verwechseln mit den ähnlichen Trichter- oder Schlotküchen in Niederösterreich, welche später entstanden sind.<sup>1)</sup> Die weitere Ausbildung des fränkischen Hauses geschah in etwas anderer Weise als beim bayrischen, nur meistens viel rascher, da die Franken in engen Dörfern und zum größten Teil in ebeneren Gegenden saßen.

Aus dem Vorhergehenden läßt sich in kurzem die Ausbildung der Heizungseinrichtungen im Bauernhause folgern. Es ist im voraus zu erinnern, daß in den Alpenländern besonders in der Zeit der Einführung von Verbesserungen ein großer Abstand zwischen den von aller nachbarlichen Rücksicht freien Einzelgehöften, den Häusern in engeren Dörfern und den Markt-, beziehungsweise Kleinstadthäusern besteht und daß diese Gattungen in gewissen Richtungen um Jahrhunderte verschieden sind.

Die bayrisch besiedelten Landstriche,<sup>2)</sup> südliches Niederösterreich, Oberösterreich, Salzburg, Steiermark, Kärnten und Tirol, haben gleichwie Bayern selbst um das Jahr 1000 die Rauchstube mit offenem Herd und Backofen mit Innenheizung, Feuerstätte genannt. Die Erwärmung und Beleuchtung geschah hauptsächlich durch das offene Herdfeuer. Dieser Zustand dauerte in dem früher steirischen südöstlichen Teil von Niederösterreich (Bucklige Welt), in Steiermark und Kärnten in den gebirgigen Gegenden bis zum 19. Jahrhundert und außer Niederösterreich häufig noch bis in die Mitte desselben. Dann fügte man eine besondere Stube mit von außen heizbarem Kachelofen, die Kachelstube, hinzu und setzte den offenen Herd in den Vorraum, die Laube, oder auch in eine besondere Küche. In anderer Weise geschah die Umbildung durch Abtrennung einer Küche von der großen Rauchstube. Im ebenen Oberösterreich, beziehungsweise Bayern sehen wir am unteren Inn schon Mitte des 13. Jahrhunderts

<sup>1)</sup> Verfasser: „Bauernhaus in Österreich-Ungarn“, S. 135.

<sup>2)</sup> Siehe des Verfassers Karte der Bauernhausformen, Suppl.-Heft VI d. „Zeitschr. f. österr. Volksk.“, 1909.

neben der Wohnstube mit dem von außen heizbaren Back- und zugleich Heizofen eine besondere Küche mit Herd, welche Einrichtung mit Hinzufügung eines abgesonderten Heizofens heute in allen vorgeschrittenen Gegenden besteht.

Besondere Backöfen erscheinen in Niederösterreich einzeln im 15. Jahrhundert (1504 ein »Stubenofen«), dann später öfter, in Tirol häufig im 16. Jahrhundert, in den anderen Ländern gar nicht. Da das Auftreten des Namens die Einstellung eines nur dem Brotbacken dienenden Ofens anzeigt, so ist klar, daß solche in diesen Ländern erst in neuerer Zeit, etwa seit hundert Jahren, als keine Taidinge mehr erschienen, eingeführt wurden. Lange Zeit, teilweise noch jetzt, ragen sie neben dem Heizofen in die Stube hinein, manchmal auch zum Draufliegen gerichtet.

Heizkachelöfen, in Tirol einzeln 1660 erwähnt, werden sich in Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und Tirol von 1700 an, in Steiermark und Kärnten, wo sie nicht angeführt werden, etwa hundert später mit der Kachelstube verbreitet haben. Die Verkachelung der Backöfen in Steiermark ist in dieselbe Zeit zu setzen, wie oben erwähnt wurde.

Der Rauchfang wird in Niederösterreich schon 1430, öfter im 16. Jahrhundert, von da an wie in Tirol häufig erwähnt. In Steiermark und Kärnten ist er zwar auch schon im 16. Jahrhundert, doch nur in Märkten, vorhanden, wird in geschlossenen Dörfern etwa um 1700, in Einzelgehöften wenig vor 1800 auftreten. In Salzburg fehlt er heute noch im Flachgau, wo man den Rauch durch das Futter ziehen läßt. Jedenfalls war er früher überall aus Holz und reichte oft nur bis in den Dachboden (Haimingen in Tirol, 1644). In Niederösterreich wird schon im 15. Jahrhundert mit Niederschlagen gedroht, was auf Mauerung deutet, und dennoch wird dies noch im 18. Jahrhundert verlangt.

Slawen und Magyaren sind den Verbesserungen der Heizeinrichtungen stets in einem größeren oder geringeren Zeitraum gefolgt und noch immer damit beschäftigt.

In dem gehaltvollen Werke von S. Ambrosiani<sup>1)</sup> über Kacheln sagt er S. 31: »Ist, wie ich glaube, der Kachelofen aus dem Backofen entstanden, so müßte man zunächst erwarten, Beispiele zu finden, daß einige ältere Kachelöfen, wie verschiedene Backöfen, bauchig oder kuppelartig geformt waren.« Diese Erwartung ist hier erfüllt. Es wurde nachgewiesen, daß der alte Backofen ursprünglich auch als Heizofen, wenn auch bis zur Einführung eines solchen nur ergänzend, gedient hat. Er mußte als Backofen, der er in erster Linie war, naturgemäß niedrig, breit und lang sein. Diese Umstände habe ich teilweise

<sup>1)</sup> S. Ambrosiani: „Zur Typologie der Kacheln“, Stockholm 1910 (deutsch).

schon früher nachgewiesen.<sup>1)</sup> Es ist oben weiters ermittelt worden, daß auch Backöfen verkachelt waren.

Aus dem vorher Gesagten ergibt sich die Gelegenheit, über die Herkunft und Verbreitung des Wortes »Stube« zu sprechen. Gegenwärtig ist keine der früheren Auslegungen anerkannt und die deutsche Abstammung aufgegeben. Das Wort läßt sich aber stets auf ein Warmbad zurückführen, das dann beim Bauern zum beheizbaren Wohnraum wurde. Ich will nun über die Angelegenheit meine Ansicht vorbringen und belegen.

Bereits zweimal habe ich auf die bekannten Äußerungen Herodots über das skythische Dampfbad verwiesen.<sup>2)</sup> Allem Anscheine nach entstand aus dem griechischen Typhos für Dampf das Wort »istuba« für Schwitzbad bei den Skythen, das dann ins Russische und von Griechenland an die abendländischen Völker überging. Bei den Finnen war Wohn- und Badestube ein Raum,<sup>3)</sup> ebenso bei den Litauern.<sup>4)</sup> Auch in Mitteleuropa wurde die Badestube oft zum Aufenthalt benützt. Das Wort istuba dürfte ebenso bei den Russen zeitlich auf den Wohnraum übergegangen sein. Die Goten hatten es noch nicht. Bei den Germanen erschien es im alemanischen Volksgesetze als »stuba«, während das bayrische dafür »balnearius« hat, daher das erstere nicht allgemein war. Allerdings konnte es in der Volkssprache verbreitet gewesen sein. Im longobardischen Baugesetze und im St. Galler Plan ist es nicht, in der Landgüterordnung Karls des Großen als »casa stuba« für Badehaus, in den Epen abermals nicht enthalten. Dagegen sind dort überall für beheizte Gemächer mehrere andere Namen üblich und bis weit ins zweite Jahrtausend ist dafür der Name Stube nicht erschienen, während wir von dem jüdischen Arzt Ibrahim ibn Jakub wissen, daß 973 bei den Nord- und Ostslawen eine Badstube »itba« oder »istba« (vielleicht richtig sogar »istuba«) bestand. Stube galt daher weit ins Mittelalter hinein nur für warmes Bad.

Erst der deutsche Bauer hat das Wort für einen bewohnten, in eigener Weise beheizten Raum verwendet. Die einfachen Bauernhäuser früherer Zeit hatten, wie früher beschrieben, nur ein Wohngemach, »Haus« genannt, welches jetzt überall Vorhaus ist. Als man an das »Haus« ein weiteres Wohngemach ansetzte oder vom »Haus« abtrennte, beließ man hier den Herd und setzte den Backofen, damals und oft bis in unsere Zeit nur Ofen genannt, in den neuen Raum. Dieser stand aber früher wegen der kräftigen Heizung, die für das leichterbaute »Haus« gefährlich war, in einem abseits gelegenen, wahrscheinlich aus Stein erbauten Häuschen, welches auch zum

1) „Bauernhaus in Österreich-Ungarn“, S. 129 und oben.

2) „Zeitschr. f. österr. Volksk.“, XIII, S. 165, 1907, ebendort XVI, S. 230, 1911.

3) Skansenführer S. 71 f. und Verfasser in „Nord. Bauernhaus“, Zeitschr. f. österr. Volksk., XIV, S. 18.

4) Bielenstein: „Die Holzbauten der Letten“. St. Petersburg 1907.

Flachsdörren und einst für Schwitzbäder verwendet wurde. Es ist nicht anzunehmen, daß jeder Bauer ein solches Häuschen hatte, sondern daß solche nur beim Grundherrschaft, bei Reichen, dem Pfarrer, für die ganze Gemeinde oder mehrere einzelne Besitzer bestanden. So heißt es noch im Taiding von Mühlbach im Spitzer Graben 1586, daß in der Gemeinde nur drei Backöfen sein sollen, im Pfarrhof, in der Mühle und mitten im Dorfe. In der Regel aber haben besonders in späterer Zeit viele Bauern, besonders bei Einzelsiedlung, solche Häuschen gehabt, die man allgemein Badestube nannte und die offenbar denselben Zwecken dienten, wie die in den Volksgesetzen erwähnten. Ob der Name Bad von baden oder bähnen her stammt oder die letztere Bedeutung erst später beim Bauern aus der ersteren abgeleitet wurde, ist hier gleichgültig. Der Bauer benützte sie seit Menschengedenken nicht zum Baden.<sup>1)</sup>

Als der Bauer anfangs, den Badestubenofen für sein neues Wohngemach zu verwenden, nannte er es nach seinem Ursprunge Stube. Daß dies zu sehr verschiedener Zeit geschah, folgt daraus, daß die Umwandlung schon im 13. Jahrhundert (bei Meier Helmbrecht) im Gange war und gegenwärtig noch nicht beendet ist. Wenn der Vorraum Laube heißt, wie in Steiermark, Kärnten und Tirol, worin keine Feuerstätte war, so wurde die heutige Rauchstube früher jedenfalls auch »Haus« genannt und Stube erst nach dem Beispiele der vorgeschrittenen Häuser.

*Der Gang dieser Entwicklung ist daher kurz folgender: Stube ist ein aus dem Griechischen stammendes Wort (istuba aus typhos) für eine skythische Einrichtung, welche allmählich mit dem Worte über alle Mittelmeervölker verbreitet wurde. Die Germanen erhielten sie mit dem lateinischen Worte »stuba« und sie hat sich als ein Häuschen mit Heizungseinrichtung in der Badestube bis jetzt erhalten. Der süddeutsche Bauer übertrug die Heizungsart im späteren Mittelalter in sein Wohnhaus und behielt das Wort bei.*

<sup>1)</sup> Siehe meine Abhandlung: Baden und Badestuben, „Zeitschr. f. österr. Volksk.“, XV, S. 6 ff., 1909; die Abbildung einer Badestube in „Ber. u. Mitt. d. Alt.-Ver.“, XL, 2. Abt., 1907, S. 154, und auch in „Bauernhaus in Österreich-Ungarn“, Tafel 6 und 7, Steiermark.

#### Inhaltsverzeichnis.

Quellen, Volksgesetze, Heimat der Siedler (S. 37), Fortbildung des bayrischen Hauses (S. 38), Taidinge (S. 39), Feuerstätte (S. 39, 40), Ofen (S. 39), Backofen (S. 39, 45), Verkacheln (S. 39), Rauchfang (S. 40, 42 f.), Küche (S. 44), Kachelöfen (S. 42), fränkische Häuser (S. 43), Siebenbürger Sachsenhäuser (S. 43), Franken in den Sudetenländern (S. 44), Ausbildung der Heizung in allen Bestandteilen, Übersicht (S. 45), das Wort „Stube“ (S. 46).



## Böhmerwälder Hirtenleben.

Von Josef Blau, Freihöls.

### I. Gemeinde- und Wald-, Groß- und Kleinhirt.

Als die Germanen mit den Römern zusammenstießen, und aus dieser Zeit datieren die ersten verlässlichen Nachrichten über sie, lebten sie bereits in festen Wohnsitzen und bebauten Grund und Boden. Mit der Selbsthaftwerdung begann auch schon die Arbeitsteilung und Differenzierung im wirtschaftlichen Leben, die nach und nach zur Bestellung eigener Leute oder Ehalten führte, denen ausschließlich die Bewachung der Weidetiere oblag.

Die Art der Siedlungsverhältnisse gliedert weiter die Hirten in solche, die einem einzigen Hofe dienten, und da alle Arten Großvieh zusammen weideten, in solche, die auf der Allmende und Brache einer dorfmäßigen Siedlung das Vieh sämtlicher Hofbesitzer betreuten. In solchen geschlossenen Orten war das Vieh, das nicht selten zusammen eine in die Hunderte gehende Zahl ausmachte, nach Bedarf in einzelne von Ort zu Ort und von Zeit zu Zeit wechselnde Gruppen (Kühe und Ziegen oder Kühe und Jungvieh; Ochsen, Jungstiere und Kälber; Schafe und Schweine oder Stiere und Schafe, dann Pferde, Ziegen) gegliedert, in denen die einzelnen Tiergattungen je nach ihrer Zahl und Verträglichkeit den Einteilungsgrund bildeten.

Oft hatten aber mehrere Einzelnhöfe oder ein ganzes Waldhufendorf, seltener auch eine geschlossene Dorfschaft einen eigenen Hüter für ihr Waldvieh (die zwei- und mehrjährigen Stiere, wohl auch hie und da Kälber), das im Sommer von Mitte Juni bis Michaeli oder auch bis zum ersten Schneefall in den eigenen oder den dienstbaren Wäldern der Gutsherrschaft Tag und Nacht im Freien verbrachte. Die »Stiftung« oder Anstellung des Hirten geschah durch die Gemeinde<sup>1)</sup> alljährlich im Winter, an vielen Orten auch mit dem Schmiede zugleich.<sup>2)</sup>

Der Hirt hatte dann wie der Dorfschmied einen Gulden als Stiftpfennig zu erlegen. Die Entlohnung der Gemeindegirten bestand vor allem in der Zuweisung der Wohnung im Hirtenhause; für diese war aber in mancher Gemeinde ein geringer Zins zu entrichten. Jede Gemeinde besaß ein oder mehrere Hirtenhäuser, die sich nicht immer

<sup>1)</sup> Nach John („Sitte, Brauch und Volksglaube in Westböhmen“, S. 335) fand in Westböhmen (Nürschan und Bezirk Petschau) zu Jakobi die Dingung des Hirten, Schmiedes, Nächtwächters statt und sie erhielten ihr Haftgeld oder ihren Dienstgroschen, wofür sie ihren Dienstherren ein Mahl auszurichten hatten, bestehend in einem Eimer Bier, einem Laib Brot und zwei Pfund Butter. St. Jakob ist in Westböhmen Patron der Hirten und Viehpatron. Sein Tag wird durch Hirtenfeste gefeiert. Ochsen- und Kuhmädchen durften an diesem Tage nicht austreiben, sondern Knechte und Mägde. Abends „Hirtentanz“ im Gasthause. „Unser Egerland“, I, S. 23.

<sup>2)</sup> In Eisenstein versammelte sich im Jahre 1724 die Hüttengemein am 6. Februar beim Dorfführer, um den Hüter zu „stiften“.

im besten Bauzustande befanden. Zu einem albern redenden Kinde oder Erwachsenen sagt man halb tadelnd, halb im Scherz: »Du hast Einfälle wie ein altes Hühhaus.« Diese Hühhäuser standen nur selten in der Reihe der übrigen Bauernhäuser, gewöhnlich draußen auf dem Gemeindegrund. Nach dem Aufhören des Hütns wurden sie an Private verkauft oder zu Armenhäusern eingerichtet. Zur Haltung von Vieh und etwas Getreidebau wurden dem Hirten eigene, seit jeher zu diesem Zwecke bestimmte und danach benannte Hirtengründe (meist ein Feld und eine Wiese) zugewiesen.

Zur Haltung des Hundes erhielt der Hirt im Städtchen Neuern von der Gemeinde aus ihrem Regiefeldbau den sogenannten »Hundshaber«, der 1744 für beide Hirten zusammen ein Strich, ein Viertel und zwei Maßl betrug, ebensoviel wie der Stierhaber, der dem Halter des Gemeindestieres zukam. Diese Gabe muß sehr verbreitet gewesen sein, da ein Ort im Bezirk Krumau »Hundshaberstift« heißt. Viertens bekam der Hirt von jedem Stück Vieh vom Besitzer eine geringe Zahlung. Dazu kamen noch die zur Zeit der Hornfeile vor dem Austrieb und die nach dem Eintrieb üblichen Spenden.

Bei großen Herden hatte der Hirt einen bis drei Gehilfen (Zutreiber) nötig, die er selbst aufnehmen und bezahlen mußte.

Eine weitere Pflicht des Gemeindegirten war das Blasen des Wetterhornes.

Die Anstellung, Aufgabe und Lebensweise des Waldstierhüters ist von der des Dorfhirten recht verschieden. In dem der Grenze nahen bayrischen Orte Eckersberg, jenseits des Ossers im Tale des weißen Regen, besorgte die Aufnahme des Waldhirtens der »Obernatter« der Bauern, der Geschäftsleiter der alten Agrargemeinde. Die Entlohnung, desselben betrug vor einigen Jahren 230 Mark; dazu hatte er die Wohnung in einem Häuschen und Grund für zwei Stück Vieh. Seine Dienstleistung währte aber nur vom 16. Juni (St. Benno) bis zum 29. September (Michaeli).

Die Gemeinde Rehberg bei Bergreichenstein hatte drei bis vier Waldhirten und eine Herde von 600 bis 800 Stück Vieh; von jedem Stück wurde ein Gulden per Sommer gezahlt, so daß, wie Klostermann<sup>1)</sup> mitteilt, diese Posten ein Gegenstand lebhafter Konkurrenz waren.

Der Stierhüter von Hammern bewohnt in dem ausgedehnten genossenschaftlichen Waldbesitz der dortigen Bauern, der mehrere Stunden weit vom Dorf entfernt ist, ein eigenes, gleichfalls der Genossenschaft gehöriges Häuschen. Er erhält vor der Übernahme des Viehes per Stück ein Maßl (beiläufig  $\frac{1}{16}$  hl) Korn und vom Rechnungsführer per Stück K 1.80. Früher, als noch mehr Vieh in die Waldweide geschlagen wurde, war die Bezahlung anders geregelt. Da erhielt der Hirt außer dem Maßl Korn per Stück noch eine Zahlung

<sup>1)</sup> »Böhmerwaldskizzen«, Pilsen 1890.

von wöchentlich sechs »Goln« (Gulden). Erst weideten diese Bauern von Hammern 306, später die Hälfte, jetzt, wo die Hutweiden im Walde immer mehr angepflanzt und des wachsenden Holzwertes wegen mehr Gewicht auf den Wald als auf die Weide gelegt wird, nur mehr 100 Stück Stiere. Nun wurde auch die oben angegebene Zahlung per Stier festgesetzt.

In Klentsch, einem Städtchen bei Taus, gab es um 1800 einen Groß- und einen Kleinhirten. Letzterer hütete die 228 Schafe und 54 Schweine und gab beim Austreiben das Zeichen durch Blasen, während der Großhirt, der das Großvieh der 49 Bauern zu weiden hatte, seine Herde durch Peitschenknall zusammenrief.<sup>1)</sup>

Dagegen hatte die Gemeinde Wallern hundert Jahre früher für ihren zahlreichen Viehstand nicht weniger als sechs Hirten zu bestellen: »Für die 2 gemain oxenherdten, so für die oberörtler Kùeherdt, für die außerörtler und für die gleger kùeherdt und für die schweinherdt.«<sup>2)</sup>

## II. Der erste Austrieb.

In den niedrigeren, wärmeren Lagen fand der erste Austrieb zu Georgi oder am 1. Mai statt. War aber an diesem Tage schlechtes Wetter,<sup>3)</sup> so wurde der Austrieb verschoben. Die hochgelegene Waldweide wurde, wo eine solche üblich war, erst etwa sechs Wochen später bezogen. Dieser erste Austrieb war ein Freudentag für den Bauer und für das Vieh nicht minder. Bei der Futternot früherer Jahre hatte das Vieh über den Winter eine furchtbare Hungerkur durchzumachen und wie wahnsinnig stürzte es, das den Winter über und gar gegen das Frühjahr hin nur wenig mageres Strohfutter in seiner Raufe hatte, auf die grünen Grasbüschel los. Und wie wohl tat ihm die Sonnenwärme, die frische Luft und der Rasenboden nach dem monatelangen Stehen im finsternen, dumpfigen, schmutzigen Stall, der oft wochenlang nicht gemistet, ein Vierteljahr lang nicht gelüftet worden war. Das Vieh sah herabgekommen, ruppig und struppig aus. Man konnte ihm jede Rippe zählen und an den mit dem eingefallenen, den ganzen Winter hindurch fast überflüssig gewesenen Bauche kontrastierten die vorstehenden Hinterschenkelknochen so lebhaft, daß man versucht war, den Hut daran aufzuhängen. Hintergestell, Euter und Schweif waren dick mit Schmutz bedeckt. Die Hufe waren überlang und überzwerch gewachsen und hinderten die Rinder am Ausschreiten. Die Hörner waren spitzig geworden. Das liebe Vieh sah elend aus; war es aber doch gesund, hatte es alle Winternot überstanden, so sprang es, seine Glieder regend, herum

<sup>1)</sup> Baar-Teply, Klenči, Prag 1909, S. 153.

<sup>2)</sup> „Südböhm. Volkszeitung“, Budweis 1911, Nr. 3, 4. (Dir. Toft: „Wallern vor 240 Jahren.“)

<sup>3)</sup> „Regnet's am 1. Mai, regnet's die Gänse tot und den Kühen die Hungersnot.“ Neu-Grammatin. (John, S. 76.)

und begann sich zu necken und zu stoßen. Das Herumspringen mit den langen Klauen und das Stoßen mit den spitzen Hörnern konnte aber gefährlich werden. Deshalb mußten diese vor dem ersten Austrieb gestutzt werden. Das Abzwicken der langen Hufe besorgte der Schmied, die Hornfeile der Hirt. Nun konnten die trotz ihres elenden Habitus doch übermütigen (»boissigen«) Tiere ihre Zweikämpfe ohne große Gefahr abhalten. Beim Abfeilen der Hornspitzen sagte der Hirt einen eigenen Spruch auf.<sup>1)</sup> Dessen Wortlaut konnte ich nicht mehr feststellen.

Wenn nun endlich — in Neuern — der Hornruf des Hirten zum ersten Austrieb erscholl, war alles, alt und jung, auf den Beinen; das Vieh schoß wie blind aus den Ställen; aus jedem Hause, wo Vieh gehalten wurde, war eine Person mit einer klafferlangen Rute erschienen, in deren Wipfel ein Wachholder- und ein Eichenzweig befestigt waren. Sie wurde als Waffe gehandhabt, um das übermütige Vieh, das wie wild durcheinanderlief, vor Beschädigung zu schützen und um dem Hirten das erstemal beizustehen, wenn er die Herde auf den Weideplatz brachte. Dort angelangt, wurde das Vieh vom Hirten, der dabei mit seiner langen Peitsche beständig knallte, wiederholt und immer enger umkreist; die Helfer achteten währenddessen darauf, daß sich kein Stück von der Herde entferne. Endlich war das Vieh in einen so engen Kreis zusammengetrieben, daß alle Rinder die Köpfe in die Höhe recken mußten. Nun nahm der Hirt ein Töpfchen mit Weihwasser, in das er einen Strohpinsel tunkte. Mit entblößtem Haupt und betend lief er um den Kreis der Herde und segnete diese mit dem Weihwasser, damit es, dem schützenden Hause entronnen, auf der Weide nicht verhext werden konnte. Wenn das Weihwasser auf die Neige ging, warf er den Topf mit dem Reste des Wassers in die Mitte des Kreises. Die Besitzerin der Kuh, die nun getroffen wurde, mußte dem Hirten ein Pfund Butter oder ein Seitel Schmalz geben, da auf ihr Tier so viel von dem Segen gefallen war.

Nach diesem feierlichen Akt ließ man die Herde auseinanderlaufen und die Rinder suchten nun, viel ruhiger als vordem, ihre Weide auf.<sup>2)</sup>

### III. Die Person des Hirten.

Die Hirten waren meist geschickte Leute, die in jener Zeit auch die Stelle des Tierarztes vertraten. Sie waren mit dem Vieh aufgewachsen, kannten seine Körperbeschaffenheit und alle seine Lebensäußerungen in gesunden und kranken Tagen, kannten alle üblichen

<sup>1)</sup> In Chotieschau gingen zu Georgi (24. April) der Richter, der Hirte und ein Gemeinderat oder Geschworne von Stall zu Stall, feilten die Hörnerspitzen der Rinder ab, damit sie sich auf der Weide nicht verletzten, und nahmen ein Verzeichnis sämtlicher Rinder auf, das als Grundlage für die „Schüttung“ zu Martini dient. Sie erhielten bei diesem Gange Eier, die im Wirtshause verzehrt wurden. (John, S. 335.)

<sup>2)</sup> Nach Aufschreibungen meines Großvaters Georg Blau. Die beim ersten Austriebe von den Viehzüchtern mitgetragenen Ruten hatte der Hirt schon zu Martini des Vorjahres angefertigt und in den Höfen abgegeben, wo sie dann für den ersten Austrieb aufbewahrt worden waren.

wirkenden und Sympthiemittel gegen Krankheiten und Hexereien, waren in Behandlung und Pflege kranker Tiere erfahren und wußten namentlich bei der Geburtshilfe der Rinde Bescheid. Aus der Überlieferung — denn ihr Beruf war meist erblich — aus Büchern und aus eigener Erfahrung hatten sie eine gewisse Menge von Kenntnissen in der Tierheilkunde gesammelt. Zu ihrer Aufgabe gehörte es auch, die jungen Stiere und die Schweine zu kastrieren.

Als echte Naturmenschen waren sie mit den Erscheinungen der Witterung vertraut und wußten das Wetter schon auf zwei bis drei Tage mit einiger Sicherheit im voraus zu bestimmen; deshalb holten die Bauern in der Erntezeit oft den Rat ihres Hirten ein.

So ein Hirt wußte sich nicht selten mit einem eigenen Nimbus zu umgeben. Er selbst betrachtete seine Verrichtungen und seinen Rat als höchst wichtige, von Geheimnissen und Zeremonien bedingte Sachen. Er hatte um sich den Schein einer ins Verborgene eingeweihten, ganz besonders klugen, heilkundigen und frommen Person. Er verstand das »Ansprechen« von Übeln, das »Abmessen« von an Auszehrung Leidenden, das »Verbohren« böser Einflüsse im Stalle. Mancher Hirt hatte wegen seiner Heilkunst an Menschen und Vieh viel Zulauf aus nah und fern<sup>1)</sup> und wurde zu Beschwörungen und Heilungen viel in entlegene Gegenden geholt.<sup>2)</sup> Ein solcher Mann kam zu Wohlstand und konnte dann seine Kinder auf Bauernhöfe bringen.

Der Hirt war der beste Kenner des Viehstandes im Dorf. Er wußte die Geschichte, die Abstammung und den Eigentümer jedes Rindes seiner Herde und der Schäfer selbst lernte jedes seiner Schafe an Zeichen kennen, die vielleicht kein Sherlock Holmes wahrgenommen hätte.

Das Vieh kannte aber auch ihn und vertraute ihm; selbst die ungebärdigen Waldstiere ehren ihren Hüter, indem sie ihm gehorchen; diesen gewiß umsomehr, weil er das einzige menschliche Wesen ist, mit dem sie so lange, gewöhnlich vier Monate, in völliger Abgeschlossenheit leben. Eben dieser Vereinsamung halber halten sie sich auch so hübsch nahe beisammen, kennen einander schön am Geläute und kommen auf den Schrei oder Peitschenknall des Hüters zu ihm und sammeln sich zur Nachtruhe willig um das qualmende Feuer.

Es ist aber doch ein Unterschied zu machen zwischen dem Gemeindegirten und dem Waldhüter. Im vorigen ist immer von ersterem die Rede gewesen. Der Stierhüter ist im Vergleich gegen ihn unwissend und roh, hält auch nicht immer so lange im Dienste aus und ist schon deshalb, weil er nur die Stiere in der Obhut hat, nicht so erfahren, steht auch seiner langen Abgeschlossenheit halber

<sup>1)</sup> Die Eisensteiner holten Mittel für Menschen und Vieh um 1750 bei einem mehrere Tagreisen weit entfernten „Hietter Hinter Piseckh.“ Siehe die Beilage.

<sup>2)</sup> Noch in Erlässen des k. k. Ministeriums des Innern aus den Jahren 1856, 1859 und 1862 wurde den Hirten und Abdeckern das Behandeln kranker Tiere untersagt.

weniger in Föhlung mit der Bevölkerung. Der Waldhirt der Hammerer macht da in mancher Beziehung eine Ausnahme. Er stammt aus der Gemeinde, bewohnt das ganze Jahr ein Häuschen an der Straße, die den Weidewald durchschneidet, und hat den Dienst nach seinem Vater übernommen. Nach Beendigung der Weide entläßt er seine zwei »Hütboten« und beschäftigt sich als Holzarbeiter. Er zahlt für seine Wohnung einen sehr geringen Zins, hat aber auch eine Wiese dabei, die ihm die Haltung zweier Kühe erlaubt. Ackergrund hat er keinen; seine Erdäpfel »stößt« er auf dem Panzer, wohin er vom »Ascherlhäusel« eine Stunde weit zu gehen hat.

Ein ehemaliger bayrischer Stierhüter aber hatte sich in unser Dorf herein verirrt und diente da eine kurze Zeit als Knecht bei einem Bauern. Der sonst rohe und häufig rauschige Mann mit seinen unangenehmen Umgangsformen wurde für mich wegen seiner vordem innegehabten Würde merkwürdig. Einmal gelang es mir, ihn im Wirtshaus allein abzufassen und mit einigen »Halben« an den Tisch zu fesseln. Ich brachte aber nur wenig aus ihm heraus; durch meine Fragen ließ er sich nicht leiten und kam immer wieder auf die Geschichte von seinem schönen Geläute zurück, so sehr ich mich auch mühte, ihn zum Sprechen über seine Lebensweise als Hirt und zu allerhand anderen einschlägigen, das Weidewesen angehenden Mitteilungen zu reizen. Mit seinem Geläute verhielt es sich so:

Im bayrischen Walde hat jeder Hirt eine Anzahl seiner eigenen Viehlocken für die Gemeindeherde. Und wie die Fuhrleute der Landstraße im Winter die einzelnen Gespanne schon von weitem am Geläute der Pferde erkennen, so vermag der Hirt mit seinen geschärften Sinnen an dem Klange der Schelle schon jedes seiner Rinder zu bestimmen und er unterscheidet am Zusammenklang der Glocken die einzelnen Dorf- und Bauernherden seiner Nachbarschaft. Am treuesten aber hat sich ihm die eigenartige Melodik und das Dissonanzenspiel seines Geläutes eingeprägt. Da wurden ihm durch einen Gehilfen nun vor einigen Jahren seine Glocken entwendet. Er wußte, daß sich dieser nach Böhmen gewendet hatte. Deshalb ging er in den Wäldern der Grenzgemeinden seinem Geläute von Herde zu Herde so lange nach, bis er es endlich vernommen und in seinen Besitz gebracht hatte.

Schließlich gelang es mir doch, ihn vom Ruhm seines Geläutes, das er nun schon längst vertrunken, ab und auf ein anderes Thema zu bringen. Er erzählte, wie er seine Herde, die hoch oben auf dem Osser ihre Weideplätze hatte, auch manchmal verlassen habe, wenn sie nachts recht ruhig um die Hütte lag; dann sei er zwei Stunden weit bergab gelaufen bis zum nächsten Wirtshäusel. Dort habe er dann tüchtig gesoffen. So sei er dann auch manchmal beim Tag weggelaufen; vom Fenster des Wirtshauses unten im Tal habe er hinaufgäugt, ob er nicht eines seiner Tiere oben im Schlag sehe,

und ganz deutlich habe er wiederholt eins ums andere wahrgenommen; und nun, wo er wieder beim »Saufen« war, brachte ich nichts weiter aus ihm heraus. Als ich ihn noch fragte, wie er wieder auf den Osser zur Herde hinaufgekommen, wurde er heftig und immer wilder in Gebärden und Reden, daß mir nichts übrig blieb, als dieses untaugliche volkskundliche Objekt unbehelligt sitzen und saufen zu lassen.

Was ich noch sonst von ihm und über ihn erfuhr, ist folgendes: Dieser gute Hirt hatte kein Weib; dieses war ihm davongegangen. Auch von den Bauern bekam er die Kost nicht; da verpachtete er sein Hüthaus samt dem Grund an ein Ehepaar, das ihm dafür das Essen zu reichen hatte. Das erste zur Erfüllung dieses Paktes war, daß ihm sein Pächter zwei Ziegen mit in den Wald — hoch hinauf in die Osserstierhütte — gab, die statt seiner das ihre zur Ernährung des Hirten zu tun hatten. Dieser mußte sie selber melken (zeideln). Dazu hatten ihm die Leute wöchentlich Brot und andere Eßwaren zu bringen. Das unterließen diese wiederholt, so daß er oft hinunter mußte, weil er es vor Hunger auf dem hohen Gebirge, wo die Luft so zehrt, nicht mehr ausgehalten. Dann vergaß er auch nicht, immer gehörig seinen Durst zu löschen.

Doch kehren wir wieder zu den friedlichen Dorfhirten ins Tal zurück. So viel mancher auch aus sich zu machen verstand, im Grunde war er als armer Mensch doch nicht viel geehrt. Er war nur ein Gemeindebediensteter und der letzte unter diesen. Selbst sein Vieh ging als letztes in der Dorfherde. Die Redensart »Du kommst immer hinten nach, wie des Hüters Kuh« weist darauf hin. Die Bauern verachteten ihn und seine Familie. Schon sein niederes, abgelegenes und verfallenes Haus drückte seine Stellung in der Gemeinde aus. Und dabei gab es unter diesen Ausgestoßenen auch noch Abstufungen im Range. Pferde- und Rinderhirten standen höher und waren besser bezahlt als Schaf- oder gar Schweinehirten. Meist aber gab es in kleineren Orten nur einen oder zwei Hirten, die das sämtliche Vieh mit Hilfe ihrer Kinder und Familienmitglieder versahen.

Von der niederen Stellung der Hüter geben auch Sprich- und Schimpfwörter Zeugnis. Ihre Familien waren verrufen als »Hüterrassé, Hüterzeug, Hüterfreundschaft, Hütersippschaft«. Die Bezeichnung »Hüter« allein schon drückte den Vorwurf der Unmanier aus und galt als Beschimpfung. Merkwürdig ist da folgende Stelle aus einem Eisensteiner Verhörprotokoll von 1690: Der Schmied hatte im Verlauf eines Streites zum Wirt gesagt: »Du sollst viel eher einen Hietter abgeben als einen Wirt.« Worauf ihm dieser doppelt heimzahlte: »Du kannst mir einen Schinder abgeben.« Da der Schmied wegen dieser erst recht schimpflichen Bezeichnung befürchtete, an seinen Ehren und seiner Hantierung Schaden zu leiden, mußte er klagen gehen. Für die gesellschaftliche Stellung des Hirten ist auch eine Neuerner Matrikeneintragung aus 1660 bezeichnend, nach welcher bei der Kopulation des Bettelmannes Andreas Fischer mit Ursula

Lentnerin Georg Weinfurter, Weber, und Michael Fornemb, Hirt (alle aus Oberneuern), Zeugen waren.

Nicht jeder Hirt war in der Bibel gut beschlagen, wie folgende Histörchen, dartin: Der Neuerner Hüter ist auf dem Weg zum Stachesrieder Schinder gewesen. Er hat ihn, weil ein Vieh verhext gewesen ist, holen müssen, daß er die Krankheit verbohrt. Es ist an einem Sonntag gewesen, und wie der Hüter durch den Rothenbaum gegangen ist, haben sie gerade zusammengeläutet. Da ist er auch in die Kirche hinein und hat sich mit seinem Hund ganz hinten in die Kirche, hinter die »Boor« gestellt. Der Pfarrer aber ist ein Landsmann vom Hüter gewesen und hat von ganz armen Leuten abgestammt. Wie er nun beim Evangeli gelesen hat: »In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen«, da hat der Hüter ganz böse gesagt: »Derstunken und derlogten, steht ihnen daheim der Pfannenstiel zur Haustür hinaus! Geh', Pudel, geh'n mer!«

Einmal hat ein Stadtherr mit einem Hüter freundlich geredet. Er hat ihn, wie er über Land aus gegangen ist, beim Vieh stehen sehen und hat zu ihm gesagt: »Lieber Mann, Ihr habt einen schönen Stand; Euer Stand ist der älteste.« Jetzt hat ihn aber der Hüter gefragt: »Was seid denn aber Ihr?« Der Herr hat gesagt: »Ich bin der Apotheker aus der Stadt.« — »Nun, da ist Euer Stand doch noch älter, denn die erste Geiß hat schon Pillen gemacht.«

Aus dem Verhörprotokoll der Hofmark Eisenstein.<sup>1)</sup>  
Vorkommen den 23. April 1751.

#### Kürchen Straff.

Vmb sich Nachstehente Vnderthanen, vnd Inleuth höchst Straffbahr Vnterfangen, von einen Hietter Hinter Piseckh ainige in Vnterschiedtlichen zueständten sowohl vor Menschen als Vieh vnerlaubt gebrauchente Mitl heraus vnd in hiesige Hofmarch zu bringen, dß zu dessen Abstöhlung der Herr Pfarrer bemießigt worden, solches in der Kürchen öffentl: zuuerkündten, vnd dise Mitl vnter einer Todtsündt zuerbitten, Würdtet ihnen deren Straßbahres Vnternemmen auf die ervolgt Hochgenedige herrschafft: Special Anbeuelchung dergestalten mit aller schörffte verweisen, daß wan einer oder der andere sich verners vntersehen solle, zu disen Hietter vmb derley vnerlaubte Mitl abgehen, ein solcher nicht allein vmb 10  $\mathcal{R}$  gesetzten Pöbnfahl, sondern auch mit einer um Hals gehengten Tafel, mit der Aufschrift, diese machen sich in der Schwarzkunst erfahren, an Sonn- oder Fejertagen bey der öffentl: Kürchen vorgestölt, vnd angesehen vnd yber dises ohne alle Begnadigung aus der Hofmarch geschaffet, so uolglich nach Befundt der sachen auf dß schörffiste Verfahren werden sollte,

Vor dermahlen werden aber diejenigen, welche zu disen Hietter abgangen, vmb 1  $\mathcal{R}$  gelbes wax zum Gottshaus, dan mit 2. stündtlicher Stockhstraff, diejenige aber, so sich etwas bringen lassen, ieder vmb 1  $\mathcal{R}$  wax gebiest, als

Frantz Hoiwalckher pr 1  $\mathcal{R}$  wax, vnd 2 stundt in stockh,

Hans Wudi Ausnambs Man in ansehung seiner armueth mit doppelter Leibs Straff als 4 stundt in stockh.

Frantz Aschenprener Inman . . . . . 1  $\mathcal{R}$  wax

Maria Schreinerin, Maria Gräßlin, Caspar Carl, Hans Georg Wudi, Hans Kuchler, Antoni Sperl, Margarethe Voglin, Simon Schreiner, Hans Michael Schreiner, Joseph Millpaur, Hans Georg Carl, Georg Jungpöckh je 1  $\mathcal{R}$  wax.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Fürstlich Hohenzollernsches Archiv in Bistritz.

<sup>2)</sup> 1  $\mathcal{R}$  gelbes Wachs wurde mit 54 Kr. angeschlagen.



## IV. Des Hirten Geräte.

Das wichtigste Gerät, das der Hirt auf die Weide mitnahm, war der Hütstecken.<sup>1)</sup> Von diesem hieß es, daß er im Mai vor Regen nicht trocken werden solle, dann werde ein gutes Jahr. Beim ersten Austrieb und im Anfang der Hützeit führte der Hirt auch eine lange Peitsche mit. Mit der Peitsche gab der Großhirt in Klentsch das Zeichen zum Auslassen des Viehes, während der Kleinhirt den Austrieb durch Blasen anzeigte.

Vielleicht nicht so praktisch, aber poetischer und bedeutsamer als der Hütstecken ist die Schalmei des Hirten, mit der er früh morgens an bestimmten Stellen des Dorfes das Zeichen zum Loslassen des Viehes gab. Die stellte er sich selbst her. Er machte sie aus dünnen Fichtenspänen oder aus einem der Länge nach entzweigeschnittenen Fichtenaste, dessen Teile dann rinnenartig ausgehöhlt und wieder zusammengefügt und dann mit Weidenzweigen oder Bast umwickelt wurden. Oben hatte die Schalmei ein Mundstück, unten eine trichterförmige Ausweitung. Sie war beiläufig 1 m lang. Solche Schalmeien sind heute selten und nur mehr in Museen zu sehen, zum Beispiel in Zwiesel (Bayern) und in Klattau.<sup>2)</sup> Heute benützen die Hirten meistens Trompeten; sie erlangen im Blasen verschiedener Fanfaren bedeutende Fertigkeit und ihre aus Dreiklängen aufgebauten Melodien erfreuen den Wanderer im Walde.

Eine jahrhundertalte Merkwürdigkeit ist es, daß im Dorfe Milawetsch bei Taus der Hirt nicht bläst. Als Sommer in den Dreißigerjahren des vorigen Jahrhunderts Stoff zu seiner Beschreibung Böhmens sammelte, richtete er an den Tauser Magistrat des Milawetscher Hirten halber eine Anfrage. Der gestrenge Magistrat lud den Richter und zwei Schöffen aus diesem Dorfe vor und nahm zu Protokoll, warum ihr Hirt nicht blase. »Es tue dies seit undenklichen Zeiten kein Hirte mehr bei ihnen«, verantworteten sich die Bauern. Als nämlich der heilige Adalbert einst nach Rom reiste, sei er hier<sup>3)</sup> durchgekommen und habe bei ihrem Dorfe gerastet. Der Hirt habe dem Schläfer ins Ohr geblasen und sei zur Strafe für seinen Frevel sofort ertaubt. Seitdem dürfe bei ihnen kein Hirt mehr blasen.

## V. Die Stierhütte — ein altes Rauchhaus.

Zur nächtlichen Unterkunft des Hirten der Waldstiere und seiner Gehilfen fern vom Dorf dienen die Stierhütten. Sie sind gewöhnlich an geschützten Orten erbaut, an denen sich nachts gern

<sup>1)</sup> Nach altbayrischem Recht sollte der Hirtenstab von Haselholz sein. Fremdes Vieh sollte man mit einem einjährigen Haselschoß aus seinem Felde treiben. „Zeitschr. d. Ver. f. Volksk.“, 11, 8. In Neugrammatin benützt der Hützub beim ersten Austrieb einen Geiselstock von einer Frohnleichnamsbirke (John, 211).

<sup>2)</sup> Im deutschen Westböhmen gibt es nirgends eine volkskundliche Sammlung; in Südböhmen hat außer der Stadt Budweis nur der Markt Strobnitz eine solche, die er dem rastlosen Eifer des Schuldirektors Franz Steinko verdankt.

<sup>3)</sup> Bei der Passierung des Taus-Further Landestores.

das Waldvieh lagert. So eine Hütte ist von rohen Hölzern aufgezimmert, fensterlos, mit einer viel zu niedrigen Tür auf der stillsten Seite, durch die man nur gebückt aus und ein geht. Das Dach bilden übereinandergelegte Bretter. Inmitten des Raumes steht ein aus lose geschichteten Steinen erbauter Herd, auf dem sich der Stierhüter die Suppe kocht und andere Speisen bereitet. Häufig wurde besonders gegen den Herbst hin auch zur Erzeugung der nötigen Wärme geheizt. Dabei hatte das »Stierhäusel« keinen Rauchfang und der Rauch mußte sich durch das Dach langsam Abzug suchen. Welche Annehmlichkeit dies für die Insassen war, läßt sich denken. Während dieser Heizung ging manchmal das ganze Häuslein in Flammen auf. Rundherum sind an den übrigen drei durch keine künstliche Öffnung unterbrochenen Wänden auf Bänken die Lagerstätten, welche mit Moos, Laub und Heu gepolstert sind. Die Schlafenden haben keine anderen Decken als ihre Röcke (Tschanker).

Ähnlich wie diese Stierhüterhütten sind auch die Hütten der Böhmerwald-Holzmacher. Selbst die steirischen Senn- und Holzknecht-hütten, ja selbst das alte steirische Bauernhaus und die Hütten der Hirten in der mährischen Walachei werden so beschrieben.<sup>1)</sup> Eine solche Stierhütte steht in der Nähe der kleineren Osserspitze; sie dient zur Unterkunft der bayrischen Hirten, die da auf dem Sattel zwischen den beiden dolomitenartigen Bergspitzen das Vieh des Tales weiden. Vor Errichtung des Osserschutzhauses war sie der einzige Zufluchtsort der Touristen, wenn diese schlechtes Wetter überfiel.

Auf dem Wege vom Arber gegen Bodenmais stehen die große und die kleine Arberhütte, Blockhäuschen der beschriebenen Art zur Unterkunft der Hirten, die häufig auf der breiten Kuppe des Waldkönigs ihre Herden weiden, zuhöchst oben! Diese Beneidenswerten blicken hinunter auf den herrlichen Arbersee und das weite grüne Waldmeer, in das herrliche Eisensteiner Tal und über das bayrische Waldgebirge und das Silberband der Donau hin nach den weißschimmernden Ketten der Alpen. Auch von der Stierhüterhütte tief unterhalb des Lakaplatzes, am Südabhange des Grenzkammes an einer steilen Wiesenlehne gelegen, bietet sich bei gutem Wetter eine prachtvolle Aussicht über die ungeheuren Waldmassen der bayrischen Staatsforste und auf das Arbergebirge. Und wie auch unser Weidebetrieb von dem der Alpen in vielen Beziehungen verschieden ist, so heißt doch ein Berg bei Kuschwarda und einer bei Oberplan, letzterer schon in alten Urkunden »Die Alm«.

An eine Unterkunft für die Hirten wurde bei älteren »Verstiftungen« von Blumbesuchsrechten in Wäldern wiederholt gedacht. So geschieht 1701, als die Eisensteiner Herrschaft ein solches Recht an zwei bayrische Dörfer neuerdings vermietet, der von den Bauern

<sup>1)</sup> Unsere Zeitschrift, IX, S. 40, XII, S. 123, XVI, S. 108.]

bereits aufgerichteten Behausung im Walde, die kurz vorher abgebrannt und von ihnen wieder aufgebaut worden war, Erwähnung, und als 1729 einige Untertanen ein Stück Wald zu Weidezwecken kauften, erhielten sie ausdrücklich die Bewilligung, in demselben ein In- oder Hüthaus zu erbauen.

In diesen höchst einfachen Waldhütten, dem Urbilde der ersten Böhmerwaldhäuser, müssen unsere Stierhüter hausen. Wochen-, ja monatelang leben sie da ohne den geringsten Komfort, meist allein, ihr einziger Umgang ist Rindvieh, dumme Stiere und die in einem angebauten Verschlage meckernden Geißen.

»O,« sagt der Hirt, »meine Geiß ist das frumste und nutzbarste Vieh von der Welt! Schaut's her da: Sie gibt a guete Milch, macht alle Tag Kaffebohnen und gnueng Wasser und wennst sie in Schweif zwickst, tut sie einen Zucker. Da hast schon den ganzen Kaffee fertig und die Hörndla kannst Dir einbrocka.«

#### VI. Des Hüters Waldleben.

Der Hirt ist die Einsamkeit gewohnt und in Entbehrungen aufgewachsen. Seine gesunde Natur und seine Heiterkeit helfen ihm alle Beschwerden mit Gleichmut und Frohsinn ertragen. Tagsüber geben ihm seine Stiere genug Lauferei und Gescher. Es kommt vor, daß er manchmal einen halben Tag lang einem verlaufenen Stier nachrennen muß, über Stock und Stein, durch Dickicht und Wildnis, durch Bäche, über Sumpfwiesen und schwanken Moorboden. Dafür aber schmeckt ihm nachts der Schlaf, der ihn traumlos umfängt und oft schon während des Bereitens oder Verzehrens des Nachtmahles überfällt. Dann verlöscht langsam das Feuer auf dem Herde. Herbstnebel und die Schleier der Finsternis hüllen die Waldhütte ein. Und rings um diese liegen auf dem Rasen in vielfacher Reihe — eine lebendige Mauer — die müden Waldstiere. Und weiter herum stiller Wald und schwarze Finsternis und tiefes Moor.

Hat der Hirt freie Zeit und ist ein schöner Tag, so setzt er sich auf einen Steinriegel und läßt sich die Sonne auf den Buckel scheinen, und wenn er jung ist, so schreit er Vierzeiler und Jodler in den Wald hinein. Wird ihm zu heiß, was in dieser Höhe nicht oft vorkommt, so streckt er sich in dem Schatten einer tiefästigen Fichte nieder. Hier im Freien lüftet er seine durchräucherten Kleider und seine geselchte Lunge aus.

In früheren Zeiten mußten die Hirten in verrufenen und dem Volksglauben nach von bösen Geistern bewohnten Gegenden hausen, die ein anderer Mensch nur mit Grausen betrat, an öden Orten und in Wildnissen, in denen bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts Bären, Luchse und Wölfe erlegt wurden und so manches Stück Weidevieh den Raubtieren zum Opfer fiel, der Hirt auch deren Angriffe häufig abzuwehren hatte.

Der Hirt kommt an Sonn- und Feiertagen nicht in die Kirche. Ihn rufen wohl die Glocken von stundenweit her, er kann ihnen aber nicht folgen; sie künden ihm aber die Lesung des Evangeliums und den Augenblick, in dem Brot und Wein sich in den Leib und das Blut des Herrn verwandelt. So kam er der Messe im Geiste anzuwohnen und in der Gottesnähe einer gewaltigen Natur die heilige Handlung mit Andacht und religiösem Gefühl begleiten.

Wegen der Abgeschiedenheit der Hirten verlangte schon im Mittelalter der »Libellus de disciplinis ecclesiasticis«, die Priester sollen von den Arbeitgebern verlangen, daß sie die Ochsen- und Schweinehüter und die übrigen Hirten und Dienstleute, die auf dem Feld und in den Wäldern wohnen und der Gefahr ausgesetzt sind, wie wilde Tiere zu leben, wenigstens an Sonn- und Feiertagen zur Messe schicken.

Hie und da beteten die Hirten und das der Kirche fernwohnende Landvolk bei Wegkreuzen und Bildbäumen. In ewigem Gedenken lebt der »rote Baum« an der bayrischen Grenze bei Neuern, in dessen Höhlung vor Jahrhunderten der Hirt von Flecken eine Marienstatue aufgestellt hatte. Bei diesem roten Baume ließ hernach die Guts-herrschaft 1676 eine Kirche erbauen, welche zum Mittelpunkt eines großen Pfarrsprengels wurde. Nach dem Bildbaume des Hirten wurde dem Kirchdorfe, der Pfarre und einer zahlreichen Gruppe von politisch zusammengehörigen Ortschaften der offizielle Name »Rothenbaum« gegeben.

#### VII. Der Eintrieb.

Mit der Ausnahme bei den Hammerer Bauern, die ihre Weide im Eigenwalde so lange ausnützten, bis auf den mageren, nie gepflegten Weiden kein Gras mehr war oder der erste Schnee fiel, wurde überall die Waldweide zu Michaeli beendet.

Ein bayrischer Hirt, der auf dem Osserhange für das Dorf Eckersberg einige Jahre das Waldvieh geweidet hatte, teilte mir den Spruch mit, den er nach dem Eintreiben in den Höfen aufgesagt hatte:

Jetzt is Michahöli, jetzt treib i nach Haus,  
 Jetzt wird mir geben jeder sein Schmaus.  
 Und won i zu Haus kuma tua,  
 So schreit mir die Bäurin glei zua:  
 Jetzt gehst einer zu mir,  
 Kropfn kriegst grad gnua von mir.  
 Do kummt der Bauer herbei  
 Und gibt mir ein Markl, zwoa oder drei,  
 Im Namen des Gesetzes!

Bei dieser Gelegenheit hatte er im ganzen Dorfe 30 bis 40 Mark zusammengebracht. Dabei trug er eine Rute in der Hand, die ähnlich wie ein Palmbusch oben ein paar Gertlein und ein Kranwitstäudel mittels eines farbigen Bändchens vereinigt hatte. Mit dieser Gerte hat er beim Sprechen recht herumgefuchelt.

Beim Aus- und Eintrieb der Hammerer Waldstiere gab es fast keine besonderen Bräuche. Der Austrieb erfolgte vor oder nach dem Fronleichnamstage. Den Tag setzte der Rechnungsführer fest. Jeder Bauer trieb seinen Anteil an Vieh auf die Gerlhütte, eine eingegangene Glashütte, deren Waldbesitz die Bauern an sich gebracht haben. Dort übernimmt der Hirt die Stiere und das mitgebrachte Korn, so viel Stiere, so viel Maßeln. Der Tag des Eintriebes wird gleichfalls vom Rechnungsführer bestimmt, der manchmal bei der Herde Nachschau zu halten hat. Dann treibt der Hirt das Vieh bis in die Gemeinde herunter zum sogenannten Hammerwirtshaus. Jeder Bauer schickt seinen Hütjungen entgegen. Wenn der eifrig ist, so geht er dem Vieh weit entgegen, nimmt dem anderer Besitzer die Schellen ab und hängt sie dem seinen an, wobei er natürlich sucht, die größten und schönklingenderen zu bekommen. Diese behält dann das Vieh bis zum nächsten Austrieb.

Wenn keinem Viehstück ein Unfall passiert ist, so erhält ein Stier, der geeignete Hörner hat, einen vom Hüter geflochtenen Kranz aufgesetzt.

Nach der Heimkehr aus dem Walde werden die Stiere noch bis zum Schlusse der Weidezeit mit dem Hofvieh ausgetrieben. So wie es vorkommt, daß sich in der ersten Zeit nach dem Austrieb ein oder das andere Stück der Herde verliert und den weiten Weg durch die Wälder nach dem Hof aufsucht, so geschieht es auch, daß nach dem Eintrieb im Herbst manchmal ein Stier wieder in die Waldweide zurückkehrt. Erst heuer ist dies wieder vorgekommen. Der Guberer (Guba-Bauer) hatte zwei Stiere aus dem Wald geholt, die er zum Zug abrichten wollte; in der Nähe des Hofes riß sich aber einer von ihnen los und kehrte zur Herde zurück. Das war zu Bartholomäi (24. August 1910).

Während bei den meisten Waldweideberechtigten der Eintrieb zu Michaeli erfolgte, begann unten im Tal bei den Höfen und in den Dörfern erst jetzt recht die Weide über die ganze Dorfflur. Hier hatte das Hüten zu Martini (11. November) ein Ende, denn der kam oft schon auf seinem Schimmel geritten.

Während in dem von bayrischer Bevölkerung bewohnten Gebiete Südwestböhmens St. Leonhard als Viehpatron verehrt wird, gilt vom Tauser Paß (mit der Klentscher Kirche) angefangen, dem oberpfälzischen Stamm St. Martin als solcher. Opferte man in Unterwulldau und heute noch in Kohlheim bei Neuern eiserne Tiergestalten in Leonhardskirchen, so ist für das oberpfälzische Gebiet dieser Brauch in einer Martinskirche (Wscherau) üblich. Im Egerland gilt noch besonders St. Jakobus als Hirten- und Viehpatron.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dieser Hirtenbrauch ist auch in Bayern, Österreich und Salzburg üblich (John, 99).

In Neuern ging zu Martini der Hirt von Haus zu Haus und trug kläfterlange Birkenruten mit Kronen aus Wacholder (Kranwit) und Eichenlaub in die Häuser, in die er mit dem Spruch trat:

Eitz kimt da Hirt  
 Mit seina Girt,  
 Für dös Jahr hot er ausgehüat.  
 Verwahrts die Girt zum Frujahr auf,  
 Weil mans zum ersten Austrieb braucht.

Er wünschte dann dem Hausherrn und der Hausfrau Glück und Segen und großen Nutzen vom Vieh und daß die Hexerei von ihrem Stall fernbleiben möge. Zugleich nahm er auch den Lohn für seine Dienste in Empfang und Sonntag darauf hielt er seine »Kirchweih«, einen Schmaus, zu dem er die Bauern einlud und wobei es auch an einem guten Trunk nicht fehlte.<sup>1)</sup>

#### VIII. Der Hüt bub.

Der Hüt bub (Hejppou) hat im Gegensatz zum Gemeindegirten oder Waldstierhüter die Herde eines einzelnen Hofes zu betreuen. Die Hütejungenzeit fällt in die Flegeljahre des schon für den Sommer vom Schulbesuch befreiten oder eben der Schule entwachsenen Burschen. Er ist so ein Mittelding zwischen Hüter und Knechtlein und wird zu allen möglichen Arbeiten beim Hof verwendet. Er muß dem Bauern »männen«, das heißt beim Ackern die Ochsen weisen, hat die Kühe zum Stier zu treiben, sich der Kälber anzunehmen und beim Ausmisten zu helfen. Stellt er was an, so heißt es: »So ein Hüt bubenstückel!« Sein Charakter wird gering geschätzt und sein Wort gilt nichts. Hat er heute seine Peitsche verhandelt, so will er sie morgen wieder zurück haben, und hat er seinem Kameraden unter den treuherzigsten Schwüren bei seiner Seele seinen »Kulitschker« (ein billiges Messer, von č. kudla) verheißen, damit der ihm den ganzen Nachmittag »wihrn« (das Vieh aus dem »Schaden«, zum Beispiel aus dem nahen Krautfelde treiben) hilft, so will er beim Eintreiben nichts mehr davon wissen und sucht die Ermahnungen seines Gefährten und vielleicht auch seines Gewissens mit lautem »Ho, ho, ho, ho!« zu übertäuben, mit welchen Rufen er seine Herde vorwärts treibt. Der Betrogene droht ihm unter Tränen an, er wolle sein Leben lang nicht mehr mit ihm reden. Er ist aber auch nur ein Hüt buße und trägt seinen Groll nicht lange mit sich herum. Am nächsten Morgen schreit er schon in der Quint: »Girgl o—o, hejt uma do—o!«, beim zweiten o zur Terz fallend. Und der Girgl treibt umi und schmiert den guten Lappen wieder an. Wenn zwei Erwachsene über eine Abmachung nachträglich in Streit kommen, sagt der eine bald: »Hab ich mit einem Hüt buben gehandelt?«

<sup>1)</sup> Viele einschlägige Mitteilungen aus dem oberpfälzischen Teile Westböhmens bei John, S. 98, 99, 335, 337.

Der Hütbub steht auf der untersten Stufe der Ehalten; er trägt aber den Marschallstab des Großknechtes im Tornister. Ja, er kann sogar Bauer werden, wenn er zur Familie eines solchen gehört oder einmal als Knecht sich zu einer Witwe verdingt. Vorerst aber wird er Kleinknecht, wie ja auch auf der weiblichen Seite sich die Kindsdirn bald zur Kleindirn entwickelt. Und schmeckt ihm das Essen und schlägt es ihm an, so wird er bald so stark, daß er sich als Großknecht verdingen kann.

Ein Silberberger Häusler erzählte mir öfter aus seiner Jugend, daß er vor etwa dreißig Jahren in einem benachbarten Chodendorfe (Putzeried) als Hütbub diente. Er bekam 6 Gulden Lohn im Jahr und ein Paar Holzschuhe; letztere aber nach einer in unserem salzarmen Böhmen seit alter Zeit allgemein üblichen Bedingung nur dann, wenn er beim Mahl die Erdäpfel nicht salze. (In den tschechischen Dörfern sagt man heute noch den Kindern, die sich die Speisen viel salzen, sie würden keine Holzschuhe bekommen.) Wenn sich die Leute zum Mittagessen niedersetzten, wurde er immer weggeschickt, um schnell die Gänse aus dem Garten zu jagen. Bis er sie außerhalb des Zaungatters hatte und zurückgekommen war, war für ihn gewöhnlich nicht mehr viel übrig.

Auch bei den (deutschen) Bauern der Pfarre Rothenbaum muß der Hütbub oft vom Essen weglaufen. Und er ist doch im Wachsen und gewöhnlich der Hungrigste. Wenn alle sich zum Essen niedersetzten, muß er zum Brunnen oder zum Grand (Wasserkar) um einen Krug Wasser laufen. Während des Essens wird gesprochen und getrunken. Ist der Krug leer, so hat der arme Junge wieder zu laufen; diesmal nimmt er sich aber volle Backen mit.

Wo sitzt er bei Tisch? Er hat, wie jeder im Hof, seinen nach altbayrischer Sitte hergebrachten Platz. Der erste Platz, der in der Herrgottsecke, gebührt dem großen Knechte. Zu dessen Rechten sitzt der Bauer, links der Inmann, neben dem der kleine Knecht und nun der Hütbub; dann seine Antipodin auf weiblicher Seite, die Kindsdirn, und dann — nach der Würde aufsteigend — die kleine Dirn, das Inweib und die große Dirn; diese an der Ecke, weil sie auftragen muß, während die Bäuerin, die gar nicht zu Tisch kommt,<sup>1)</sup> beim Ofen das Essen herrichtet. Auch die Kinder kommen nicht zu Tisch. Bei Tisch verläßt keiner eher den Platz, als bis alle fertig sind. Der Bauer steht dann beim Fenster und betet den »Engel des Herrn« vor und schaut dabei hinaus; beim zweiten Fenster steht die Bäuerin, beim dritten beten die Knechte, die Mägde beim nächsten; der Hütbub aber lehnt mit dem Rücken an der Stubentür.

Bevor ich von seinem Leben auf der Weide erzähle, noch einiges zu seiner Charakteristik.

<sup>1)</sup> Sie muß auch bei der Hochzeit ihrer Kinder daheim bleiben; die Patin dient dann ihrer Tochter als „Brautmutter“.

In der Zeit seiner Flegeljahre erweitert sich in der Gesellschaft anderer seinesgleichen und der Knechte sein Erfahrungskreis un-  
gemein, mit diesem wächst sein Wortschatz. Aber nach welcher Seite  
hin? Der Hütjunge wird zum bösen Geist des Hofes, der es besonders  
auf die weiblichen Dienstboten abgesehen hat, die er mit frechen  
Reden und auf andere Weise ärgert, so daß ihm diese manchmal  
eine Ohrfeige »abfliegen« lassen. Er spricht nur in Superlativen und  
ist reich an Schimpfworten, zweideutigen Reden, groben Redensarten,  
schamlosen Antworten und unanständigen Vierzeilern.

Er ist der Adjutant und Vertraute des Großknechtes, dem er so  
manche Botschaft zu bestellen, und vielleicht sogar beim Fensterln  
die Leiter zu halten und die unten stehen gelassenen Schuhe zu  
hüten hat. Dafür genießt er auch seinen Schutz.

In Neugrammatin benützt der Hütbub beim ersten Austrieb einen  
Geiselstecken von einer Fronleichnamsbirke. Dasselbst wurde vorzeiten  
der am Pfingstsonntag zuletzt am Weideplatz erschienene Hirtenjunge  
mit Strohbindern auf einen Schubkarren gebunden, ein Korb über ihn  
gestülpt und im Dorf herumgeführt, wobei Gaben eingesammelt  
wurden. Auf die Worte »Pfingstschwanz, rühr dich!« mußte er auf  
dem Karren noch allerlei Possen treiben. In Schüttarschen fuhr man  
zuletzt mit dem Karren noch ins Wasser oder in den Teich.<sup>1)</sup>

#### IX. Die Hütjungen auf der Weide.

Die Gesellschaft der Hütbuben vertreibt sich auf der Weide die  
die Zeit mit Reden, Erzählen, Feuermachen, Rauchen, Schnupfen,  
Spielen, Singen, Streiten. Bei ihren Reden meiden sie erotische  
Fragen durchaus nicht und geben ihre verschiedensten Beobachtungen  
und Erlebnisse auf diesem und anderen Gebieten unverhüllt zum  
besten. Für ihr Feuer holen sie Kuhfladen, Bürstlingstöcke, Erdäpfel-  
reben und dergleichen zusammen, auch Reisig und Äste aus dem  
Wald. Brennt es hellauf, so springen sie munter darüber, raucht es,  
so lassen sie sich selchen, daß es zu Hause mit ihnen nicht auszu-  
halten ist. Im Feuer braten sie Erdäpfel und Dorschen, die sie von  
nahen Feldern stehlen. Der Sohn oder Hütbub des Wirtes bringt  
weggeworfene Zigarrenstumpfen mit, die er besonders nach Sonn- und  
Feiertagen in größerer Zahl unter dem Tisch findet; ein anderer  
spendet Stücke spanischen Rohres. Harmloser ist die Freude am  
Schnupfen. Einer hat dem Vater oder dem Bauer einige starke Prisen  
vom wohlverwahrten Schmalzler gestohlen und nun delectiert sich  
die ganze Gesellschaft an einem Schnüpf Brisil, das der Spender  
aus einem »Glase« reicht, das er selbst aus dicker Föhrenbirke ge-  
schnitzelt hat. Wessen zarte Nase dann viel niesen muß, wird viel  
belacht. Ein Held ist dagegen, wer schon ein ordentliches Häufel  
verträgt, ohne mit einer Miene zu zucken.

<sup>1)</sup> Mehr hierüber siehe John: „Sitte, Brauch und Volksglaube im deutschen West-  
böhmen“, S. 77 ff.



Die Spiele der Hütbuben bestehen im Fingerhakeln, Ringen, Tschampuritreiben (als »Sautreiben« bekannt) und im »Spräckaln«. Letzteres will ich kurz beschreiben:

Es sind zwei bis fünf Teilnehmer. Jeder hat einen etwa 75 *cm* langen, an einem Ende zugespitzten Stock, den »Spräckalstäcka«. Der erste schwingt seinen Stecken gegen den weichen Rasen, so daß er mit der Spitze voran tief ins Fleisch der Wiese fährt. Der zweite sucht seinen Stecken dicht daneben in die Erde zu treiben und dabei des Vorgängers Stock zu lockern oder gar ganz umzuschlagen u. s. w. Bis alle geworfen haben, zieht der erste seinen Stecken wieder aus dem Rasen und treibt ihn aufs neue in die Erde u. s. f. Ist es einem Spieler gelungen, durch einen kräftigen oder geschickten Wurf eines anderen Stock zu Fall zu bringen, so nimmt er diesen und wirft ihn so weit, als er es nur imstande ist. Während dieser läuft, um den Stock zu holen, schneidet der Sieger aus der Wiese so viel Rasen heraus, als er nur vermag, und legt die ausgestochene »Schmeer« neben die Öffnung. Es ist Aufgabe jedes Spielers, so viel Schmeer als möglich zu bekommen.

Dieses Spiel ist recht lebhaft und unterhaltend, dient aber weniger zum Nutzen der Wiese und zur Erfreuerung ihres Eigentümers. Auf der Gemeindeweide (Trod) der Vorzeit geschah bei diesem Spiel niemand Schaden. So hat die Not der Zeit, welche die ganze Allmende urbar machte, wie sie unseren Fluren den belebenden Schmuck der Herden nahm, auch unseren Hirtenjungen ihr beliebtes Spiel vergällt.

Von den Liedern der Hütbuben will ich keine Proben bringen. Eines übertrifft an Unanständigkeit das andere. Vater und Mutter spielen darin eine Hauptrolle, aber gar keine sentimentale. So rühmte sich ein Knabe, er könne fünfundzwanzig Lieder (Vierzeiler), die mit »Mei Voter« anfangen. Alle dessen Arbeiten, ackern, eggen u. s. w., werden da in erotischen Vergleichen und Parallelen besungen. Das »Mensch« und seine Körperbeschaffenheit, das Fensterln, das Bett und der Schlaf sind beliebte Stoffe. Die Melodien bewegen sich durchaus im Dreivierteltakt und die beliebteste, nach der gewiß 99 Prozent aller unserer vierzeiligen »Gsangla« oder »Liadla« gesungen werden, ist folgende:



Die Pause im vierten Takt fällt nach Bedarf aus, ebenso wie zu den Auftakten nicht immer Achtelnoten gebraucht werden.

Vorzeiten sangen sich die Hütbuben verschiedener Gemeinden Neck- und Spottlieder über die Flurgrenzen zu und dann gab es nicht selten Raufhändel, die sich manchmal über den ganzen Sommer

und Herbst hinzogen, da jeder Geschlagene das nächstmal mit frischen Kräften und Helfern wiederkam.

Nicht immer aber geht es auf der Hutweide so lebhaft zu. Es gibt auch stille Tage, trübe, regnerische Zeiten, besonders in der ersten Zeit des Austriebes; verlangten doch die Bauern vom Mai, er solle so viel Regen bringen, daß dem Hüter den ganzen Monat der Stecken nicht trocken werde. Die Hirtenjugend begrüßte den lauen Mairegen mit Geschrei, die Häupter entblößend:

Mojregn, Mojregn, moch ma mane Hoar long, dick und ehm!

Wenn es aber dann nimmer aufhörte zu sifern, dann setzte der Hütbub seinen Hut auf und zog einen Sack über Kopf und Rücken und blieb auf seinem Raine hocken, ohne Unterstand dem Regen preisgegeben und mit Ungeduld die Zeit des Heimtriebes erwartend. Die Zeit wird auch solchen Hirtlein lang, die oben in den Wäldern die Herden ihrer Bauern hüten. In stillen Stunden aber wird unseren kleinen Hirten gewiß auch die Natur lebendig wie Stifters Heideknaben auf dem Roßberg. Sie schnitzeln sich einen Geiselstecken nach dem anderen, üben sich im Erklettern der Bäume oder geben sich ins Bauen. Steine gibt es da genug und auf dem Brennet und Brückelberg sah ich ansehnliche Steinstuben, von Hütbuben erbaut, denen leider regelmäßig die Decke fehlte, so daß sie im Regenwetter doch auch keinen Schutz geben. Der Rücken des Brückels is so hoch, daß man von ihm aus auf die in der Morgensonne glitzernde Fläche des schwarzen Sees hinübersieht. In dieser Höhe von 1200 *m* hütete ein Knabe das Vieh im schütterten Bauernwald. Ungesehen kam ich an ihn heran. Schallende Schläge leiteten mich zu ihm, der sich die Zeit vertrieb, indem er mit einem Prügel an die Bäume schlug. Er bleibt über Mittag im Wald und treibt erst abends heim, weil er zu weit vom Hof weg ist. Es war der Sohn des Bauern am Barthhof in Eisenstraß, der hier des Vaters Herde hütete. Bei schlechtem Wetter findet er Schutz unter den sogenannten Kotwurzeln; vom Wind entwurzelte Bäume nehmen beim Sturz den ganzen Boden mit, den ihre Finger in Not umklammerten, und bieten dem Bedrängten eine oft 2 bis 3 *m* hohe Schirmfläche dar.

Welch hohe Zeit, Welch große, herrliche Zeit die Kirchweih ist, das fühlt im ganzen Hof, im ganzen Dorf niemand so tief und freudig als unser Hütbub. Am Kirchweihsamstag treibt er schon eher heim, nachdem er schon Tage vorher mit seinen Genossen von dem Fest gesprochen und gesungen hatte:

Am Sunnta is Kirwa,  
Do schloge am Tisch,  
Do froge ma Muadan,  
Wau's Kirwageld is!

»Hoiß Kirwa!« schreien alle beim Eintrieb. Zur Kirchweihzeit durften früher die Hütbuben in der Nähe des Ortes bleiben, damit

sie die Musik hören konnten. Heute treiben sie gar nicht mehr aus, wenn Kirchweih ist. Einen hübschen Schwank erzählt sich unser Volk von einem unschuldigen Hirtenbüblein, dem sich in der Kirchweihweide ein Kälbchen verlaufen hatte und das in der folgenden traurigen Nacht seltsame Begegnungen hatte.<sup>1)</sup> Es ist Ehrensache jedes Hütbuben, sein Vieh recht rund und voll von der Weide heimzubringen, ohne daß er es auf totbringendem Klee gehütet hätte. Er hat die Kritik der Begegnenden und der Nachbarn und nicht zuletzt der Leute im Hofe zu fürchten. Ist der Wanst der Rinder nicht gefüllt, so muß er hören, das Vieh sei »hülle, schindlhülle!« (leer, flach wie eine Schindel). Junge Hirtlein werden beim Heimtreiben von älteren Personen geneckt: »Nun, hast die Kühe fest angehütet? Haben's die Hörnlein schon hart? Lang' sie an!«

#### X. Allerhand Sünden.

Wir würden den Hirten und seinen Beruf nur halb kennen, wenn wir nicht auch in die dunkeln Seiten seines Berufes und seines Charakters Einblick gewännen. Es gibt in seinem so einfach dünkenden Wirkungskreise so manche Gefahren, Versuchungen und Fallstricke; oft erfolgten auch Bestrafungen von Hirten wegen Vergehungen im Dienste, wofür ich Beispiele aus Gerichtsakten beibringe.

Christoph Märchl, Hüter auf der Schweizerei in Eisenstein, hatte sich zur Erntezeit des Jahres 1756 »unterstanden, seine Geißherdt auf eines Glasmachers im Schweizerberg mit Hafer angebautes Ried ungescheut weiden zu lassen. »Es ist bekannt,« hieß es in der Klage, »daß der Beklagte lieber dem Nißprechen nachgeeillet ist und das Vieh hat Vieh sein lassen.« Der Hirt wurde mit einem halben Pfund Pfennig ( $\frac{1}{2}$   $\text{fl. } \delta$ ) gebüßt, und hatte den Schaden mit  $\frac{3}{4}$  (Strich oder Ell) Hafer oder 1 fl. 6 kr. zu ersetzen. Einem Hütbuben, der (1733) mit »drei S. V. Geißbogen« einem Glasmacher ins Krautfeld hütete, wurden diese gepfändet und vor Gericht gebracht. Noch ärger sündigte (1740) Georg Thurnpauer von der Heinrichs-Einöd in Eisenstein, der mit 19 Stück Rindvieh und 8 Stück Geißen in des Glasmeisters Hafenbrädl »Blumbbesuchs-Waltung« einhütete, und gar der Bauer, der durch Einhüten in den herrschaftlichen Wald dem Jäger die Hirschulz verdorben hatte. Dafür wurde er auch mit 2  $\text{fl. } \delta$  gewandelt. Die Neuerner Gemeinde hatte um 1800 den löblichen Vorsatz gefaßt, ihren Wald der Weide zu entziehen und in demselben große Bäume heranwachsen zu lassen, damit sie ihren Holzbedarf nicht immer von der Herrschaft erkaufen mußte. Deshalb umzäunte sie den Wald und verbot das Einhüten. Im Juni desselben Jahres zahlte schon ein Bürger 5 fl. Strafe »wegen durch dessen Hirtknaben und den Sohn unternommenen Viechweiden in eingehögten gemeinwald«. Auch im

<sup>1)</sup> Ich habe diesen Schwank in Blümmls „Quellen und Forschungen zur deutschen Volkskunde“, Bd. VI, Wien 1908, veröffentlicht.

folgenden Falle mußte der Bauer für den Hirten büßen (Eisensteiner Verhörprotokolle, 1751):

Kirchenstraff.

Vmb verwichenen Sonntag von Hannsen Kellermayer aus dessen Hietters Vahrlässigkeit 3 schaf von seinem Haus abweckh vnd in Eisenstain auf den Freudthoff geloffen, ist ihm solches verwisen vnd der besseren Obsicht willen pr. 1/2 Pfund gelbes wax gebießt worden.

Der Eisensteiner Hüter Hans Oberhofer war im Oktober 1750 nicht bei der Herde gewesen, sondern hatte seinen Buben allein hüten lassen; durch diese Unvorsichtigkeit war dem Weber Andree Weikhl eine Geiß vom Wolf gefangen worden, die der Hirt nun zu ersetzen hatte. Als 1699 die zwei Hütbuben des Bauers Michl Gschwendtner von Dorf Eisenstein in der Nacht bei einem Feuer das Haferfeld wegen der Bären, die bekanntlich gerne Hafer fressen, bewachten, kamen sie wegen des Holzzutragens ins Raufen, in welches sich dann noch der Bauer einmischte. Schließlich hatten alle miteinander etliche  $\text{fl} \delta$  zu zahlen.

Der Hammerer Waldhüter Hans Oberhofer war 1732 ungerecht beschuldigt worden, daß er seinen Bauern die Weidenschaft verkaufe, mithin eine Untreue gegen diese begangen hätte. (Abbitte). Einer seiner Vorgänger, der Hüter Hans Fürst, war 1711 beschuldigt worden, im Sommer von der künischen Waldherde einen Stier »S. V. gestolen und gefressen« zu haben.

Der Eisensteiner Hüttengemeinhüter wurde 1724, weil er auf der Weide den Leuten die Kühe »gemolchen oder ausgezaillet«, verurteilt, sich binnen vier Wochen aus dem Eisenstain zu begeben. Auf Fürbitte seines Weibes wurde ihm diese Strafe in eine Geldbuße von 5  $\text{fl} \delta$  »mutiert« und bestimmt, daß dem Hüter das Vorbeigegangene an seinen Ehren unschädlich sein solle.

So nehmen wir Abschied vom Hirten, dieser volkskundlich so anziehenden Erscheinung, die uns das Weidewesen neben noch so manch altertümlichen Zuständen aus der Wiegenzeit unseres Volkslebens aufbewahrt hat.

## Die Vampirsage im rumänischen Volksglauben.

Von Elias Weslowski, Kimpolung.

### Das Hagelwetter.

Im Sommer, wenn das Getreide reift und der Landwirt befriedigt auf eine reiche Ernte hofft, da macht sich oft das teuflische Treiben der Vampire geltend. Wenn dann nach einer anhaltenden Dürre der liebe Gott wieder einen segensreichen Regen über die durstige Erde sendet, trachten die Vampire denselben mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu vertreiben. Darüber empört, schickt der Schöpfer den Menschen den heiligen Elias zu Hilfe. Unter großem himmlischen

Getöse fährt dieser Heilige auf seinem feurigen Karren im Himmel herum und schleudert seine Blitze gegen die Vampire. In dieser bedrängten Lage beschwören die Vampire den Hagel, der die Saaten trotz des wohlthätigen Regens ganz vernichtet. Der Hagel wird zumeist von einem großen fürchterlichen schwarzen Drachen erzeugt. In seinen starken Klauen trägt er einen großen Klumpen Eis, den er mit seinem Schwanze, an dem eiserne Haken befestigt sind, in kleine Eisstücke zerschlägt, die dann als Hagel zur Erde fallen und die Saaten beschädigen. Dieser Drache steht im Dienste der Vampire und läßt sich stets von ihnen durch die Wünschelrute leiten. Haben die Vampire auf irgendeine Person besonderen Zorn, dann dirigieren sie das Hagelwetter nur auf die Saaten der betreffenden Person, während die Äcker, Felder und Wiesen der Anrainer in diesem Falle ganz unversehrt bleiben.

#### Wie der Frost entsteht.

In einer Gemeinde, woselbst ein reicher Getreidehändler lebte, wohnte auch ein altes Weib, welches als Vampir vom Händler reichlich belohnt wurde und stets den Regen vertrieb. Im Sommer trat in der Gegend immer Dürre ein und im Herbst wurden die Saaten frühzeitig vom Frost geschädigt. Im Dienste dieses Vampirs befand sich auch ein Knecht, der oft dem schädlichen Treiben seiner Dienstgeberin zusah. Das Weib kochte oft Hirse mit Milch, doch bekam der Knecht nie davon zu essen, welcher Umstand ihn so sehr verdroß, daß er heimlich während einer Nacht, als im Hause die größte Ruhe herrschte, aufstand und den Topf, in welcher die Grütze aufbewahrt war, aufsuchte. Doch als er die Hand auf den Deckel des Topfes hinlegte, erstarrte dieselbe vor Kälte, trotzdem es in der Stube selbst ziemlich warm war. Er faßte Mut und hob den Deckel auf. Auf einmal wurde es im Zimmer so kalt, daß die Fensterscheiben — es war Sommer — mit Eisblumen bedeckt wurden. Zitternd vor Kälte verließ er eiligst das Zimmer und ging auf den Heuboden, wo er ungestört schlafen wollte.

Am zweiten Tag, als er das Zimmer betrat, fand er es bis zum Dachboden mit Schnee und Eis gefüllt. Mit dieser Grütze, die auf Äcker und Felder gestreut wurde, durch welche der Vampir den Reif und Frost im Frühjahr und Herbst erzeugte, wurden die Saaten vernichtet und die Landwirte in Not und Elend gestürzt.

#### Das schöne Mädchen.

Vor vielen, vielen Jahren, so wird erzählt, lebte in einem Dorfe ein Mädchen, das wegen seiner Schönheit weit und breit bekannt war. Es war so schön und rein wie die Sonne und die Kunde von seiner Schönheit verbreitete sich über sieben Länder und sieben Meere. Aus aller Herren Länder strömten Freier herbei. Doch wies sie jeden mit den Worten ab: »Wenn ich überhaupt jemanden heiraten sollte, dann heirate ich nur einen von der anderen Welt, denn auf Eure Worte

und Schwüre kann und werde ich nie bauen.« Ihr Wunsch sollte bald in Erfüllung gehen. Als sie einmal allein zu Hause war, da klopfte es nachts an das Fenster ihres Kämmerleins. »Wer ist denn dort?« fragte das Mädchen ganz besorgt. »Ich, Dein Freier von der anderen Welt begehrt Einlaß,« erhielt sie zur Antwort. Mit bangem Herzen und zitternden Händen öffnete sie die Tür, und es trat leise ein Jüngling ins Gemach. Auch er war schön wie der Tag und betrübt wie die Nacht. Als ihn das Mädchen sah, verliebte es sich in ihn, und von nun an kam er allabendlich zu ihr. Bis um Mitternacht, zum ersten Hahnenruf, unterhielten sie sich über allerlei Dinge, dann verabschiedete er sich und ging heimwärts. Das Mädchen freute sich über alle Maßen über diesen Besuch, doch seltsam kam es ihr vor, daß er immer spät nachts zu ihr kam und unmittelbar nach dem ersten Hahnenschrei sich verabschiedete. Eines Abends vernahm das Mädchen wieder am Fenster ein leises Pochen. Es öffnete die Tür und der Jüngling betrat ihr Kämmerlein. Als das Mädchen nach einiger Unterhaltung den Jüngling fragte, warum er allabendlich so spät komme und bei ihr nur so wenig verbleibe und dann hinzufügte: »Du liebst mich nicht, so wie ich Dich liebe, sonst würdest Du auch bei Tag zu mir kommen«, erhielt es zur Antwort: »Ja, mein teures Liebchen, wir Bewohner der anderen Welt müssen bei Tag stets harte Arbeit verrichten und nur bei Nacht dürfen wir bis zu einer bestimmten Stunde ausgehen. Wehe dem, der dieses strenge Gebot leichtsinniger Weise übertritt!« Hierauf übergab er dem Mädchen zum Zeichen ihrer Verlobung einen kostbaren Ring, herzte und küßte es, und als seine Zeit um war, verabschiedete er sich wieder in liebenswürdiger Weise. Am darauffolgenden Tag erinnerte sich das Mädchen zufällig an die Worte ihrer gottseligen Großmutter — es möge ihr die Erde leicht sein und sie erreiche den ewigen Frieden — daß Vampire nur bis zum Hahnenruf mit lebenden Menschen verkehren dürfen und daß der Verkehr mit diesen verhängnisvoll sein kann.

Hierüber mußte es sich sobald als möglich Aufschluß verschaffen. Lange quälte sich das Mädchen ab, wie es darauf kommen sollte. Endlich kam es auf einen guten Einfall. Einen Knäuel mit rotem Zwirn hielt es in Bereitschaft, und als der Verlobte sie des Nachts wieder verließ, befestigte sie unvermerkt das Ende des Fadens an einem Knopf des Pelzes. Am Morgen ging sie dem Faden nach und kam bis in den Friedhof an ein Grab, das eine frische Öffnung aufwies. Wie erschrak aber das Mädchen, als es sich Gewißheit verschaffte, daß ihr Verlobter ein Vampir sei. Eiligst nahm sie den Verlobungsring vom Finger und warf ihn in die Öffnung des Grabes. Hierauf eilte sie davon. Von nun an bemächtigte sich des Mädchens eine unbeschreibliche Furcht. Sie verwünschte ihren törichten Einfall, es nützte aber alles nichts, sie ging von nun an trostlos ihrem Schicksale entgegen. Die Furcht steigerte sich erheblich, als es Abend

wurde. In der Nacht kam der Vampir wieder. Diesmal jedoch früher als sonst. Auf das Pochen an der Tür konnte das Mädchen vor Furcht kaum antworten. »Sage mir, boshaftes Mädchen, wer hat mir den Verlobungsring in mein Grab geworfen?« — »Ich weiß es wahrlich nicht,« stöhnte das Mädchen schuldbewußt. »Wenn Du mir nicht auf der Stelle die Wahrheit sagst, soll zur Strafe bis morgen Dein Vater sterben.« Wie groß war des Mädchens Leid, als es am Morgen ihren Vater tot fand. Der Schmerz war um so größer, weil es genau wußte, daß es an diesem Tod allein Schuld trage. In der darauffolgenden Nacht kam wieder der unversöhnliche Vampir und fragte das Mädchen wieder, wer den Ring in das Grab geworfen hat. »Ich weiß es nicht,« log das Mädchen und begann bitterlich zu weinen. »Dann muß auch Deine Mutter bis morgen sterben,« sagte der Vampir und verließ das Haus. Und als das arme Mädchen ihre Mutter zur letzten Ruhestätte begleitet hatte, ging es zu den Freundinnen, nahm von ihnen herzzerreißenden Abschied und teilte ihnen mit, daß auch ihre Stunde nunmehr geschlagen habe. »Morgen,« sagte das Mädchen, »werde ich gewiß eine Leiche sein. Habt mit mir Erbarmen und erfüllet mir den letzten Wunsch. Nicht im Friedhofe, sondern am Bergesrand, unweit des Klosters, sollt Ihr mich begraben.«

Der letzte Wunsch des Mädchens ging auch in Erfüllung. Aus seinem Grab sproß nach kurzer Zeit ein Rosenstrauch, der nur eine herrliche schwarze Rose trug. Da nahte das Kirchweihfest. Die Rose wurde gepflückt und vor das wundertätige Muttergottesbild gestellt. Doch welches Wunder! Aus der Rose entstand ein bildschönes Mädchen, das kniend der Muttergottes ihre Rettung verdankte. Von nun an blieb das Mädchen im Kloster und betete unaufhörlich für das Seelenheil ihrer Eltern, an deren allzu frühen Tod es törichterweise schuld war. Und sollte das Mädchen bis nun noch nicht gestorben sein, dann ist es noch jetzt am Leben und verbringt die letzten Stunden ihres Daseins in Andacht und Gebet.

#### V a r i a n t e.

Ein Mädchen, dessen Elternhaus im Walde vereinsamt stand, verliebte sich in einen Jüngling, der sie nur des Nachts besuchte. Vor der eigentlichen Geisterstunde machte er sich plötzlich unsichtbar und verschwand auf unerklärliche Weise aus dem Hause. Als sich die Besuche regelmäßig wiederholten und das Mädchen noch immer nicht erfahren konnte, wer der Jüngling sei, fragte sie ganz traut ihre Großmutter, die in allen Dingen stets Bescheid zu erteilen wußte. Wie erstaunte aber Großmütterchen, als sie über das seltene Verschwinden des Jünglings des näheren erfahren hatte. Um sich hierüber noch mehr Gewißheit zu verschaffen, sagte die Großmutter: »Nach meinem Dafürhalten ist Dein Liebhaber ein Vampir. Wenn er noch zu den Lebenden gehört, dann kannst Du ihn auch ohneweiters

heiraten, es kann Dir gar nichts geschehen, Du wirst sogar mit ihm ein recht angenehmes, sorgenloses Leben führen. Sollte er jedoch des Nachts in ein Grab des Friedhofes die Zuflucht nehmen, dann sei recht vorsichtig mit ihm, denn in diesem Falle gehört er zu den Toten und trachtet nach Deinem Leben.« Da es Winter war und frischer Schnee die Erde bedeckte, ging das Mädchen eines Morgens den Fußspuren nach, wie ihm Großmütterchen geheißt hatte, und kam bis zu einer verlassenen Kapelle. Nun blickte das Mädchen neugierig in die Kapelle und sah wie ein Vampir, es war ihr Liebhaber selbst, Menschenknochen zernagte. Da erfaßte das Mädchen Furcht und Grauen. Indem es einen Schrei des Entsetzens ausstieß, eilte es in wilder Flucht von dannen; in diesem Moment blickte der Vampir auf und erkannte das Mädchen. Als es Nacht wurde, da kam der Vampir wieder. Nach einigen Worten der Begrüßung fragte der Vampir: »Was hast Du denn in der Kapelle gesehen?« — »Ich bin heute nicht ausgegangen und konnte auch nichts gesehen haben, in der nächsten Nähe der Kapelle war ich eine geraume Zeit nicht,« erwiderte das Mädchen ganz geängstigt. »Lüge nur nicht, ich habe Dich erkannt. Wenn Du mir nicht auf der Stelle die Wahrheit sagst,« drohte der Vampir, »dann muß noch diese Nacht Dein Vater zum Opfer fallen.« In der darauffolgenden Nacht kam er wieder und fragte das Mädchen: »Sage mir nur, was Du in der Kapelle gesehen hast?« Das erschrockene Mädchen, das an dem jähen Tode ihres geliebten Vaters schuld war, blieb aus Furcht stumm wie das Grab.

»Weil Du mir auch diesmal nicht geantwortet hast, wird zur Strafe morgen Deine Mutter sterben,« sagte der Vampir. Als er die dritte Nacht kam und das Mädchen mit seiner Frage belästigte, erhielt er wieder keine Antwort. »Nun, da Du mir nicht antworten willst, wirst auch Du bis morgen sterben müssen,« sagte er und verschwand wie ein Wind in der finsternen Nacht. Noch in derselben Nacht besuchte das untröstliche Mädchen ihre Großmutter, teilte ihr alles mit und fügte hinzu, daß es bis morgen sterben müsse, lief dann zum Totengräber und bat flehentlich, ja nicht in dem Friedhof, sondern in ihrem Blumengarten begraben zu werden. »Den Leichnam sollt Ihr nicht durch die Türe heraustragen. In einer Wand ist ein Loch zu machen, durch das der Sarg ins Freie getragen werde. Dann aber muß das Loch in der Wand sofort wieder zugemauert werden.« Die Bitte des Mädchens wurde gewissenhaft erfüllt, denn es ist eine große Sünde, wenn man die letzten Wünsche sterbender Menschen nicht erfüllt; man findet, so sagt man, sieben Jahre im Grabe keine Ruhe. Einige Tage nachher, nachdem das Mädchen zur letzten Ruhestätte gebracht wurde, wuchs aus dem Grabe eine wunderschöne Lilie, wie sie in dieser Gegend weit und breit nicht gesehen wurde. Da ritt eines Tages der Woiwodensohn (Fürstensohn) durch den Wald und sah die herrliche Blume. Er hob sie mit den Würzelchen aus und



stellte sie zu Hause in ein Gefäß. Nachts verwandelte sich die Lilie in ein Mädchen, schöner und reiner als die Sonne selbst, küßte den Königssohn, dem es die wunderbare Rettung zu verdanken hatte, die Hand, nahm an dem reichen Mahle des stets gedeckten Tisches teil, dann betete es bis am frühen Morgen für das Seelenheil seiner gottseligen Eltern. Am Morgen, noch vor Sonnenaufgang, verwandelte es sich wieder in einer Lilie. Als eines Nachts das Mädchen dem Fürstensohne die Hand küssen wollte, wurde er wach, sah das Mädchen an und war über ihre seltene Schönheit wie erstarrt. Als sie von nun an erlöst wurde und ihre Menschengestalt weiter behielt, wurde das Mädchen die Frau des Fürstensohnes. So lebten sie durch mehrere Jahre glücklich und recht zufrieden. Ihre größte Freude waren ihre Kinder, für deren Erziehung sie besondere Sorgfalt bekundete. Nur ein Umstand betrübte den Fürstensohn. Sein Weib ging nie in die Kirche. Als wieder die Weihnachten kamen und der Fürst unaufhörlich drängte, doch einmal in die Kirche zu gehen, erfüllte sie, wenn auch mit Widerwillen, seinen Wunsch, der unsägliches Leid über die Familie brachte. Als die Familie nach dem Gottesdienste — es war nachts — nach Hause ging, stand der verhängnisvolle Vampir, von den übrigen Familienmitgliedern ungesehen, an der Seite der Fürstenfrau und belästigte sie auch diesmal mit der bekannten Frage. Sie konnte auch diesmal aus Furcht und besonderer Aufregung keine Antwort geben. Die Folge hiervon war sehr betrübend. Es starben hintereinander zuerst die Kinder und dann auch der Mann. In dieser Betrübnis kam zur Fürstenfrau die Dorfhexe, drückte ihr ein Holunderzweiglein in die Hand und sagte: »Berühre damit dreimal die Körper der Toten und Du sollst Wunderdinge sehen.« Die Fürstenfrau tat wie ihr geheißsen, berührte die Toten und sagte das Sprüchlein: »Wie dieser Zweig im Frühjahr zu frischem Leben sprießt, so erwacht auch Ihr zu neuem Leben.« Da erwachten sie alle und dachten, es wäre nur ein Traum. Von nun an wurden sie nicht mehr von Vampiren belästigt und lebten recht zufrieden bis an ihr nahes Ende.

#### I r i n a.

In einem Dorfe stand ein ganz verlassenes Häuschen. Da die Räume noch gut erhalten waren, wurde es von den Mädchen bei ihren nächtlichen Zusammenkünften — »Şezătoare« genannt, die im Winter zumeist abgehalten werden, um ihre Brautausstattung zu vollenden — gerne besucht, weil sie dort ganz unbeaufsichtigt waren und sich zu ihnen mitunter auch befreundete Burschen gesellten, wodurch die Unterhaltung noch angenehmer wurde. So kamen sie allabendlich mit ihren Spinnröcken und Stickrahmen, arbeiteten emsig bei Gesang und Scherz oder beim Erzählen von Sagen, Anekdoten oder Märchen. Sie blieben beisammen zumeist bis Mitternacht, dann gingen sie recht vergnügt nach Hause. Vor dem Hause standen sie mitunter noch eine

Weile im Gespräch vertieft, bevor die eine oder die andere »Gute Nacht!« oder »Angenehme Träume!« wünschte. Bei diesen Zusammenkünften arbeiteten die Mädchen um die Wette und es bereitete ihnen viel Spaß, wenn eine oder die andere im Spinnen eingeholt wurde. Unter den fleißigen Mädchen war auch eines, »Irina« genannt, sehr faul, nur schade, daß sie hier die kostbare Zeit unnützerweise verändelte. Dafür war sie aber redselig, so daß sie stets mehr als sieben andere Mädchen sprach. Drei ganze Abende benötigte sie, bis sie eine Spule ganz (fus) zuwege brachte.

Eines Abends, es war schon ziemlich spät, es mochte vielleicht Mitternacht gewesen sein, gingen die Mädchen wie gewöhnlich unter Kichern und Lachen heimwärts. Irina war heute besonders gut gestimmt und machte mehr Dummheiten als sonst. Als sie plaudernd gingen, sagte ein Mädchen: »Irina, ich glaube Du hast Deine Arbeit im Hause zurückgelassen!« — »Wehe mir, Du hast wohl recht, liebe Freundin,« antwortete Irina. »Wartet einen Augenblick, ich kehre bald zurück und wir gehen zusammen.« — »Gut,« antworteten die anderen, »wir warten schon, komme aber schnell, denn Du weißt, es ist schon spät und lange können wir auch nicht warten.« Irina verschwand eilig in der Dunkelheit. Die übrigen Mädchen unterhielten sich mit ihren Burschen eine Weile. Als sie aber bemerkten, daß Irina nicht zurückkehrte, sagte eine: »Warum kommt sie eigentlich nicht?« — »Vielleicht ist ihr ein Bursche unterwegs begegnet, mit dem sie sich angenehm unterhält, während wir vor Kälte frieren müssen,« antwortete ein zweites Mädchen. »Gehen wir,« sagte ein anderes Mädchen, »denn ich friere schon in dieser eisigen Kälte.« Als sie so sprachen, hörten sie ein unterdrücktes Wehklagen. »Es schreit jemand. Hast Du gehört?« bemerkte ein Mädchen. »Ja, ich habe gehört. Ist das nicht die Stimme Irinas? Vielleicht hetzt sie sich wieder mit einem Burschen,« sagte eine andere, der vor Furcht schon gruselte. »Gehen wir nur schnell,« sagten die anderen hierauf. Sie gingen nach Hause und begaben sich zur Ruhe, denn es war schon ziemlich spät. Sie träumten nicht einmal, was der armen Irina in dieser verhängnisvollen Nacht passiert ist. Am Morgen kam Irinas Mutter zu den Mädchen und fragte sie, was mit ihrer Tochter geschehen sei, nachdem sie seit gestern abend noch nicht heimgekehrt sei. Anfangs dachte ihre Mutter, daß ihr Kind bei irgendeiner Freundin übernachtet hatte. Nun erzählte ein Mädchen die ganze Begebenheit und fügte hinzu, daß es in der Ferne einen Hilferuf gehört habe. »Vielleicht hat sie ein Bursche gestohlen,« sagte eine von den versammelten Frauen. In einigen Dörfern herrscht noch jetzt die Unsitte, daß Mädchen von ihren Liebhabern gestohlen und in ein nahes Dorf geführt werden, woselbst sie einige Wochen zusammen verbringen, um die Heirat bei den Eltern, welche anfangs nicht einverstanden waren, zu erzwingen. »Das wäre eigentlich nichts,« sagte

die besorgte Mutter, »ich ahne, daß ihr etwas Schlimmeres begegnet sei.« Sie eilte hierauf mit einigen Mädchen zu dem Hause, wo sie des Abends gearbeitet hatten. Das Haus war verriegelt. Sie schauten zum Fenster herein und prallten vor Entsetzen bald zurück. Die arme Mutter raufte sich das Haar und die anderen Mädchen waren leichenblaß. Irina lag tot am Boden. Als sie in dieses Haus zurückkehrte, um ihre Spule zu holen, wurde sie von einem Vampir überfallen, der ihr das ganze Blut aussog. So mußte sie ihre Faulheit mit dem Leben bezahlen.

#### Der rabiate Sohn.

Ein alter Mann, dessen Weib schon längst gestorben war — Gott verzeihe ihr die Sünden — hatte nur einen einzigen Sohn, der infolge seiner vernachlässigten Erziehung der Schrecken der ganzen Gemeinde war. An einem Tage ereignete sich etwas Unerhörtes. Als dieser streitsüchtige Jüngling zwanzig Jahre alt war — es war gerade an seinem Namenstage — starb er infolge eines Raufhandels, den er mit seinen Genossen heraufbeschworen hatte. Da war die ganze Dorfgemeinde wie von einem Alp befreit, als sich die Kunde vom Tode des Raufboldes verbreitete. Nur sein Vater war trotz der vielen Unannehmlichkeiten hierüber untröstlich, weil er niemanden mehr auf dieser Welt hatte, mit dem er Freud und Leid teilen und dem er noch die letzten Tage seines Lebens weihen konnte. Wie freute er sich daher, als er gleich in der ersten Nacht nach dem Begräbnisse seines Sohnes dessen Stimme draußen hörte. Er bat flehentlich um Einlaß. Anfangs war der alte Mann wohl stutzig, es überfiel ihn eine bis dahin noch unbekannte Furcht, doch bald ermannte er sich und dachte, daß sein Sohn möglicherweise nur ohnmächtig oder scheinot gewesen war. Er öffnete die Thür. Der Sohn trat ein und verlangte Essen. Nachdem er sich satt gegessen hatte, begann er seinen alten Vater ohne jedwede Auseinandersetzung gräßlich zu mißhandeln. Mit Mühe entwand dieser sich den Händen seines Sohnes und lief davon, so lange er nur laufen konnte. Nun eilte der Bursche in die Nachbarhäuser, prügelte seine Nachbarn weidlich durch und erst nach Mitternacht, nach dem ersten Hahnenruf, verschwand er plötzlich. Nachdem sich diese Vorfälle durch einige Nächte hindurch wiederholten, besprachen sich die Nachbarsleute, was zu machen wäre, damit ihre Nachtruhe nicht gestört werde. Es ist gräßlich, den ganzen Tag schwer zu arbeiten und in der Nacht nicht schlafen zu können.

Es gingen daher einige beherzte Männer in den Friedhof, öffneten das Grab des erwähnten Jünglings, weil sie ihn nach den nächtlichen Vorfällen für einem Vampir hielten, fanden aber nichts Verdächtiges darin. Unter den Anwesenden befand sich auch der Totengräber, ein alter ergrauter Mann, der sich nur noch an einer Krücke fortschleppen konnte, an Erfahrungen aber sehr reich war. Er

riet den Anwesenden, den Leib des toten Jünglings zu durchbohren. Zu dieser Tat konnte sich aber niemand entschließen. Da entschloß sich der Totengräber selbst. Er nahm einen Pflock, spitzte ihn an einem Ende zu und trieb denselben in das Herz des Leichnams. Da floß noch rotes warmes Blut. In den Mund wurde noch ein weißer Kieselstein, der verhext war, hineingesteckt und der Leichnam nachher nochmals beerdigt.

Seit dieser Zeit wurden sowohl der Vater des Jünglings wie die biedereren Nachbarsleute in ihrer nächtlichen Ruhe nicht mehr gestört.

### Die Rache.

Vor vielen, vielen Jahren, so wird erzählt, lebte in einem Dorfe ein Mädchen, welches infolge seines besonderen Fleißes weit und breit bekannt war. Dieses Mädchen, Ileana genannt, besuchte, wie es noch jetzt bei den Rumänen üblich ist, die nächtlichen Zusammenkünfte (Şezătoare), um mit den befreundeten Genossinnen und jüngeren Frauen gemeinschaftlich, wie es im Lande noch Sitte ist, an der Ausarbeitung der Brautaussteuer einer ihrer Freundinnen sich zu beteiligen.

Es war gerade an dem Vorabende vor der verhängnisvollen St. Andreas-Nacht, als infolge einer sehr interessanten Erzählung alle bis Mitternacht beisammen blieben. Kurz vor Mitternacht hörten sie ein Geräusch und dann Laute einer menschlichen Stimme. Ileana dachte es wäre der Bursche, mit dem sie tags zuvor einen Auftritt hatte. Sie begann deshalb fürchterlich zu schimpfen. Sie sagte unter anderem, es sei nicht schön, nachts hinter Fenstern und Türen zu lauschen und dann anständige Mädchen zu erschrecken. Ihre Freundinnen ermahnten sie, zu schweigen, denn es herrscht beim Volke der Aberglauben, auf nächtliche Stimmen nie zu antworten, denn sonst kann man verhext oder verschrien werden und infolge dessen auch zugrunde gehen. Ileana täuschte sich sehr. Hinter der Türe war nicht der vermeintliche Bursche, sondern es standen drei Vampire, die Einlaß begehrten. Die Mädchen wollten anfangs die Türe gar nicht öffnen, doch die Vampire sprengten dieselbe, kamen in das Zimmer, setzten sich nach Brauch der Burschen auf eine Lehnbank und fragten dann ganz empört, welches von den Mädchen sie so sehr beschimpft habe. Da saßen die armen Mädchen und Frauen wie versteinert. Sie vergaßen aus Furcht, daß sie noch auf dieser Welt seien, denn die ganze Begebenheit schien ihnen nur ein gräßlicher Traum zu sein. Als auf die wiederholte Frage keine Antwort folgte, stand ein Vampir auf, ging zum Backofen, wo die Mädchen arbeiteten, packte die Ileana, die Schuldbewußte, am Halse und wollte sie erwürgen. Da erfaßte das Mädchen eine tiefe Furcht, es schrie gräßlich auf und infolge eines Blutsturzes verröchelte Ileana in den Armen des grausamen Vampirs. Die übrigen Mädchen verkrochen sich in den Backofen, unter das Bett und eines sogar unter der Molter.

Sie waren starr vor Furcht und Aufregung. Der Vampir ließ das tote Mädchen am Boden liegen und bevor er das Haus verlassen wollte, sagte er noch: »So werden alle bestraft, die antworten, wenn sie nachts von uns nicht angerufen werden.« Dann gab er den anderen ein Zeichen, sie standen auf und gingen hinaus. Sie mögen nur gehen in die Wüste und von ihren Namen soll die Menschheit in Ewigkeit nichts zu hören haben. Nachdem Ileana eines unnatürlichen Todes starb, wurde es nach damaliger Sitte außerhalb des Friedhofes in der unmittelbaren Nähe eines alten Brückleins begraben. An dieser Stelle sproß ein Heckenrosenstrauch, der nur je eine aufgeblühte wunderschöne schwarze Rose trug. Eines Tages fuhr der Bojar an dieser Stelle vorbei und bemerkte die seltene Rose. Er beauftragte seinen Kutscher, die Rose zu pflücken. Zu Hause steckte er die Blume in ein irdenes Gefäß auf den Speisetisch. Bei diesem Großgrundbesitzer war es Brauch, daß die Überreste des Nachtmahles erst am darauffolgenden Morgen geräumt wurden. Als die Diener in der Früh den Tisch räumen wollten, waren nur noch sehr wenige Speisereste übriggeblieben. Dieser Umstand machte die Dienerschaft stutzig. Die nächste Nacht wiederholte sich dieselbe Wahrnehmung. In der dritten Nacht ging der Bojar spät zu Bette. Unmittelbar nachdem er die Unschlittkerze ausgelöscht hatte, vernahm er im Speisezimmer ein leises Tellergeklirre, ging hin und bemerkte ein bildhübsches Mädchen. Die Rose, die am Tische stand, hatte sich des Nachts in ein Mädchen verwandelt und behielt von nun an die menschliche Gestalt. An einem herrlichen Sommertage fuhr der Bojar spazieren und nahm auch das Mädchen mit sich. Sie fuhren an einem Walde vorbei und gelangten dann an einen Felsen. Trotzdem bis dahin das schönste Wetter war, verfinsterte sich die ganze Gegend auf einmal, Blitze folgten in rascher Aufeinanderfolge, dumpf rollte der Donner, es war ein schreckliches Gewitter. Als es nach kurzer Zeit wieder schön wurde, war das Mädchen von der Seite des Bojaren verschwunden. Ein Drache, der im Dienste des Vampirs stand, hatte das Mädchen entführt.

#### Der tote Soldat.

Ein Mädchen, das sehr fleißig war, hundert und noch mehr Ellen Leinwand an einem Tage weben konnte und so witzig war, daß es jedermann über die schwersten Fragen Bescheid geben konnte, war im Dorfe von den heiratslustigen Burschen viel begehrt, denn es vereinigte in sich seltene Eigenschaften: es war schön, reich, fleißig und gescheit. Jeden Heiratsantrag schlug sie jedoch ab. Sie hatte sich noch als kleines Mädchen mit einem ihrer Spielgenossen heimlich verlobt. Als ihr Verlobter zwanzig Jahre alt war, mußte er zum Militär. Entrückt von der heimatlichen Scholle und dem heißgeliebten Mädchen, trauerte er in der Fremde, so daß er nach einiger Zeit infolge Heimwehes starb. Nach seinem Tode erschien er heimlich

nachts bei seiner Verlobten und blieb bei ihr bis zu einer bestimmten nächtlichen Stunde. Als die Mutter von dieser sonderbaren heimlichen Zusammenkunft erfuhr, warnte sie ihre Tochter. »Törichtes Mädchen,« sagte sie, »Dein Verlobter ist, wie Du wohl erfahren hast, in der Ferne gestorben und er kann Dich deshalb nicht besuchen. Es kann nur sein Geist in Gestalt eines Vampirs sein, der Dich bei Gelegenheit gewiß umbringen dürfte. Um Dich von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen, laß nur einmal zufällig die Spindel zur Erde fallen und be-  
sehe bei dieser Gelegenheit seine Füße.« Das Mädchen tat, wie ihm die Mutter geheißen. Es bemerkte mit Entsetzen, daß der vermeinte Bräutigam Ziegenfüße habe. Es konnte sich seiner nicht mehr erwehren. Einige Zeit trachtete das Mädchen ihm aus dem Weg zu gehen. Es gelang auch eine Zeitlang. Einmal besuchte es eine Freundin und mußte dann spät nachts allein nach Hause gehen. Als das Mädchen beim Friedhofe vorbeiging, denn in dieser Richtung führte der Weg zum Elternhause, erinnerte es sich zufällig an ihren Verlobten. In diesem Augenblicke stand er an ihrer Seite. Eine Weile gingen sie zusammen. Bald darauf sah das Mädchen in einem Hause in ihrer unmittelbaren Nähe Licht und ohne sich lange zu besinnen, eilte es in dieses Haus herein, riegelte die Tür schnell zu und kehrte sämtliche im Hause befindlichen Gegenstände um.

Am Tische war die Leiche eines Mannes aufgebahrt und an dessen Haupte brannte eine einzige Wachskerze. Sonst war niemand im Hause. So war es in früheren Zeiten. Wenn jemand starb, wurden keine Totenwachen (*priveg*) abgehalten und der Leichnam blieb in den meisten Fällen bis zum Begräbnisse ganz allein in irgendeinem Zimmer oder draußen auf einer Lehnbank (*prispa*) liegen. Das verfolgte Mädchen stieg auf den Backofen und kauerte zitternd vor Furcht in einer Ecke. Da klopfte es ungestüm an der Tür. »Öffne die Tür, Du treulose Dirne, oder ich zerschlage sie in tausend Stücke!« schrie der Vampir. Als er aber seine Drohung nicht ausführen konnte und das Mädchen ihm keine Antwort gab, besänftigte er sich einigermaßen und sprach zur Schaufel: »Öffne du, Schaufel, mir die Tür!« — »Ich kann nicht,« antwortete die Schaufel. »Öffne du, Besen, mir die Tür!« — »Ich kann nicht,« rief der Besen. So redete der Vampir alle im Zimmer befindlichen beweglichen Gegenstände an, ihm die Tür zu öffnen. Die antworteten der Reihe nach, daß sie umgekehrt wären und sich deshalb nicht rühren können. Da redete der Vampir den Leichnam in Güte an, ihm die Tür zu öffnen. »Öffne Du, Herzensbruder, mir schnell die Tür, damit ich das elende Mädchen züchtigen kann, ehe noch der Hahnenschrei hörbar wird!« — »Ich kann und will Dir die Tür nicht öffnen. Du siehst ja selbst, wie ich hier ganz verlassen bin. Keine menschliche Seele kümmert sich um mich und nur dieses Mädchen will die Nacht bei mir Totenwache halten.« — »Ich verlange nicht, daß Du sie mir übergibst, ich werde mir das Mädchen selbst holen,« sprach der Vampir. »Umsonst

ist Dein Bitten und Fluchen, denn ich will Dir die Tür nicht öffnen, ich will auch nicht ganz verlassen bleiben,« sagte der Leichnam. Als der Tote und der Jüngling — es waren beide Vampire — miteinander stritten, krächte der Hahn und beide fielen tot zur Erde nieder, einer vor, der andere hinter der Türschwelle. Als am frühen Morgen die Verwandten des Toten ins Haus traten, fanden sie vor der Haustür einen toten Körper, und als sie die versperrte Tür öffneten, sahen sie an der Türschwelle den zweiten Leichnam und hinter dem Backofen ein Mädchen blaß wie die Wand. Als das Mädchen zu sich kam, erzählte es auf Befragen alles, was sich während der Nacht zugetragen hatte. Es erzählte auch, daß der Leichnam tief gekränkt war, daß bei ihm niemand Totenwache hielt und daß es nur diesem Umstande die Rettung zu verdanken habe.

## II. Kleine Mitteilungen.

### Der Wundermann Paracelsus im Volksmunde.

Beiträge zur Paracelsus-Geschichte von Jos. A. Detoni.

Theophrastus Paracelsus, der große marktschreierische Scharlatan an der Wende des 15. Jahrhunderts, dem wir dessenungeachtet mehrere wichtige Entdeckungen auf dem Gebiete der Chemie und Arzneikunde zu danken haben, lebt in der Sage, die des geschichtlichen Hintergrundes nicht entbehr, auch im Volke noch fort.

So befand sich Paracelsus um das Jahr 1514 in Wien, wo er in einer Herberge unfern des „roten Turmes“ wohnte und seinem ungestüm fordernden Wirt einen schlechten Pfennig in eitles Gold verwandelt haben soll. Der Herbergsvater war darob so entzückt, daß er den Pfennig küßte, wovon sein Haus den Namen „Zum Küß-den-Pfennig“ erhielt. Einige Jahre danach wurde an diesem Gebäude ein Gemälde angebracht, das in der naiven Darstellung der damaligen Zeit einen Mann wiedergab, der einen goldenen Pfennig küßt. Darunter befand sich folgende Inschrift, welche mutmaßlich der zeitgenössische Wiener Dichter Wolfgang Schmelzl (1548) verfaßte:

„Der theure Theoprast, ein Alchymist vor allen,  
 Kam einst in dies Haus und kunte nit bezallen  
 Die Zech, die er genoß. Er trauet seiner Kunst,  
 Mit welcher er gewann vil großer Herrn Gunst.  
 Ein sicheres Gepräg vom schlechten Werth er nahm,  
 Tingirte es zu Gold, der Wirt von ihm bekame  
 Dies glänzende Metall. Er sagt, nimm dieses hin,  
 Ich zahl ein Meheres, als ich Dir schuldig bin.  
 Der Wirt ganz außer sich, bewundert solche Sache,  
 Den Pfennig küsse ich, zu Theophrast er sprache.  
 Von dieser Wunder G'schicht, die in der Welt bekannt,  
 Den Namen führt dies Haus, zum Küßdenpfennig g'nannt.“

Paracelsus starb am 23. September 1541 zu Salzburg. Sein Andenken bewahrte eine Inschrift an einem Häuschen nahe der Salzach. Ebenso wie von Doktor Faust, dessen berühmter Vorläufer er war, sind auch von ihm mancherlei Sagen in der mündlichen Überlieferung, zum Teil auch heute noch, bei der Urbevölkerung des Salzburgerischen erhalten geblieben. Ich greife von den sagenhaften Mitteilungen diejenige heraus, welche wenigen bekannt sein dürfte und uns auch zugleich die allerdings phantastische, jedoch für den Volksaberglauben bezeichnende Erklärung einer geophysischen Eigenheit der

Salzach vermittelt, sich aber ganz besonders in trefflichen Charakterschilderungen ergeht, so daß man sie in letzterem Fall eigentlich eine echte Volksfabel nennen dürfte.

Theophrastus lag auf dem Totenbett und sprach also zu seinem Famulus: „Was meinst Du, ob ich diesmal wieder aufstehe? Aber sage mir aufrichtig, denn Du weißt, daß ich in allen Dingen entschlossen bin und keine Furcht kenne. Also werd' ich auch nicht zittern, wenn es einmal Ende sein muß, denn ich habe von der Welt Reichtümer und Ehren immer dafür gehalten, daß sie nicht ewig bei Unsereinem von Fleisch und Bein bleiben können, und was die anderen irdischen Freuden betrifft, so hab' ich mir nie viel daraus gemacht; wie Du auch wissen magst, daß ich nie nach Weibergunst habe streben wollen.“ Der Famulus tat sich Gewalt an, um bei diesen Worten ernsthaft zu bleiben, denn er hatte den Schalk im Nacken und wußte gar wohl, warum sein Herr der Frauengunst aus dem Wege ging; auch sah er, daß der Wunderdoktor sich selbst nicht mehr kurieren könne, und dachte schon daran, die vielen Tinkturen des Meisters zu erben, durch deren Verkauf er sich zeitlebens ein schönes Stück Geld werde erwerben können. Deshalb freute er sich heimlich auf seines Herrn Tod, stellte sich aber jetzt vor ihm sehr betrübt und gab ihm zur Antwort: „Herr, Ihr seht so frisch und gesund aus, wie irgendeiner und seid dicker als jemals; ich möchte darauf wetten: Ihr werdet noch lange leben, wofür ich Gott und alle Heiligen stündlich anrufe.“ Theophrastus, der durch seine Frage eigentlich nur die Würdigkeit seines Dieners prüfen wollte, erkannte nun dessen falsche Gesinnung, ließ aber nichts merken, sondern befahl ihm, eine Phiole vom Gesimse herabzulangen, worin ein Elixir enthalten sei, das das Zipperlein unfehlbar heile; die Phiole übergab er dem Famulus mit dem Auftrag, schnurstracks auf die Salzachbrücke zu gehen und sie dort, über den Fluß haltend, zu zerschlagen, damit das Elixir in den Fluß rönne, denn es hätte noch andere Eigenschaften, die, um nicht Schaden anzurichten, nicht jedermann kennen dürfte. Der Famulus gelobte alles zu vollführen und ging. Als er aber kaum vor der Türe war, dachte er in seiner Untreue: „Das ist ein rechter Neidhart, der gerne möchte, daß seine kostbaren Medikamente keinem anderen als ihm Geld einbringen sollen, deshalb will er sie lieber vernichten; denn das glaube ein Dümmerer, daß das Elixir noch eine unbekannte schädliche Kraft berge. Ist er aber nur erst tot, so kann ich die Leute wohl ebenso zu meinem Vorteil mit dieser Tinktur kurieren als er.“ So verschloß er die Phiole in seiner Kammer und ging dann zum Meister, ihn belügend, daß dessen Auftrag vollzogen sei. „Ich danke Dir,“ sprach Theophrastus sanft, „aber sage mir auch, was Du gesehen hast, als die Tinktur ins Wasser rann.“ — „Gesehen? Nichts, lieber Meister!“ antwortete verblüfft der Famulus. Da hob sich Theophrastus zürnend vom Sterbebett auf. „Dann belogst Du mich. Geh' also augenblicklich wieder hin und tue wie ich Dir befahl, sonst geschieht Dir ein großes Unglück.“ Darüber erschreckte der Famulus so sehr, daß er sich nicht lange besann, sondern die Phiole nahm und zur Brücke ging. Dort tat er genau, wie ihm sein Meister befohlen, denn die große Angst hatte ihn ganz rechtschaffen gemacht. Mit einem Stein zerschlug er die Phiole und die Tinktur rann in die Salzach. In demselben Augenblick schimmerte die ganze Oberfläche des Flusses wie gediegenes Gold und der Famulus sah mit Schrecken, welch herben Verlust er erlitten, denn das Elixir hatte die geheime Kraft, alles in Gold zu verwandeln. Er raupte sich verzweifelt das Haar, aber was half's, der Goldschimmer schwand allmählich von den Wellen und die Goldkörner sanken zu Boden. In der Hoffnung, noch so eine kostbare Phiole zu finden, rannte er heim. Als er in die Krankenstube trat, mit kreideweißem Gesicht, merkte Theophrastus gleich, daß sein Diener die Falschheit gebüßt habe und fing derb zu lachen an. „Herr, Herr! . . .“ schrie der Famulus und wollte Auskunft, aber der Meister sprach: „Ich sagte Dir, es wäre Dir ein Unglück, die geheime Kraft der Tinktur zu kennen; jawohl, ein Unglück wär's, wüß' ich sie in einer Hand wie die Deine ist!“ Aber der Famulus faßte sich rasch und erwiderte heuchlerisch: „Herr, ich bekenne reumütig meine Unwürdigkeit; doch wer ist würdig auf Erden? Darum, wenn Ihr noch mehrere solcher Phiolen habt, so sagt mir, welche es sind, damit ich hingehe und sie alle vertilge.“ — „Es war die einzige, Du Narr,“ sprach der Meister, „glaubst Du, man braut ein Goldelixir eimerweis'?“ Und er lachte wieder



laut über der Welt Torheit und lachte in einem fort, bis ihm der Athem ausging. Er wurde stattlich begraben, wie es sich für einen in geheimen Wissenschaften so tief gelehrten Mann geziemt. Die Salzach aber führt seit jener Begebenheit Gold im Sande...

#### Trichterküche in Rossatzbach.

Abb. 24 bringt eine Schlot- oder Trichterküche in Rossatzbach gegenüber von Dürnstein an der Donau. Im österreichischen Bauernhauswerk, S. 135, sind mehrere derselben beschrieben, auch deren drei abgebildet. Sie finden sich noch am häufigsten in der Wachau, aber auch im Marchfeld und im nordöstlichen Teil von Niederösterreich. Das große Fenster ist jedenfalls neu.

Anton Dachler.

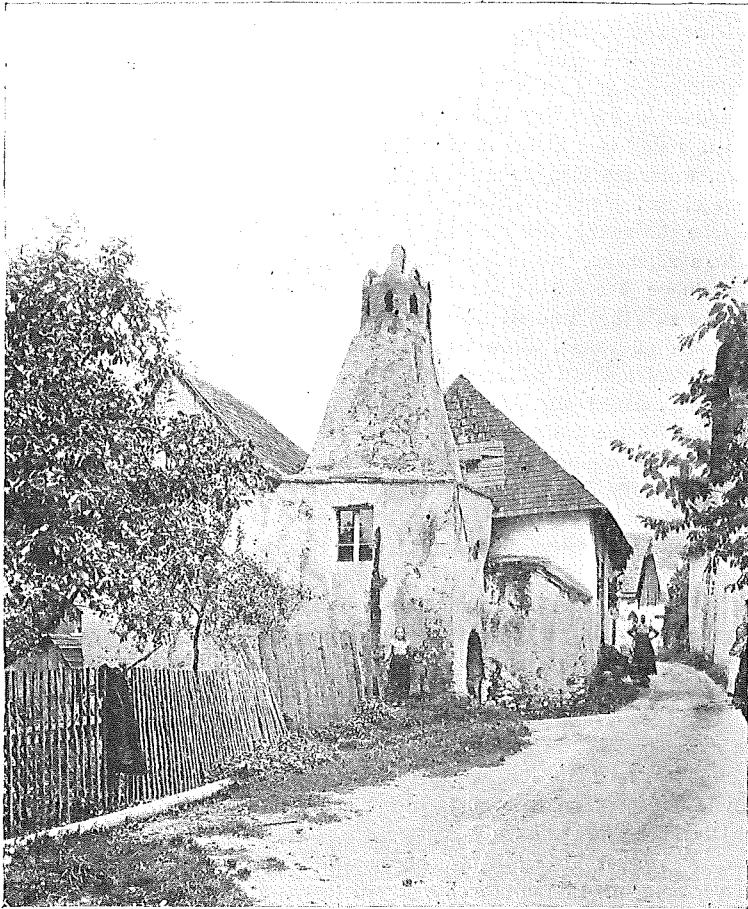


Fig. 24. Schlot- oder Trichterküche in Rossatzbach.

#### Nachtrag zum „Weißerbock“ und Beschreibung eines Winzerfestes in Gugging.

Von Robert Eder, Mödling.

Gelegentlich frug ich einen alten Hauer in Brunn a. G., ob er den „Weißerbock“ (diese Zeitschrift XV, S. 112 und 180) kenne, was er bejahte; und gleichzeitig teilte er mir mit, daß er vor Zeiten bei einem anderen Hauer in einem alten Buch über den Bock als Entdecker des Weinbaues gelesen hätte, das Buch aber sei verloren gegangen.

Nun erhalte ich von befreundeter Seite ein Exerpt aus „Paullini, Kleine Bauren-Physic“, Frankfurt und Leipzig 1711, S. 36, mit folgendem Wortlaut: „Glaublich, daß

Noah nur nach der Sündfluth den Reben wieder angebauet und dessen Nutzen gezeiget habe, deswegen er bei den Heiden bald Prometheus, bald Silenus, bald anders heißet. Ob ihm aber, nach Etzlers Wahn zum Weingartenbau eben ein Bock Ursach und Anlaß gegeben habe, stelle ich dahin, Isag. Mag. Med. c. 4. p. 92.“

Über einen Brauch bei dem Winzerfeste in Gugging (Niederösterreich) hatte Herr Dr. Oskar v. Hovorka die Güte, mir folgende Schilderung mitzuteilen: „Das Winzerfest in Gugging besteht darin, daß mehrere, in einer eigenen altertümlichen Tracht (weiß und rot) gekleidete Winzerknechte eine eigenartig ausgestaffte Bahre vom Feuerwehmann abholen und ins Ortswirtshaus begleiten. Die Bahre besteht aus mehreren Längs- und Querhölzern und ist mit Trauben, Orangen, Limonen, Äpfeln etc. bedeckt; voran schreitet ein Bursche, der mit einem Zylinder, Perücke, schwarzer Brille und einem Stock ausgerüstet ist; vor ihm die Musik. Die Gegenstände auf der Bahre (die nähere Bezeichnung war nicht zu erfahren) werden dann im Gasthause aufgehängt und unter die Tanzenden um je eine Krone verkauft.“

Wie ich in dieser Zeitschrift XV, S:180, schrieb, nennt man in Mödling ein Gestell aus vier Weinstecken, die kreuzweise in die Erde gesteckt werden, zur Lagerung der nicht verwendeten Weinstecken, „Weinberggoas“ oder kurzweg „Goas“, und glaube ich, daß obige Bahre Ähnlichkeit mit einem solchen Gestelle („Weinberggoas“) habe, demnach den „Weißerbock“ bedeute sowie dies anderwärts mit der Pyramide der Fall war.

### Volkstümliche Erzählungen aus Gottschee.

Mitgeteilt von Wilhelm Tschinkel, Morobitz.

#### 1.

Pawl<sup>1)</sup> hatte einen Sack türkischen Weizen zur Kulpa in die Mühle zu tragen. Zuvor hatte er noch seine Mutter gefragt, wann er sterben werde. „Wann Du die letzten drei Farze getan haben wirst,“ sagte sie. Als das Korn gemahlen war und Pawl den schweren Sack die steile Böschung von der Kulpa wieder heraufklomm, da geschah es, daß ihm drei Farze entfuhrten. Nun sei es zu Ende, meinte Pawl und legte sich neben dem Sacke für tot hin. Es dauerte nicht lange, so kam eine Sau des Weges. Sie schnüffelte erst am Sacke herum, dann riß sie ihn auf und fraß das Mehl. „Ja, wenn ich nicht tot wäre,“ sagte der Pawl, „wie wollte ich dir helfen!“ So aber sah er ruhig zu, bis das Tier sich satt gefressen hatte.

#### 2.

Die Mutter meinte einmal, Pawl müsse endlich auch heiraten. Da er nicht wußte, wie er zu einem Weibe kommen könnte, sagte sie, er solle nur ein Auge auf ein Mädchen werfen. Pawl ging hin, stach einem Schafe ein Auge aus und ging damit in die Kirche. Dort warf er das Auge mitten unter die Mädchen, die dicht gedrängt beieinander standen. In der zerrissenen Joppe einer Bettlerin blieb es hängen, und diese nahm er zur Frau. In der Hochzeitsnacht ließ er seiner Mine (Marie) keine Ruhe. Aber da er alles verkehrt anstellte, hielt sie es nicht länger aus und wollte fort von ihm. Sie müsse hinaus, sagte sie, um die Notdurft zu verrichten. Pawl band ihr einen Strick um die Hand, dann ließ er sie gehen. Sie begab sich nun hinunter in den Stall und band den Strick an die Hörner eines Bockes. Da sie lange wegblieb, fing endlich Pawl an, am Stricke zu ziehen. Der Bock sträubte sich und blökte (Pawl sagte: „Hört, Mutter! Wie weint unsere Mine!“), aber schließlich hatte ihn Pawl doch zu sich in die Stube gezogen und setzte nun das verliebte Spiel fort. Wie er an die Hörner kam, rief er: „Ammo, biə hértai Zepflain hot insh'r Mine!“ (Mutter, wie hat unsere Mine harte Zöpflein!) und wie er die Hoden des Tieres anfaßte, sagte er: „Ammo, biə hértai titlain hot insh'r Mine! Heantar hon i a Zöpfatai gəhot, nuə hon i a huarnatai.“ (Mutter, wie hat unsere Mine harte Brüste! Früher hatte ich eine Bezopfte, jetzt habe ich eine Gehörnte.)

<sup>1)</sup> Pawl ist der slowenische Name (Pavel) für Paul. Er spielt im Gottscheer Volksmunde die Rolle des dummen Hans. Ähnliche Geschichten sind auch bei den slowenischen Nachbarn bekannt. Es ist möglich, daß die Gottscheer sie dort herübergenommen haben.

Am nächsten Tage sagte ihm die Mutter, wie er es besser machen könne. Er solle nur dorthin greifen, wo sie zuckte. In der Nacht machte es Pawl so. Er fing bei den Zehen an — sie zuckte nicht; er griff ihr an die Knie — sie zuckte nicht; er tastete weiter hinauf, aber sie verhielt sich ruhig, bis er ihr in die Augen griff. Da fuhr sie zurück. Pawl aber meinte, nun sei er am rechten Orte, und ging hitzig auf die Augen los, bis sie, um sich zu retten, davonzief.

## 3.

Zu Gregori (12. März) tschellent (gesellen = paaren) sich die Vöglein. In einem Jahre waren sie um diese Zeit wieder recht fröhlich, besonders eine Amsel sang gar schön. Da kam Gregor vorüber und fragte sie, warum sie gar so lustig sei. „Wir haben gestern Hochzeit gehabt und darum singen wir heute noch so schön,“ antwortete die Amsel. „Weißt Du nicht, was noch da oben ist?“ fragte Gregor, indem er zum Himmel empor deutete. „Warte nur, bis ich wieder komme!“ Als er nach einigen Tagen wiederkehrte, da war die Amsel Hungers gestorben, denn es war wieder viel Schnee gefallen.

Gregor kam auch zu einem Müller, der das Wasserwehr gerade mit Grummet verstopfte. „Was machst Du da?“ fragte Gregor. — „Ich bessere das Wehr aus, damit mir Wasser bleibt zum Mahlen.“ — „Weißt Du nicht, was noch da droben ist? Warte nur, bis ich wieder komme!“ Wie Gregor nach kurzer Zeit wieder an der Mühle vorüberging, da waren dem Müller alle Kühe verhungert. Es hatte wieder tüchtig geschneit und der Müller hatte zu früh sein letztes Futter vergeudet.

## 4.

Einmal begegnete der „Schnoder“ (Rotz) der Laus. „Wo gehst du hin?“ fragte die Laus. — „Ich gehe in die Stadt, dort stehe ich noch in Ansehen. Man wickelt mich in Tücher und trägt mich sorgsam mit sich herum. Auf dem Lande aber, da schleudern mich die rohen Bauern unbarmherzig auf den Boden. Wo gehst denn du hin?“ Und die Laus entgegnete: „Ich gehe wieder aus der Stadt hinweg auf das Land, denn mich können sie in der Stadt nicht leiden. Da kämmen sich die Leute alle Tage und schauen, daß sie mich wegbekommen, auf dem Lande aber tragen sie mich die ganze Woche mit sich herum.“

## 5.

Es waren einmal zwei Brüder in Unter-Pockstein, der eine war Bauer, der andere Geistlicher. Da sprach eines Tages der Bauer zum Geistlichen, als sie beim Mittagstische saßen: „Ich möchte doch gerne wissen, ob Ihr Geistliche wirklich eine solche Macht besitzt, wie man immer sagt.“ Da sagte der Bruder: „Hole drei Blättlein vom Pflaumenbaume da draußen und Du wirst sehen, was ich kann.“ Der Bauer brachte die Blätter und der Geistliche legte sie auf einen Teller. Dann tranken sie weiter eine Maß oder zwei. Dann hieß der Geistliche seinen Bruder wieder hinausgehen. Und wie dieser hinauskam, da war der ganze Baum verdorrt. Nun fragte er den Geistlichen, ob er den Baum wieder frisch machen könne. Das könne er wohl, antwortete dieser, aber er müßte dann zu viel mit Gott streiten; deshalb wolle er es lieber nicht tun.

### Die Verhältnisse der Holzknechte am Grundsee.

Von Konrad Mautner, Wien.

Im Bezirk Aussee sind drei Forstverwaltungen, welche der Forstdirektion Gmunden unterstehen. Die Forstverwaltung Grundsee, unter welcher auch die Gößler Holzknechte stehen, beschäftigt zurzeit 100 Arbeiter. Davon sind 50 bis 60 „Stabile“, ständig Angestellte. Die nicht „stabilen“ werden nur herangezogen, wenn überhaupt genug Arbeit vorhanden ist. Es kann aber auch vorkommen, daß die „Stabilen“ auf vier bis sechs Wochen vom Ärar weggestellt werden. Dies ist zwar nicht sehr oft der Fall.

Die Arbeit wird im Akkord vergeben, soundso viel für den Festmeter inklusive Lieferung bis ins Tal, je nach Platz und Entfernung. Hierbei leisten die Bauern mit ihren Ochsen gespannen Zugdienst für's Ärar.

Es gibt drei Lohnklassen zu je zwei Stufen:

I. Lohnklasse	1. Stufe	K 2.60,	2. Stufe	K 2.80
II. „	1. „	„ 2.40,	2. „	„ 2.50
III. „	1. „	„ 2.20,	2. „	„ 2.30

per einen Tag. Das Aufsteigen aus einer Lohnklasse in die nächste erfolgt je nach Geschicklichkeit, beziehungsweise Alter, von fünf zu fünf Jahren. 60 Prozent der Holzknechte gehören der III., 30 Prozent der II. und 10 Prozent der I. Lohnklasse an.

Die 100 Holzknechte der Forstverwaltung Grundlsee stehen unter drei „Rottmeistern“ (dem Moserthomer, Weißenbacher und Tuffer). Die anderen drei, im Volksmund ebenfalls „Moaster“ betitelten Anführer sind nur „ärarische Vorarbeiter“. Diese sind: Halter Heinrich, Egg Franz und Anerl Sepp (dieser im Schachen bei Gößl).

Derzeit sind fünf Passen zu je ungefähr 20 Holzknechten. Bei der einen „Paß“ mehr, bei der anderen weniger, je nachdem an einem Ort mehr oder weniger Arbeit ist.

Von den 177 Einwohnern (70 männliche, große und kleine) der Ortschaften Gößl, Schachen und Wienern sind dreizehn als „stabile“, andere sieben als provisorische Holzknechte in Diensten des Forstärars.

In den letzten Jahren wurden mehrere gute „Zugwege“ (zum Ziehen, das heißt Herabbringen der Stämme auf Hörnerschlitten oder mittels Ochsen gespanntes) gebaut, da alles „lang geliefert“ (das heißt zu Schnittholz) wird, während man in früherer Zeit fast lauter Brennholz lieferte und die Bäche und die hierzu mit Klausen versehenen Seen zum „Triften“ verwendete, welche Beförderungsart mehr oder weniger aufhört. Auch in Zillen, großen Flachbooten, wurde das Holz neben den See gebracht; diese stehen in dem „kaiserlichen Fischhaus“ bei den Wienern. Die Griesbeile, zum Triften verwendete, ungefähr  $2\frac{1}{2}$  m lange, mit eiserner Spitze und Widerhaken versehene Stangen, befinden sich mit anderem Handwerksgerät, auch solchem der Fischer, in den zwei „Fischerstübli“ an den Klausen des Toplitz- und Grundlsees, welche ebenfalls ärarisch sind.

Im ganzen hat die Forstverwaltung Grundlsee derzeit neun Holzstuben, davon in der „Sonnseite“ drei, nämlich in Angern oberhalb Rößlern, in der Schweiber oberhalb Gößl und im Vordernbach ob des Toplitzsees; in der „Schattseite“ sechs, als da sind: im Eibl, im Ackerl, Fischhaus, im Winkel und zwei Schwarzwaldstuben. An Plätzen, wo nicht viel Wald steht (wie zum Beispiel am „Hornkogel“, in der „Berigwies“ u. s. w.) und die etwa eine Stunde von einer bestehenden Holzstube entfernt sind, so daß sich der Bau einer solchen nicht auszahlen würde, werden „Sülln“ für zwei- bis dreijährige Benützung gebaut.

Der Veit Sepp, mein Gewährsmann, war sieben bis acht Jahre bei den Holzknechten.

### III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

#### Galizische Ethnographie und Volkskunst.

Von Artur Haberlandt.

Eine im Auftrag der Direktion des Museums für österreichische Volkskunde ausgeführte Reise nach Lemberg stellte mir die Aufgabe, die für Galizien noch etwas ungenügende Vertretung volkskundlicher Objekte in den Sammlungen des Museums nach Möglichkeit zu fördern und günstiger zu gestalten. Wenngleich der Erfolg der Reise in dieser Hinsicht vorderhand noch keineswegs als ausreichend erachtet werden kann, so war es doch möglich, durch Anknüpfung verschiedener wertvoller Verbindungen ersprießlichere Aussichten für die nächste Zukunft zu eröffnen. So gelang es vor allem, einen umfassenden und vollkommen ausreichenden Überblick über das in Lemberg selbst in Museen oder Privatsammlungen bereits geborgene ethnographische Material zu gewinnen, so daß nunmehr der Ausbau der Sammlungen unseres Museums in vollkommen zielbewußter und systematischer Weise wird erfolgen können.

Eine der reichhaltigsten Sammlungen Lembergs stellt das bekannte Dzieduszyckische Museum dar, das namentlich dank der vielseitigen Bemühungen Prof. W. Szuchewicz' ein erschöpfendes Bild der materiellen Kultur Ostgaliziens, vor allem der Huzulen, darbietet. Nicht nur die volkskünstlerisch interessanten Objekte, wie Messingarbeiten, ferner Keramik, Holzschnitzereien, Trachtenstücke und dergleichen, haben eingehende Berücksichtigung gefunden; auch die hausindustrielle Tätigkeit des Bergvölkchens, die sich auf Holzartikel, Töpfereien aller Art u. s. w. erstreckt sowie ihre primitiven Wirtschafts- und Fischereigeräte sind hier dem allgemeinen Studium zugänglich gemacht.

In zweiter Reihe ist das von der Wissenschaftlichen Ševčenko-Gesellschaft vor wenigen Jahren begründete Ruthenische ethnographische Museum zu nennen, das, von Prof. Hnatiuk, Dr. J. Franko und anderen gefördert, bereits auf wissenschaftliche Bedeutung Anspruch erheben kann; unter anderem ist dort eine sehr gute volkskundliche Vertretung der Bojken zu finden.

In vieler Beziehung ergänzend und mit sehr wertvollem Material ausgestattet, tritt hierzu das erst in Aufstellung begriffene erzbischöfliche gräflich Stapinskische Museum, das namentlich die Schätze kirchlicher ruthenischer Kunst in überraschendem Reichtum zur Anschauung bringt; daneben besitzt das Museum auch eine reiche Kollektion volkskünstlerischer Objekte, besonders der Huzulen, Bojken und Lemken, die schon jetzt Sammlungen ersten Ranges repräsentieren. Bei einer Untersuchung der kulturellen und künstlerischen Einflüsse, die diese so abgeschlossen erscheinenden Gebirgsvölkchen Ostgaliziens von Osten her, aber auch — besonders auf dem Umwege der kirchlichen Kunst — seit dem 18. Jahrhundert aus dem Westen erfahren haben, wird man sich daher vor allem auch auf diese vielversprechende Sammlung zu stützen haben. Auch das mit vielen kirchlichen Allertümern ausgestattete Museum des Stanropoljanischen Instituts scheint in dieser Beziehung sehr belangreich.

Stauppi-  
gnschen

Sehr interessantes volkskundliches und volkskünstlerisches Material liegt in den von allen genannten Museen berücksichtigten Stickereien zur Auszier der Hemden, Kopftücher, Altarbehänge und dergleichen vor, deren sich auch das städtische Gewerbemuseum einer selten reichhaltigen und vorzüglich bestimmten Kollektion erfreut. Es ist außerordentlich lehrreich in den zahlreichen gewebten und künstlerisch gemusterten Kopftuchenden, die dem Hausfließ der Frauen ihre Herstellung verdanken, die primitive häuerliche Vorstufe einer Industrie kennen zu lernen, die sich in den sogenannten Polenteppichen zu so hoher künstlerischer Blüte erhoben hat. Trachtengeschichtlich interessant ist ferner die auch hier zu konstatierende Verbreitung der gestickten Kopf- und Haubentücher sowie der Hemdverzierungen überhaupt, womit neuerdings der gemeinslawische, beziehungsweise auch ganz allgemein nord- und osteuropäische Charakter derselben dokumentiert ist; ein ebenso interessantes Problem ist die Beeinflussung kirchlicher Stickereien in Farbe und Stil von Westen her, aber es würde hier zu weit führen, alle diese Einzelzüge auch nur flüchtig zu würdigen.

Verhältnismäßig gering erscheint gegenüber den ruthenischen Kollektionen die Vertretung des volkskünstlerischen Materials der polnischen Goralen in der Tatra. Die Grundlage für das Studium desselben bildet eigentlich das allerdings etwas abseits gelegene, aber sehr vollständige und sogar eine Anzahl Dubletten enthaltende Tatr amuseum in Zakopane — gegenwärtig bereitet sich dem Vernehmen nach auch eine reichlichere Vertretung der Goralenkunst im Nationalmuseum in Krakau vor — doch weisen auch das Dzieduszyckische Museum in Lemberg sowie das städtische Gewerbemuseum kleinere Bestände von den Goralen auf. Ebenso existieren eine ganze Anzahl von Privatsammlungen, ich nenne hier nur die Sammlung des Herrn Finanzrates Dr. Sternschuß in der Nähe von Krakau, die Sammlung von Dr. Węgrzynowski in Lemberg, Prof. Łaska in Zakopane, aus denen eine kleine Auslese durch die sehr verdienstlichen Bestrebungen des Vereines der Lemberger Kunstfreunde in einer kürzlich veranstalteten Ausstellung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Es berührt bei dieser Ausstellung, die vorwiegend die Förderung moderner Hausindustrie im Auge hat, besonders wohlthuend, daß die Aussteller trotz ihres regen Eifers für die Sache sich der Schwierigkeiten der Ver-

wertung volkskünstlerischer Leistungen für die modernen kunstgewerblichen Bestrebungen vollauf bewußt sind, und es ist diesbezüglich ihren maßvollen Bemühungen nur der beste Erfolg zu wünschen. Von Privatsammlungen ruthenischer Ethnographica möchte ich endlich noch die mit großem Verständnis zusammengebrachte Kollektion des Herrn L. Feigel in Lemberg erwähnen.

Erscheint somit das Königreich Galizien selbst dank seiner öffentlichen und privaten Sammlungen in sehr erfreulicher Weise mit Material zur Darstellung seiner Volkskunst und Ethnographie dauernd und in ausreichender Weise versorgt, was dem Lande gewiß in jeder Beziehung zugute kommt, so muß doch andererseits mit allem Nachdruck betont werden, daß es ein ebenso unerläßliches und von zahlreichen maßgebenden Faktoren immer wieder hervorgehobenes Bedürfnis ist, daß die galizische Volkskunst vor allem auch in der Reichshauptstadt, speziell im Museum für österreichische Volkskunde, eine noch vollständigere Vertretung finde, als sie bisher zuwege gebracht werden konnte. Das Interesse an den dem internationalen Verkehr noch in sehr geringem Maße erschlossenen Landessammlungen würde hierdurch und durch die publizistische Tätigkeit des Museums für österreichische Volkskunde gewiß in außerordentlichem Maße gewinnen, und es darf als ein sehr erfreuliches Ergebnis der Reise betrachtet werden, daß in dieser Beziehung die Bestrebungen unseres Museums das volle Verständnis maßgebender Kreise gefunden haben. Von polnischer Seite gelang es vor allem, den Verein der Lemberger Kunstfreunde für das Museum für österreichische Volkskunde und dessen Sammlungen zu interessieren; in außerordentlich lebenswürdiger Weise hat einer der Aussteller, Herr k. k. Finanzrat Dr. Sternschuß, eine kleine Kollektion von Ethnographica dem Museum geschenkweise überlassen und auch die übrigen Herren gaben ihr festes Versprechen, die Tätigkeit des Museums zu unterstützen. Von ruthenischer Seite steht Beihilfe zu erwarten von seite des Kustos des erzbischöflichen gräflich Stapinskischen Museums Herrn Dr. Świącicki, der in freundlichster Weise die Beziehungen zum Museum für österreichische Volkskunde aufrecht zu erhalten versprach. Nicht zuletzt erwies ganz besonderes Entgegenkommen Herr Kustos Wl. Stroner am städtischen Gewerbemuseum sowohl für das momentane Studium der Objekte wie auch bezüglich der Anfertigung von Faksimiles für das Museum für österreichische Volkskunde und die eventuelle Überlassung von Dubletten an dasselbe. Auch von privater Seite steht wertvolle Unterstützung der Sammeltätigkeit unseres Museums zu hoffen, so daß es wohl den vereinten Bemühungen aller Faktoren gelingen wird, eine entsprechende Sammlung galizischer Ethnographica für Wien zu sichern.

Allen Herren sei jedenfalls vorderhand für ihr Interesse an der guten und patriotischen Sache der verbindlichste Dank gesagt; die Zukunft wird lehren, wie weit die von der Museumsleitung mit Wärme vorgebrachten Wünsche sich verwirklichen lassen werden.<sup>1)</sup>

### Die Museen in Agram.

Von Anton Dachler.

Prof. Dr. M. Murko in Graz hat in dieser Zeitschrift, XVI, S. 222, meine Mitteilungen über Museen im südöstlichen Europa ergänzt und im Gegensatz zu meinem Berichte den sehr günstigen gegenwärtigen Stand der volkskundlichen Museen in Agram hervorgehoben. Es ist nicht meine Schuld, daß ich nach meinen dortigen Besuchen in den Frühjahren von 1904 und 1908 noch nicht in diesem Sinne berichten konnte. 1904 war ich als Mitglied der Wiener Anthropologischen Gesellschaft am Ausfluge derselben nach Agram beteiligt, und obwohl uns viele hervorragende politische und Männer der Wissenschaft mit großer Zuverlässigkeit auf alle wie immer gearteten hervorragenden Merkmale der Stadt, unter anderem das natur- und kunsthistorische Museum, beide vorzüglich eingerichtet, aufmerksam machten und uns überallhin begleiteten, so wurde vom Schulmuseum kein Wort gesprochen. 1908, wo ich allein dort war, erfuhr ich nach zahlreichen Umfragen

<sup>1)</sup> Die Direktion des Museums für österreichische Volkskunde wird nicht verfehlen, über die wirklichen Erfolge dieser Aktion seinerzeit dem hohen Ministerium für Kultus und Unterricht zu berichten.

über volkskundliche Museen von der Landessammlung im Gewerbeschulgebäude, welche mir nur ausnahmsweise gezeigt wurde. Sie war vollständig ungeordnet und die Gegenstände lagen meist auf dem Fußboden, vieles dürfte magaziniert gewesen sein. Vom Museum der Handels- und Gewerbekammer konnte ich nichts in Erfahrung bringen. Heißt es doch im zweiten Teile des Katalogs von 1910 (dessen erster Teil etwa 1907 erschienen sein soll) im Vorworte, daß an der Vervollständigung der Hausindustriesammlungen mehrere Jahre hindurch gearbeitet wurde und sie jetzt (also 1910) der Öffentlichkeit als ein ziemlich vollständiges Bild des heimischen Volkslebens übergeben wurde. Es soll mich freuen, wenn seit 1909, beziehungsweise 1910 in den Agrarischen Volkskundemuseen ein so bedeutender Aufschwung stattgefunden hat, wie ihn Professor Murko schildert, und wenn ich unwillkürlich dazu beigetragen habe, daß dies auch der Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde.

Meine Bemerkung über die Minderbewertung der kroatischen Volkskunst sollte nur auf die Ausschmückung der Bauernhäuser zielen, welche nirgends vom Bauern selbst, sondern von besonderen geübten Arbeitern ausgeführt wird. Auch von Serbien ist über solche Volkskunst nichts zu vermelden.

## IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

### 1. Besprechungen:

1. Dr. Julius Preuß (Arzt in Berlin). *Biblisch-talmudische Medizin. Beiträge zur Geschichte der Heilkunde und der Kultur überhaupt.* Berlin 1911. Verlag von S. Karger. 46<sup>o</sup>. 735 S.

Der Mitarbeiter am Puschmannschen Handbuche der Geschichte der Medizin, Doktor J. Preuß, dem die Wissenschaft schon über 22 Abhandlungen aus dem Gebiete der Bibel- und Talmud-Medizin verdankt, hat die Summe seiner über zwanzigjährigen Studien in diesem prächtigen Werke vereinigt. 19 Kapitel (der Arzt und das übrige Heilpersonal; Körperteile, Krankheit und ihre Heilung; die Krankheiten und ihre Behandlungen; Verletzungen, Augenheilkunde, Zahnheilkunde, Ohrenheilkunde, Nasenkrankheiten, Nerven-, Geistes-, Hautkrankheiten, Gynäkologie, Geburtshilfe, Heilmittel, gerichtliche Medizin, Gesundheitspflege, Diätetik; Schriften über Medizinisches in Bibel und Talmud) geben Aufschluß über die Vielseitigkeit des von Preuß bearbeiteten Stoffes.

Die Juden der althebräischen Zeit hatten schon eigene Ärzte (nicht Priesterärzte, nicht Königsärzte); der Priester war nur Gesundheitsbeamter. Preuß trennt leider die sicher gleichzeitig und schon seit langem bestehende altjüdische Volksmedizin ganz von dieser jüdisch-ärztlichen Medizin, die beide gewiß von Ägypten und Griechenland stark beeinflusst waren. Als „Beitrag zur Geschichte der Kultur überhaupt“ hätte die altjüdische Volksmedizin aber nicht abgetrennt werden dürfen und sein über jedes Referentenlob erhabene Werk hätte sicher noch mehr Lebenswärme für den Leser geboten.

Daß alle Krankheitsdämonen der Juden bloßer babylonischer Import seien, ist doch kaum anzunehmen; warum sollten die Juden diesbezüglich eine Ausnahme von der menschlichen Kulturentwicklung machen? Die Beschneidung der Juden hält Preuß für einen vorägyptischen Ritus, das heißt für unabhängig von ägyptischem Kultureinflusse. Einen besonderen Chirurgenstand gab es nicht. Die Milz wird in der Bibel noch nicht erwähnt (erst im Talmud); die Leber ist das „schwere“ Organ; besonders zahlreich sind die Bezeichnungen der Sexualorgane und der sexuellen Anomalien. Interessant ist die Blutfarbreaktion bei den Juden. Die Erklärung der biblischen Krankheitsnamen durch Preuß: Askara = Diphtherie; Jêrôqôn = Anämie; çarâ'oth = Aussatz; schechin = Ekzem etc. dürfte wohl kaum auf Widerspruch stoßen. In diesen Kapiteln liegt der Glanzpunkt des ganzen Werkes, das erste von einem Arzt und unmittelbar aus den Quellen geschöpfte diesbezügliche Werk überhaupt. Vielfach sind bloße Übersetzungen der griechischen Krankheitsnamen in der Talmud-Medizin zu konstatieren. Die religiös so

starrten Juden waren unter allen „barbarischen“ Völkern die für griechischen Einfluß geschmeidigsten (abgesehen von den Römern); ihre hilfreichen Mittelwesen zwischen Gottheit und Menschen, die Engel traten sie als Entgelt an die Griechen ab. Die pflanzlichen Heilmittel der Bibel- und Talmud-Medizin sind auffällig wenig (um so zahlreicher wahrscheinlich in der altjüdischen Volksmedizin); schon die Bevorzugung der „immergrünen“ Pflanzen als Heil- und Kultmittel spricht für Überreste aus der Volksmedizin; auch die beim Reinigungsritus gebrauchten Pflanzen dürften ursprünglich apotropäische Heilpflanzen gewesen sein. Die volksübliche Auffassung der Krankheiten (Nosologie) läßt sich oft aus den dagegen verwendeten Mitteln (Pflanzennamen) entnehmen, und darum wäre eine intensivere Behandlung des botanischen Gebietes von Nutzen gewesen. Jeder Gebildete weiß, wie sehr jüdischer Glaube und Aberglaube die christliche Kultur beeinflusst hat; darum ist das Preußische Werk von hervorragender Bedeutung. Der Wert desselben erhöht sich aber noch durch genaues Quellenstudium, kritische Verwendung des Quellenstoffes, weitreichende Kenntnisse und innige Vertiefung; gelegentliche Seitenhiebe auf die ärztliche Mitwelt sind wohlverdient; würde doch letztere mehr in ihrer eigenen Geschichte sich umsehen, sie würde mehr zum Ansehen der Heilkunde beitragen als durch ihre egoistischen Kampfschriften und Praxiswettkämpfe auf Hintertreppen etc. „Ein Arzt, der nur die Medizin kennt, kennt nicht einmal die Medizin.“

Hätte Referent einen persönlichen Wunsch vor der Drucklegung vorzubringen die Erlaubnis gehabt, so würde er geraten haben, den Inhalt des Werkes da und dort zu kürzen, zugunsten eines größeren Raumes für das Inhaltsverzeichnis; ein Werk wie das von Preuß, das der ganzen Geschichtswissenschaft zur Zierde gereicht, ist ein Nachschlage- und Originalwerk ersten Ranges, dessen Verwendbarkeit von einem solchen Verzeichnisse ganz wesentlich abhängt. 730 Seiten Text und nur vier Seiten Sachregister bei einem so vielseitigen Inhalt ist ein Mißverhältnis.

Das am fünfundzwanzigsten Jahrestag der Doktorpromotion des Verfassers beendete Werk wird hoffentlich noch viele Auflagen erleben und dann des Referenten Wunsch erfüllt werden können im Interesse der Medizin-Geschichtsforscher, der Volkskunde und Kulturgeschichte.

H o f r a t D r. M a x H ö f l e r.

**2. M. Höfler:** Ein Sindelsdorfer Hausmittelbuch für Tierkrankheiten. Janus, 15. Jahrg. 1910.

Der berühmte Verfasser teilt hier eine reiche Sammlung von Vieharzneimitteln mit, die sich ein oberbayrischer Viehdoktor aus dem Volk aus verschiedenen Quellen zu seinem Gebrauch zusammengeschrieben hat, und kommentiert diese Sammlung aus dem Schatze seines reichen Fachwissens. Viele der mitgeteilten Verordnungen tragen einen sehr altertümlichen Charakter. Verfasser führt darunter die Vorschriften an: *a)* das kranke Tier zu umhüllen, zu verhüllen durch dunkle Tücher oder Aschenstaubanstreichen etc.; ursprünglich jedenfalls, um das Tier dem Krankheitsdämon unsichtbar zu machen; *b)* die Übertragung und Verbohrung der *materia peccans*; *c)* die Besprechung der Blutung durch Beschwörung und der dabei beobachtete Ritus; *d)* die Bevorzugung von Kranewit (Wacholder) und Eiche als Heilmittelspender, diese spricht für Einfluß urgermanischer Volksmedizin; *e)* die Behandlung des Beinbruches durch Anbinden eines Substituts, das heißt eines aus Kalk geformten Knochens an Stelle des sonst dem Knochenfraß verfallenen lebenden Knochens; *f)* das Schöpfen des abwärts fließenden Wassers, welche Verwendung einem allgemeinen Volksgedanken entspringt; *g)* die Räucherung mit bestimmten Kräutern. Ein ausführliches Sachregister ermöglicht eine leichte Orientierung über den reichen Inhalt des mitgeteilten Manuskripts. Prof. Dr. M. Haberlandt.

**3. Ernst Samter:** Geburt, Hochzeit und Tod. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Mit 7 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. Leipzig und Berlin 1911. Druck und Verlag von B. G. Teubner.

Daß die Volkskunde, wenn sie wirklich wissenschaftlich verfahren will, vergleichend arbeiten muß, ist einer der wichtigsten Leitsätze dieser Zeitschrift von Anfang an gewesen. Es ist erfreulich, im vorliegenden Werk eine Arbeit erklicken zu dürfen, welche gänzlich



auf diesem methodischen Grundsatz fußt. Die drei wichtigsten epochemachenden Ereignisse des Familienlebens sind darin mit ihren typischen und weitverbreiteten Riten behandelt: Geburt, Hochzeit und Tod. Namentlich das antike Material ist mit Vorliebe herangezogen und wird durch die volkskundlichen Tatsachen von heute erläutert, ein Verfahren, das, von W. Manhardt, H. Uhsener, H. Diels und anderen begründet, zur vergleichenden Religions- und Sittengeschichte die Grundlagen geliefert hat. Der Reihe nach sind im vorliegenden Buch behandelt: 1. Das Niederlegen des Kindes. 2. Dämonengefährdung bei der Geburt. 3. Abwehrriten bei Geburt, Hochzeit und Tod (Verschließen des Hauses, Ausfegen, Lärm, Abschütteln). 4. Fackel und Kerze. 5. Feuer und Wasser als Geisterhindernisse. 6. Kleidertausch. 7. Die falsche Braut, Namensänderung. 8. Nacktheit. 9. Das Lösen des Knotens und der Haare. 10. Das Verbot des Schlafes, das Verhängen der Spiegel. 11. Die Türschwelle. 12. Das Verbot des Umsehens. 13. Das Salz. 14. Das Aufhalten des Hochzeitszuges. 15. Opfer bei Geburt und Hochzeit. 16. Blut- und Haaropfer. 17. Schuhopfer. 18. Spuren von Seelenkult bei Geburt und Hochzeit.

Wie man sieht, eine reiche Fülle von Riten, die gleichmäßig oder in sehr verwandter Art bei den Geburts-, Hochzeits- und Begräbnisfeiern vieler Kulturkreise angewendet werden und durchwegs auf animistisch-zauberischen Grundlagen fußen. Es ist dabei nur mit der Erklärung der psychologischen Entstehung und Fortbildung dieser Riten eine eigene Sache. Das Beharrende dabei sind vor allem die Formen der Riten; ihre ratio, ihr psychologischer Inhalt wechselt mit der Zeit und den Völkern. Diesen Gesichtspunkt, den H. Schurtz mehrfach stark betont hat, haben die Ritenerklärer allzu wenig im Auge. Außerdem ist es meines Erachtens methodisch verfehlt, für den einzelnen Ritus überall nur eine Deutung oder einen Entstehungsgrund zuzulassen; er kann aus mehreren verschiedenen psychologischen Voraussetzungen seinen Ursprung nehmen, so zum Beispiel der Ritus der Nacktheit (S. 109 ff.). Auch wird es sich mehr empfehlen, die Parallelen doch zunächst aus dem Umkreis eines mehr geschlossenen Völker- und Kulturkreises heranzuziehen und auf gänzlich kultur- und volksfremde Gebiete erst überzugehen, wenn die Verbindungen hergestellt sind. Es ist recht mißlich und nicht einwandfrei, für eine Sitte des europäischen Kulturkreises sofort die Erklärung durch im allgemeinen verwandte Erscheinungen, beispielsweise der Südseevölker, liefern zu wollen. Im ganzen aber erfreut uns, wie schon hervorgehoben, die gute Methodik und die gründliche Umsicht des Verfassers, die sich in vielen seiner Aufstellungen mit den besten Erfolgen belohnt zeigt.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**4. Blätter zur Geschichte und Heimatkunde der Alpenländer.** Unter Mitwirkung vieler Fachmänner herausgegeben von Dr. Viktor v. Geramb, Dr. Karl Hafner und Dr. Hans Vučnik. Beilage zum „Grazer Tagblatt“, 1. Jahrg. 1910.

Es war ein glücklicher Gedanke der für die Volkskunde von schönem Eifer erfüllten Herausgeber, im Anschluß an eine gut geleitete provinzielle Tageszeitung, das gebildete und nicht wie die Großstadtleser flüchtig-zerstreut aufnehmende Publikum einer Stadt wie Graz und der Steiermark mit ihrem noch so regen und traditionsreichen Volksleben für die Geschichte und Heimatkunde durch ein regelmäßig erscheinendes Beiblatt zu interessieren. Ich beglückwünsche die eifrigen jungen Gelehrten auf das wärmste zu dem nach Ausweis des abgeschlossenen ersten Jahrganges bisher recht wohl gelungenen Unternehmen. Die Volkskunde hat nicht nur strenge Wissenschaft zu sein — sie schwingt sich eben erst mühsam zu dieser Höhe empor — sondern wird durch Materialbeschaffung auf breitester Grundlage, durch Weckung des Verständnisses für ihre Aufgaben im Volke selbst nützlich und segensreich wirken können. In diesem Sinne ist die Beschäftigung mit Volkskunde und Heimatgeschichte ein Volkserziehungsmittel ersten Ranges, das uns im Widerpart mit den mächtigen zersetzenden und nivellierenden Faktoren der modernen Großstadtkultur äußerst not tut.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**5. Friedrich Ranke: Der Erlöser in der Wiege.** Ein Beitrag zur deutschen Volkssagenforschung. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. München 1911.

Gegenstand dieser methodisch sehr gründlich und exakt geführten Untersuchung ist ein in den deutschen Sagen überaus häufiges Motiv — es findet sich nur sporadisch bei

den nächsten slawischen Nachbarn — dem gemäß die Erlösung einer armen Seele an das Aufwachsen eines Baumes und an seine Verzimmerung zu der Wiege des Erlöserkinds (oder zu einem Sarge) gebunden ist. Die von Weinhold aufgestellte Vermutung, dieses Motiv stamme aus der Adams- und Kreuzholzlegende, wird nun durch Aufdeckung der bisher fehlenden Zwischenglieder vom Verfasser zur Gewißheit erhoben. Es ist also keine sozusagen zeitlose altertümliche Märchenformel, sondern erst im 13. Jahrhundert in christlichen Erzählerkreisen entstanden. Die moderne Sagenforschung weist schon zu wiederholtenmalen Fälle nach, wonach anscheinend uralte heidnische Sagenzüge oder Märchenmotive erst im christlichen Mittelalter auf literarischem Wege entstanden sind. Mit dem methodischen Grundsatz des Verfassers: für die erste Fassung einer Sage wird stets logische Einheitlichkeit zu postulieren sein, wird man freilich nicht ganz einverstanden sein können. Dagegen sind die anderen methodologischen Ergebnisse (S. 73) der Untersuchung gewiß einwandfrei.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**6. Sune Ambrosiani:** Zur Typologie der älteren Kacheln. Stockholm 1910.

Zur Geschichte des Ofens und im besonderen des Kachelofens liegen eine Reihe bemerkenswerter Arbeiten von Lauffer, Meringer, v. Walcher, Dachler vor. Der Verfasser vorliegender, ungemein fleißig gearbeiteter Studie, welcher, um nur das Material kennen zu lernen, eine sehr große Zahl von Museen des Nordens, Deutschlands, Österreichs und der Schweiz bereist hat, gibt in dieser Monographie — unterstützt durch ein reiches Abbildungsmaterial — eine Typengeschichte der Kachel, wobei er von den primitiven Formen (den konkaven Topfkacheln und halbzyklindrischen und konvexen Kacheln) fortschreitend die Übergänge zu den zusammengesetzten Typen verfolgt. Große Vorsicht und Gewissenhaftigkeit zeichnet die hier niedergelegte Forschung aus. Es wäre vielleicht wünschenswert gewesen, wenn der Verfasser sich im allgemeinen nicht damit begnügt hätte, die Kachelformen als solche zu studieren, sondern wenn er auch mehr auf die künstlerische (das heißt plastisch-bildliche) Ausschmückung, namentlich bei den Tafelkacheln, geachtet hätte. Doch lag diese kulturgeschichtliche Betrachtungsart wohl außerhalb der ihm gesteckten Aufgabe. Es ist für das Museum für österreichische Volkskunde sehr erfreulich, daß der Verfasser auch in den Sammlungen desselben brauchbares Material für seine Studien gefunden hat.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**7. Lettische Schwänke und verwandte Volksüberlieferungen.** Aus dem Lettischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Prof. Max Böhm. Reval 1911. Verlag von Franz Kluge.

Aus dem Überlieferungsschatze der Letten, der durch die gemeinsame Aufzeichnungsarbeit von Brihwsemneeks, Lerchis-Puschkaitis, Wissendorff-Baron und besonders des auch sonst um die Volkskunde der Letten hochverdienten Pastors Dr. A. Bielenstein bereits zu einer großen, handschriftlich gesicherten Sammlung von nahezu 3400 Märchen, Sagen, Schwänken, Fabeln u. s. w. gediehen ist, wovon ein beträchtlicher Teil schon publiziert wurde, hat Prof. Max Böhm eine kleine Sammlung von Schwänken veröffentlicht, welche zum größten Teil mit der gemeineuropäischen Schwankliteratur enge Zusammenhänge aufweist und nur in Einzelheiten dem spezifisch lettischen Volksleben adaptiert erscheint. In vergleichenden Anmerkungen, bei welchen sich der Herausgeber mehrfacher gelehrter Unterstützung, insbesondere auch von Johannes Bolte zu erfreuen hatte, ist ein diesbezüglicher Apparat der Sammlung beigegeben, der die sachgemäße Benützung derselben sehr erleichtert. Wir wissen daher auch die in Aussicht gestellte Sammlung von lettischen Volksmärchen in bester Hand.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**8. Dr. M. Urban (Plan).** Sagen, Märchen, volkstümliche G'schicht'ln und Denkwürdigkeiten aus der westböhmisches Heimat. Mies 1910.

Nabezu dreihundert Sagen und dergleichen in einer fast erschöpfenden Mannigfaltigkeit über alle in der Volkssage vorkommenden Anlässe. Der Verfasser hat auch die Ereignisse der jüngsten Zeit herbeigezogen, wenn sie in das Volk gedrunken sind. Es ist staunenswert, daß deren in dem kleinen Landstrich eine so große Zahl in reicher

Abwechslung festgestellt werden konnte, und wir können daraus auf die reiche Phantasie und Aufgewecktheit der fränkischen Bevölkerung, wie auf die emsige Tätigkeit des Verfassers seit vierzig Jahren, so lange sammelt er schon, schließen. Ebenso wie bei uns im Gebirge mögen schon zahlreiche davon vergessen sein und nur noch im Buche fortleben. Denn der Bauer hat mit seiner alten Wohnung, Einrichtung und Tracht auch diese Betätigung aufgegeben, nachdem die Rockenstuben, wo derlei Geschichten verbreitet wurden, verschwunden sind.

Viele der Sagen sind offenbar einem alten, mißverstandenen Worte, Flurnamen, sonderbar gestalteten Bäumen, Felsen, Häusern und anderem angepaßt und erscheinen auch örtlich etwas geändert. Sehr oft begegnen wir dem stets betrogenen, meist noch gehänselten, geprügelten Teufel, weiters Hexen, Druden, Feen, Nixen (Waschweiberln), Raubrittern, Schatzgräbern, Palästinafahrern, Urwaldriesen wie Rübezahl, wir sehen prächtige verwunschene, versunkene Schlösser, geheime Gänge. Öfter rast die wilde Jagd vorbei mit dem Schimmelreiter, Frau Holle erscheint, im Kaiserwald sitzt ein verzauberter Kaiser, auch mit Wodan in Verbindung gebracht, zahlreiche weiße Frauen treten auf, die Feme beschützt die Unschuld und bestraft die Bösen.

Der ehemals reiche Bergsegen war der Ursprung vieler einschlägiger Sagen. Auch ein Hünengrab wird erwähnt (S. 57). Die Anhäufung von Steinen um gewisse Kreuze durch Vorübergehende und die Opfer- (Blut-, auch Holen-) Steine mit Vertiefung und Blutrinne erinnern an heidnische Gebräuche.

Wir finden manche Anklänge an Sagen, die auch bei uns bekannt sind, wie die von Gespenstern, welche von Lebenden Leistungen zur Erlösung verlangen, von den während der Christmette sprechenden Tieren, daß heiratslustige Mädchen in Losnächten einen Hund in jener Richtung bellen hören, wo der Zukünftige wohnt. Die ganze Phantasie des Volkes erschöpft sich für den Tillenberg bei Eger in etwa dreißig Sagen, auf dessen Kuppe einst ein Heiligtum, auch ein Palast, eine reiche Stadt stand, beide von fabelhafter Pracht und üppigem Wohlleben. Es treten Wahlen (Venediger Goldsucher) und Zwerge auf, wir erfahren von glänzenden Umzügen und Lustbarkeiten, bis endlich die sündige Stadt verflucht wird und versinkt.

Die Säumerglocke von Prachatitz erscheint in etwas anderer Form (S. 253), dann viele auf geschichtlicher Grundlage beruhende Sagen, Erinnerungen an Goethe, gegenseitige Neckerei von Städten, Angaben über Steinkreuze, Hausaufschriften, Richterstäbe (Dorfprügel), Passionsspiele und anderes. Eigentümlich ist die Sage vom Kirchendieb, der sich der Einwilligung der Heiligenstatue versichert.

Anton Dachler.

**9. F. J. Bronner.** Bayrisch' Land und Volk diesseits und jenseits des Rheins in Wort und Bild. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage (11. bis 16. Tausend). 806 und XII Seiten, 333 Abbildungen. Preis geb. 6 Mark. München.

Der Verfasser, von dem auch das treffliche Buch „Von deutscher Sitt' und Art“ herrührt, hat mit vorliegendem Werk, der Frucht von dreißigjähriger Sammel- und Forscherarbeit, eine besondere Art von Landeskunde geschaffen und durch reichen Inhalt und gelungene Darstellung einen großen und verdienten Erfolg errungen. Bayern bietet ohnedies in vielen Beziehungen eine reiche Abwechslung. Die Bewohner gehören drei deutschen Stämmen, den Bayern, Franken und Schwaben, an, jeder mit scharf ausgeprägten Eigentümlichkeiten. Außer München sind zahlreiche größere und kleinere Städte von interessanter Gestaltung vorhanden, außerdem ist infolge der verschiedenen landschaftlichen Verhältnisse auch im gleichen Volksstamm eine große Verschiedenheit in Wohnungs- und Wirtschaftsart und im Charakter wahrzunehmen. Der Verfasser bringt in seinem Werk in Beschreibung und Abbildung alles, was in Volkskunde, Geographie, Ortsgeschichte, Landwirtschaft, Handel, Handwerk und Hausarbeit, in Kunst, Gebräuchen, Sonderfesten, Sagen für gebildete Leser wünschenswert ist. Der Stil ist fließend, bei volkstümlichen Aufsätzen dem Inhalt angepaßt, launig, öfter in Gesprächsform mit Festhaltung des örtlichen Tones. Trotz des belehrenden Inhaltes bleibt der Leser stets gefesselt. Unter den Abbildungen sind nebst zahlreichen Ortsansichten, welche allerdings wenig bieten, Grundrisse und Ansichten von typischen Bauernhäusern, Trachten, Haus-

arbeiten, städtischen Häusern, Schlössern, Bildstöcken und anderes mehr. Die Schilderung eines Haberfeldtreibens mit seinem grimmigen Humor erinnert an einstige Volksjustiz. Eingestreut sind Beschreibungen uralter, an heidnischen Ursprung sowohl als auch neuere an geschichtliche Ereignisse erinnernde Umzüge, Feste oder Gebräuche, Sagen, an einzelnen Orten anhängende Spöttereien. So finden wir auf S. 306 Spotlverse über die Hollertauer bei Freising. Danach baten sie die heilige Maria, ihnen beim Schimmelstehlen beizustehen. Ein Schimmel spielt nämlich in einer Sage eine Rolle. Ein Hollertauer bittet wieder den Ortsheiligen St. Castulus um 500.000 Gulden und er soll sie gleich mitbringen. Jedenfalls sind diese Utzereien von den Nachbarn eronnen worden. Das Buch bringt auch manches für den Volkskundeforscher. Der billige Preis sichert ihm außerdem noch weitere Verbreitung.

Auf S. 165 wird der Name *Kaser* für Almhütte aus dem lateinischen Worte *casa* abgeleitet. Dieses Wort war aber schon lange vor Einwanderung der Bajuwaren üblich, offenbar schon bei den Kelten, und diese haben es auf die später einwandernden Bayern übertragen. Nachdem das Werk auch als Nachschlagebuch gelten kann, wäre ein Ortsregister erwünscht.

Anton Dachler.

10. Dr. Č. Zibrť: *Veselé chvíle v životě lidu českého*. Sv. VII. Hoj, ty štědrý večere . . . 59 S. K 1.20. Šimáček, Prag.

Die siebente und letzte Folge dieser in mustergiltiger Weise den festlichen Jahreslauf im Volksleben der Tschechen darstellenden Schriftenreihe behandelt die liederreiche Weihnachtszeit mit ihren Perchtenumzügen, altüberlieferten Mettenbräuchen, Hirtengesängen und Koleden (Ansingliedern). Die tiefgründige, auch wieder reich illustrierte Arbeit bringt in den Mitteilungen über Krippen, Weihnachtsblumen, den Weihnachtsbaum (dessen deutsche Benennung Christbaum in der Form „Christenbaum“ von dem Schriftsteller Krolmus aus dem Jahre 1851 zum erstenmal als ein Name für das schon 1845 vermerkte Auftreten des Tannenbäumchens bei den Tschechen bezeugt wird), die gänzlich volksfremde Mistel reichen volkskundlichen und kulturhistorischen Stoff.

Weitere Abschnitte behandeln die Volksbräuche zum Feste des Pferdepatrons Stephan, das Trinken des Johannisweines und das „Kindeln“ am Tage der unschuldigen Kindlein.

Den Schluß bildet der Abdruck eines volkstümlichen Weihnachtsspielles aus dem 17. Jahrhundert zum Zwecke der Neubelebung dieser alten Volksaufführungen. J. B.

## V. Mitteilungen aus dem Verein und dem Museum für österreichische Volkskunde.

### Jahresbericht

des

Vereines für österreichische Volkskunde

für das Jahr 1910.

Die Übernahme des Präsidiums nach weiland Seiner Erlaucht dem Grafen Johann Harrach durch Seine Exzellenz den Herrn k.k. Wirklichen Geheimen Rat V. Graf Baillet de Latour (gewählt in der Jahresversammlung am 26. Jänner 1910), ist den Mitgliedern bereits zu Beginn 1910 zur Kenntnis gebracht worden. Im März dieses Jahres hat der Verein zu unserer tiefen Betrübnis seinen Ehrenpräsidenten und gewesenen Präsidenten Seine Exzellenz Herrn Dr. J. A. Freiherrn v. Helfert verloren, der sich die größten Verdienste um die

Erstarkung unserer Gesellschaft und um ihre Sicherung in den schwierigsten Zeitläuften erworben hatte. Mit unzähligen anderen Faktoren im Staate bewahren auch wir dem Abgeschiedenen ein dankbares und verehrungsvolles Andenken.

Die verschiedenen wichtigen Schritte zur Sicherung und entsprechenden räumlichen Unterbringung unseres Museums sowie zur Regelung der Personalverhältnisse desselben, welche das Präsidium im abgelaufenen Jahre unternahm und mit Beharrlichkeit weiterzuführen gedenkt, erfolgten sämtlich unter den huldvollen Auspizien des erhabenen Protektors Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand, höchstwelcher allen wichtigen Fragen unseres Museums stets höchstseine gnädige Fürsorge und seinen mächtigen Schutz angedeihen zu lassen geruhen. Wir bitten Seine kaiserliche Hoheit, den untertänigsten Dank für diese huldvollen Gnadensbeweise genehmigen zu wollen.

Mit dem abgelaufenen Jahr, in welchem die intensive und stetige Arbeit der vorausgegangenen Zeit mit den befriedigendsten Ergebnissen fortgesetzt worden ist, beginnt — nach manch erfreulichen Anzeichen und Erfolgen zu schließen — die Periode breiterer Wirksamkeit und allgemeiner Anerkennung unseres Unternehmens, auf welche jedes ernste und zielbewußte Streben endlich doch rechnen darf. Der Stabilisierung unseres Museums und seiner räumlichen Sicherung wurde im abgelaufenen Jahre von den maßgebenden Staatsfaktoren erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet, und wenn auch die diesbezüglichen Pläne und Eingaben bei aller Würdigung ihrer Wichtigkeit über das vorbereitende Stadium nicht hinauszubringen waren, so ist doch vorläufig eine zweite brennende Frage, die Personalfrage des Museums, mit der vom 1. Oktober 1911 rechnenden Regelung der dienstlichen Stellung unseres Museumsdirektors wenigstens provisorisch gelöst werden. Wir müssen die bestimmte Hoffnung und Erwartung aussprechen, daß dieses Provisorium ehebaldigst einer definitiven Ordnung der Angelegenheit Platz machen und das geradezu eine Lebensfrage darstellende Problem einer definitiven und entsprechenden würdigen Unterbringung des Museums für österreichische Volkskunde, die einigermaßen im Verhältnisse zu der wissenschaftlichen und patriotischen Bedeutung dieser Sammlungen steht, in der nächsten Zeit einer endlichen befriedigenden Lösung zugeführt werden wird. Länger läßt sich eine Behebung dieses gänzlich unverdienten krassen Notstandes nicht hinausschieben, ohne den zahlreichen interessierten Kreisen des In- und Auslandes gegenüber geradezu eine Beschämung zu bedeuten.

Beständig weitet sich der Kreis unserer Aufgaben, welchen wir im Dienste unseres Museums und der Zeitschrift für österreichische Volkskunde zu obliegen haben. Der nachfolgende Bericht der Museumsdirektion bietet ein anschauliches Bild von den verschiedenen

Richtungen, in welchen sich dies stetige und energische Wachstum äußert. Als ein charakteristisches und erfreuliches Symptom davon haben wir auch den Umstand zu verzeichnen, daß die maßgebenden volkskundlichen Kreise in den Königreichen und Ländern mehr und mehr Gewicht darauf legen, von unserer zentralen und vermittelnden Tätigkeit im entsprechenden Verhältnis berücksichtigt zu werden, wie dies von tschechoslawischer, polnischer und slowenischer Seite uns mehrfach kundgegeben worden ist. Die Zusammensetzung unserer Museumssammlung und der Inhalt der Zeitschrift sind der beste Beweis, wie streng wir uns an die Parole vollster wissenschaftlicher Unparteilichkeit zu halten bemüht sind.

Was den weiteren Ausbau der Museumssammlungen betrifft, so ist die ausgewiesene Zahl von abermals rund 2000 Neuerwerbungen eine imposante Ziffer, hinter welcher für den Kundigen sich eine Unsumme von Spürsinn und Mühewaltung verbirgt, umsomehr, als wie bisher immer fast sämtliche Volksgebiete des Reiches mit größtmöglicher Unparteilichkeit berücksichtigt worden sind. Dank den reichen Verbindungen, über welche wir in allen Reichsgebieten verfügen, ist auch für die Zukunft der weitere sachentsprechende Ausbau unserer Sammlung gesichert, und es ist nur stets die Hauptsorge der Vereinsleitung, finanziell gleichen Schritt halten zu können mit den Ansprüchen, die uns mit dieser systematischen Sammeltätigkeit erwachsen. In dieser Beziehung müssen wir in Zukunft auf eine noch viel regere und allseitige Unterstützung hoffen dürfen, wofern wir nicht hinter den gebotenen Gelegenheiten zum größten Schaden der Sache zurückbleiben sollen. Wie bisher immer erfolgen die Neuerwerbungen im kollegialen Einvernehmen mit den übrigen interessierten Faktoren, dem k. k. österreichischen Museum für Kunst und Industrie sowie den Landesmuseen, von denen speziell im Berichtsjahre in dieser Hinsicht das niederösterreichische Landesmuseum, die Museen in Innsbruck, Salzburg und Laibach, das Nationalmuseum in Krakau sowie das gräflich Dzieduszyckische Gewerbemuseum in Lemberg zu nennen sind.

Was die Verhältnisse unserer wissenschaftlich - publizistischen Tätigkeit betrifft, so hat uns das abgelaufene Jahr mit der Vollendung des monumentalen, von Prof. Dr. M. Haberlandt bearbeiteten Museumswerkes: »Österreichische Volkskunst« (Tafelband mit 120 Lichtdrucktafeln und illustrierter Textband) einen großen allgemein anerkannten Erfolg gebracht, von dem wir die günstigste Rückwirkung auf die äußeren Verhältnisse unseres Museums erhoffen dürfen. Dieses Werk zeigt im Zusammenhalt mit den bisher erschienenen 16 Bänden der »Zeitschrift für österreichische Volkskunde« (nebst 6 Supplementheften) den wissenschaftlichen Betrieb der Volkskunde und das Studium unserer Volkskunst in Österreich auf einer früher unbekanntem wissenschaftlichen Höhe, die nur in

ganz wenigen Kulturstaaten Europas erreicht und nirgends übertroffen wird. Wir dürfen die Zuversicht hegen, daß im Anschluß an das genannte grundlegende Werk, welches die erste Gesamtdarstellung eines großen Volkskunstgebietes bringt, mit Zugrundelegung unserer reichen Sammlungen fortdauernde periodisch erscheinende Bearbeitungen einzelner Zweige derselben nachfolgen werden, wodurch wir in Österreich zu einer Durcharbeitung unseres volkskünstlerischen Besitzstandes gelangen werden, wie sie in keinem Lande Europas bisher auch nur annähernd versucht worden ist. Auch auf dem volkskundlichen Gebiete harren eine Reihe wertvoller Monographien und Materialsammlungen der Veröffentlichung in weiteren Supplementbänden und -Heften unserer Zeitschrift, von welcher im Vorjahre aus Mangel an Mitteln zu unserem Bedauern abgesehen werden mußte.

In der Zusammensetzung des Ausschusses ergab sich im Berichtsjahre keine Änderung: Derselbe hat in einer Reihe von Sitzungen die Vereinsgeschäfte erledigt, und das Präsidium fühlt sich angenehm verpflichtet, sämtlichen Herren Ausschußräten, insbesondere den als Kassenrevisoren fungierenden Herren Direktor Alfred Ritter von Walcher und Robert Eder, den verbindlichsten Dank auszusprechen. Den Herren Direktor Gustav Funke, Hans v. Medinger, Oberbaurat J. Koch, Regierungsrat K. A. Romstorfer, Professor V. Szuchiewicz und Architekt H. Fischl gebührt für ihr mehrfach betätigtes besonderes Interesse an unseren Arbeiten unser wärmster Dank. Unser Schriftführer Direktor Prof. Dr. M. Haberlandt, dem Herr Oberingenieur A. Dachler und Kassier J. Thirring tätig zur Seite stehen, trägt die übergroße Last der ihm aufgebürdeten Geschäfte mit wahrer Aufopferung; die Entlastung von seinen eigentlichen Berufsgeschäften, welche mit 1. Oktober d. J. in Aussicht steht, wird hoffentlich auch in dieser Hinsicht einen erträglicheren Zustand schaffen.

Die Mitgliederbewegung im abgelaufenen Jahre hielt sich, wie in den Vorjahren, in normalen Grenzen. Wir betrauern den Tod einer Reihe langjähriger Mitglieder: Hofrat Fr. Bartsch, Exzellenz Doktor J. A. Freiherr v. Helfert, Advokat Dr. E. v. Hornbostel, Oberbaurat Dr. Ritter v. Krenn, Freiherr Karl v. Haan, Regierungsrat Dr. M. Much, Dr. Otto Müller, Hofrat Dr. Emil Zuckerkandl, denen wir allen ein ehrenvolles Andenken bewahren wollen. Ausgetreten sind 12, neu eingetreten 18 Mitglieder. Es ist in höchstem Maße wünschenswert, daß aus dem Kreise der Bevölkerung, sowohl in Wien wie in den Ländern Österreichs, neue und zahlreiche Persönlichkeiten für die Mitgliedschaft unseres Vereines gewonnen werden. Die Bestrebungen desselben sind ja derartige, daß jeder Vaterlandsfreund das geringe Opfer der guten Sache, die wir vertreten, leicht zu bringen vermag. Mögen unsere treubewährten Mitglieder die Vereinsleitung auch in dieser Richtung tatkräftig unterstützen!

Die Mittel, über welche im Jahre 1910 für unsere vielseitige Tätigkeit verfügt werden konnte, erreichten abermals ungefähr die Höhe des Einnahmen- und Ausgabenbudgets der letzten Jahre mit der Gesamtsumme von *K* 23.836·84 an Einnahmen (gegen *K* 23.433 78 im Jahre 1909), denen Ausgaben im Betrage von *K* 23.281·48 (1909 *K* 22.981·55) gegenüberstanden. Allerdings hat sich auch im Laufe des Jahres 1910 der Ausschub entschließen müssen, um die dringenden und sonst nicht wiederkehrenden Gelegenheiten, hochbedeutende Sammlungsgruppen unserem Museum zu den günstigsten Bedingungen zu sichern, nicht ungenützt zu lassen, einen rückzahlbaren Zuschub aus dem Hausfonds zu bewilligen. Wie bereits mitgeteilt, bleiben die betreffenden Sammlungen vorläufig Eigentum dieses Fonds und werden als solche in der Verwaltung desselben besonders gebucht. Vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht bezogen wir, wie in den letzten drei Jahren, eine Subvention von *K* 8000; das k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten hat auch 1910 wie im Vorjahre in Anerkennung der von dem Museum entfalteteten verdienstlichen Tätigkeit den Betrag von *K* 1000 bewilligt. Der hochherzige Stifter und Gönner des Museums Herrenhausmitglied Anton Dreher hat dem Museum für Sammlungszwecke den Betrag von *K* 1500 gewidmet. Die k. k. Reichshauptstadt Wien bewilligte wie in den Vorjahren *K* 1200, die niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer *K* 800, die hohe k. k. Statthalterei *K* 200, der hohe niederösterreichische Landtag *K* 200. An Spenden verzeichneten wir weiters: von Exzellenz Graf V. Latour *K* 100, von Herrn Konrad Mautner *K* 105·35 (zur Deckung von Klischeekosten), von Dr. R. Trebitsch *K* 100, Bankhaus S. M. v. Rothschild *K* 100, Komitee des Industriellenballes *K* 100, k. k. Polizeipräsidium *K* 30, Hofrat Dr. M. Höfler *K* 58·75 (zur Deckung von Klischeekosten). Herr Oberingenieur A. Dachler hat wie in den Vorjahren auch heuer auf jedes Honorar für seine wertvollen Mitteilungen in unserer Zeitschrift verzichtet. Sämtlichen hohen Körperschaften und gütigen Spendern wird hiermit der wärmste und ergebnste Dank des Vereines auch öffentlich zum Ausdruck gebracht.

Wenn so der Rückblick auf das abgelaufene Jahr uns im ganzen recht befriedigen darf, so wird es doch in der diesjährigen Tätigkeitsperiode der fortgesetzten energischsten Anstrengungen bedürfen, um unserem Ziele in bezug auf unser Museum endlich wirklich und ernstlich näher zu kommen. An den fortgesetzten, von dem Bewußtsein einer wahrhaft guten Sache zu dienen, getragenen Bemühungen der Vereinsleitung wird es in dieser Richtung sicher nicht fehlen.



## Tätigkeitsbericht des Museums für österreichische Volkskunde für das Jahr 1910.

Erstattet vom Museumsdirektor Prof. Dr. M. Haberlandt.

Nach drei Hauptrichtungen hat sich die angestrenzte und erfolgreiche Tätigkeit der Museumsdirektion im abgelaufenen Jahre bewegt: es galt, wie in den Vorjahren, in intensiver Sammeltätigkeit den weiteren wissenschaftlichen und künstlerischen Ausbau des Museums zu fördern; es galt in dem vom Berichterstatter schon im Jahre 1909 begonnenen großen Werke: „Österreichische Volkskunst“ eine wissenschaftliche Darbietung und Bearbeitung des gesamten österreichischen Volkskunststoffes und damit eines bedeutenden Teiles unserer Sammlungen fertigzustellen, und es war drittens wie schon vorher unsere mit besonderem Eifer verfolgte Aufgabe, die Benützung unserer Sammlungen durch die Öffentlichkeit, durch die wissenschaftliche Fachwelt, die Künstler, Kunstgewerbler, die Fachschulen u. s. w. zu vertiefen und auszugestalten. Nach all diesen Richtungen sind unsere Bemühungen, wie wir mit Genugtuung berichten können, von den besten Erfolgen gekrönt worden. Es sei mir gestattet, im folgenden die Nachweise hierfür beizubringen.

Wer die Verhältnisse bezüglich des gegenwärtigen Schicksales und der nächsten Zukunft unserer volkskundlichen und volkskünstlerischen Dinge in Österreich kennt, wird es begreiflich finden, daß mit stets erhöhtem Eifer an die Bergung der vom Museumsstandpunkte wichtigen und für die österreichische Kulturgeschichte lehrreichen Objekte gegangen wird. Ich habe, in dankenswertester Weise vom Präsidium und dem Ausschusse hierin unterstützt, zur Ausfüllung verschiedener noch bestehender größerer und kleinerer Lücken in unseren Sammlungsbeständen wiederum 2037 ausgewählte und wertvolle Objekte für das Museum erworben, die sich, wie in den Vorjahren, auf fast sämtliche Volksgebiete Österreichs in nachfolgender Art verteilen:

Niederösterreich . . . . .	132	Istrien . . . . .	79	Bukowina . . . . .	25
Oberösterreich . . . . .	235	Dalmatien . . . . .	56	Bosnien und sonstige	
Steiermark . . . . .	22	Mähren . . . . .	269	Balkangebiete . . . . .	229
Kärnten . . . . .	14	Böhmen . . . . .	15	Ungarn (Heanzengebiet)	47
Tirol . . . . .	627	Schlesien . . . . .	14	Diverses . . . . .	8
Salzburg . . . . .	85	Galizien . . . . .	180	Zusammen 2037 Nummern.	

Es ist daraus die Vermehrung unserer Trachtensammlung um sechs vollständige Kostüme und zahlreiche Kostümfstücke, die Bereicherung unserer großen Textiliensammlung durch wertvolle Serien alpenländischer Stickereien des 17. und 18. Jahrhunderts sowie durch die Begründung einer zirka 250 Nummern zählenden Kollektion von Tiroler Volkspitzen, endlich durch eine größere Zahl südslawischer Stickereien aus Dalmatien und den Balkanländern hervorzuheben. Unsere Kachelsammlung ist durch Käufe und Geschenke weiterhin um fast 200 Nummern aus Nord- und Südtirol, Oberösterreich, Mähren und Ostgalizien gewachsen und derzeit schon geeignet, als Unterlage für das vergleichende Studium dieses interessanten Zweiges der keramischen Volkskunst zu dienen. Herr Doktor S. Ambrosiani, Assistent am Nordischen Museum in Stockholm, hat einen kleinen Teil dieser Kollektion in seiner wichtigen Abhandlung „Zur Typologie der älteren Kacheln“ publiziert.

Weiters wurde die Gruppe der volkstümlichen Gefäßkeramik Ostgaliziens, ebenso wie diejenige von Mähren, um reichhaltige und ausgewählte Serien bereichert. Von der Volkskunst von Zakopane, die bisher bei uns noch ziemlich schwach vertreten war, gelang es eine Reihe guter Arbeiten zu erwerben, wofür wir dem Maler und Bildhauer Stanislaus Brzega in Zakopane zu wärmstem Dank verpflichtet sind. Ausgezeichnete Bereicherungen erfuhr nicht minder die Sammlung der alpenländischen Holzarbeiten, namentlich aus dem Fassa- und Fleimstale Südtirols. Ein hochinteressanter Satz von Perchtenmasken aus Reutte bei Imst, die in ihrem Phantasieeichtum und der hochentwickelten Schnitztechnik zu den besten Schöpfungen dieser Art gehören, welche überhaupt bekannt sind, konnte

glücklicherweise für unsere Sammlungen gesichert werden. Aus Istrien und Dalmatien ist uns eine Reihe ausgesuchter Objekte zugekommen. Die junge bosnische Kollektion wurde durch beträchtliche Erwerbungen textiler, keramischer und anderer Art erweitert. Als wertvolles Geschenk des k. u. k. Reichsfinanzministeriums kamen uns am Schluß der Internationalen Wiener Jagd Ausstellung elf prächtige Gipsabgüsse großer Bogumilen-Grabplatten des 15. Jahrhunderts aus Bosnien mit hochinteressanten Reliefdarstellungen ethnographischen Inhaltes geschenkt zu, wofür ich auch hier den verbindlichsten Dank abstatte. Die Direktion des Landesmuseums in Sarajewo hat sich in zuvorkommender Art bereit erklärt, unsere bosnischen ethnographischen Sammlungen nach Tunlichkeit zu vervollständigen, wofür wir Herrn Intendanten K. Hörmann und Direktor Doktor C. Truhelka zu wärmstem Danke verpflichtet sind. Bei der Beschaffung der zahlreichen Neuerwerbungen hatte ich mich im besonderen der werktätigen Mithilfe der Herren Direktor A. Menghin in Meran, J. Mayerhofer in Haslach, Direktor A. Walcher Ritter v. Moltheim, Kustosadjunkt V. Ćurčić in Sarajewo, der Frau Baronin Stephanie v. Rubido-Zichy in Abbazia zu erfreuen, wofür ich allen genannten Persönlichkeiten den herzlichsten Dank mit der Bitte um weitere Unterstützung abstatte. Aber auch sonst haben sich eine größere Zahl von Freunden der österreichischen Volkskunde um unsere Sammlungen durch Zuwendung oder Beschaffung wertvoller Museumsobjekte bemüht. Ich nenne hier mit aufrichtiger Dankbarkeit Herrn Konrad Mautner, Fräulein Magdalena Wankel, Lehrer J. R. Bünker, Herrn Hugo v. Preen, Hofrat Dr. J. Steindachner, Exzellenz Graf V. Latour, Großgrundbesitzer Ed. Figdor, Miß A. S. Levetus, Exzellenz Graf H. Wilczek, Dr. S. Trebitsch, Dr. E. Frischau, Regierungsrat V. Berger, K. Habermann, Direktor E. Weslowski. Von Herrn Direktor A. Ritter v. Walcher, dem das Museum schon so reiche Gaben verdankt, wurden auch in diesem Jahre eine ganze Zahl prächtiger Gegenstände, namentlich keramischer Art, geschenkt übermittlelt, von denen jeder einzelne seine besondere Bedeutung für unsere Sammlungen besitzt. Der großmütige Spender möge in der von ihm selbst mit großer Freude geförderten Vervollständigung unserer Sammlung seinen besten Dank finden, den ich ihm persönlich von ganzem Herzen ausspreche. Mit besonders dankender Anerkennung muß die Direktion den großen Anteil ans Licht stellen, den der Volontär des Museums Cand. phil. Artur Haberlandt bei der Beschaffung der Sammlungserwerbungen, ihrer wissenschaftlichen Bestimmung und Buchung sowie bei der Herstellung des großen Museumswerkes über „Österreichische Volkskunst“ genommen hat. Unser Museum bedarf solch jugendlicher und unermüdlicher Begeisterung in hohem Grade; ich habe in diesem Sinne auch der freundlichen Beihilfe von Dr. Oswald Menghin, Cand. forest. Michael Lepkalk, Fräulein Marie Ben a, Fräulein A. Kolbe dankbar zu gedenken. Besondere Verdienste um die Konservierung und Restaurierung unserer Kostüm- und Textilsammlung hat sich in unermüdlicher Tätigkeit Frau Marietta Thirring erworben.

Für Sammlungszwecke (inklusive Bibliothek) wurde der Betrag von K 9793.20 (gegen K 9511.27 im Vorjahre) verausgabt. Die Zahl der durch Ankauf erworbenen Gegenstände betrug 1878 Stück, die Zahl der Geschenke 160 Stück, somit die Gesamtzahl des Einlaufes 2038 Stück (gegen 1963 Stück im Vorjahre). Die Gesamtzahl der ethnographischen Sammlung beträgt nunmehr an eigenem Besitz 25.853 Stück, an geliehenen Stücken 4001, mithin insgesamt 28.954 Nummern. Die Photographiensammlung erfuhr eine Vermehrung um 208 Stück, die Sammlung der Abbildungen um 356 Stück, belauft sich daher insgesamt auf 1960 Stück, beziehungsweise 1422 Stück. Die Vermehrung der Bibliothek betrug außer den um 4 Stück vermehrten Fachzeitschriften 114 Nummern. Die Verwaltung der Bibliothek besorgte im selbständigen Wirkungskreis Herr Fachlehrer J. Thirring, dem wir zu verbindlichstem Dank für seine Tätigkeit verpflichtet sind.

Gelegentlich der für Museumserwerbungen unternommenen Reisen hatten ich und Volontär Artur Haberlandt Gelegenheit, die einschlägigen Museen an verschiedenen Orten zu studieren und ihren Bestand an volkskundlichem Material zu notieren. Es wurden so besucht die Museen in Innsbruck (siehe diese Zeitschrift Bd. XVI, S. 199), Berlin, Prag, Görz, Laibach, Salzburg und Linz.

In erfreulicher und hochehrwünschter Weise erweitert sich der Wirkungskreis unseres Museums von Jahr zu Jahr als Beweis seiner Eingelebtheit in der Bevölkerung. Wie in den Vorjahren fand sich mehrfach Gelegenheit, den Ministerien für Kultus und Unterricht, für öffentliche Arbeiten und dem Eisenbahnministerium durch Gutachten sowie durch Unterstützung verschiedener von denselben beauftragten Persönlichkeiten dienlich zu sein. Die wissenschaftlichen Fachkreise, auch der Wiener Universität und der Technischen Hochschule, sodann die künstlerischen und kunstgewerblichen Kreise, die Fachzeitschriften, Industrielle wie Gewerbetreibende, die k. k. Kunstgewerbeschule, die gewerblichen Fortbildungsschulen, verschiedene Vereine und Lehranstalten haben das Museum regelmäßig in erfreulicher Häufigkeit in Anspruch genommen, so daß unsere Sammlungen gewiß zu den am intensivsten ausgenützten ihrer Art gerechnet werden dürfen. Ausnahmsweise — weil es sich um leicht transportable textile Objekte handelte — hat sich unser Museum in diesem Jahr durch Überlassung einer größeren Zahl von Stickereien und Spitzen auch an einer auswärtigen Ausstellung, der Landesausstellung in Capodistria beteiligt, während analoge Ansuchen des Linzer Landesmuseums und Mährischen Gewerbemuseums sowie der Internationalen hygienischen Ausstellung in Dresden zu unserem Bedauern abgelehnt werden mußten. Wir werden gewiß sonst jeden Wunsch, von unserer Sammlung Gewinn zu ziehen, nach Möglichkeit zu erfüllen suchen, und hoffen auch, mit der Zeit besonders engeren Anschluß an den Lehrbetrieb der Wiener Hochschulen zu gewinnen, wovon die im Berichtsjahre im Museum abgehaltenen seminaristischen Übungen des Herrn Hofrates Prof. Dr. J. S t r z y g o w s k i sowie meine eigenen Universitätsvorlesungen und -Kurse die Anfänge darstellen.

Was die Besuchsverhältnisse betrifft, so ist eine geringe Steigerung der zahlenden Besucher (1592 gegen 1422 im Vorjahre), dagegen eine beträchtliche derjenigen bei freiem Eintritt (rund 6000) zu verzeichnen. Die Einzelausweise sind in der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“, Bd. XVI, S. 80, 128 zu finden. Die Museumsdirektion ist jederzeit gerne bereit, jeden auf die Gewährung unentgeltlichen Besuches gerichteten Wunsch von Schulen und Vereinen zu unterstützen, um den Nutzen der Sammlungen zu erhöhen.

Möchte die äußere Lage des Museums bald in Einklang mit seinen inneren Qualitäten gebracht werden können und möge vor allem die dringende Raumfrage dank der Energie des Präsidiums, dem ich den ergebensten Dank für alle gütige Unterstützung im abgelaufenen Jahre sage, in absehbarer Zeit günstig gelöst werden.

### Ausweis über den Stand des Hausfonds

am 31. Dezember 1910.

Eingang.				Ausgang.	
	K	h		K	h
Bankguthaben (Union-Bank) am 31. Dezember 1910 . . . .	15.510	20	Verzinsliches Darlehen an das Museum für Sammlungszwecke	2900	—
Spende Otto Graf Harrach . .	500	—	Bankspesen und Interimzinsen	57	07
Zinsen bis 24. Februar 1910 .	40	87	Saldoguthaben (Union-Bank) am 31. Dezember 1910 . . . . .	13.558	66
Zinsen vom 25. Februar 1910 bis 31. Dezember 1910 . . .	464	66			
Summe . .	16.515	73	Summe . .	16.515	73

Wien, 1. Jänner 1911.

Prof. Dr. M. Haberlandt  
Schriftführer.

Graf V. Latour  
Präsident.

Geprüft und in Ordnung befunden:  
Alfred Walcher Ritter v. Molthein, Robert Eder  
als Revisoren.

# Rechnungsabschluss des Vereines für österreichische Volkskunde in Wien

## für das XVI. Vereinsjahr 1910.

### Einnahmen. Ausgaben.

	Kronen	Heller	Kronen	Heller
Kassasaldo ex 1909 . . . . .	452	23		
<b>I. Ordentliche Einnahmen.</b>				
1. Mitgliederbeiträge und Abonnements . . . . .	2818	65		
2. Subventionen:				
<i>a)</i> Hohes k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht . . . . .	K 8000—			
<i>b)</i> Besondere Subvention des hohen k. k. Ministeriums für Kultus und Unterricht . . . . .	" 1000—			
<i>c)</i> Hohes k. k. Ministerium für öffentliche Arbeiten . . . . .	" 1000—			
<i>d)</i> Reichshaupt- und Residenzstadt Wien pro 1909 . . . . .	" 1200—			
<i>e)</i> Reichshaupt- und Residenzstadt Wien pro 1910 . . . . .	" 1200—			
<i>f)</i> Niederösterreichische Handels- und Gewerbekammer . . . . .	800—			
<i>g)</i> Hoher niederösterreichischer Landtag . . . . .	" 200—			
<i>h)</i> Hohe k. niederösterreichische Statthalterei . . . . .	200—			
<i>i)</i> Erste österreichische Sparkassa . . . . .	" 100—			
3. Museumseinnahmen . . . . .	19700	—		
4. Zinsengutschrift . . . . .	707	60		
	5	86		
<b>II. Außerordentliche Einnahmen.</b>				
1. Spenden:				
<i>a)</i> Herr Anton Dreher . . . . .	K 1500—			
<i>b)</i> Herr K. Mautner . . . . .	" 106·35			
<i>c)</i> Herr Dr. R. Trebitsch . . . . .	" 100—			
<i>d)</i> Herr Hofrat Dr. M. Höfler . . . . .	" 58·75			
<i>e)</i> Bankhaus S. M. v. Rothschild . . . . .	" 100—			
<i>f)</i> Industriellenball-Komitee . . . . .	" 100—			
<i>g)</i> K. k. Polizeipräsidium . . . . .	" 30—			
<i>h)</i> Exzellenz Herr Graf V. Latour . . . . .	" 100—			
2. Sonstige diverse Einnahmen:			2095	10
<i>a)</i> Darlehen aus dem Baufonds . . . . .			2900—	
<i>b)</i> Verkauf von Tauschobjekten . . . . .			" 894—	
<i>c)</i> Verkauf von Druckschriften . . . . .			" 284·20	
<i>d)</i> Prospekt-Gebühren . . . . .			" 12—	
<i>e)</i> Refundierungen . . . . .			" 27·20	
			4057	40
	23836	84		
			Summe der Einnahmen . . . . .	23836
			Summe der Ausgaben . . . . .	23281
			Kassarest auf neue Rechnung . . . . .	555
			23836	84

Wien, 1. Jänner 1911.

Oberingenieur **Anton Dachler**,  
Rechnungsführer.

Graf **V. Latour**, Präsident.  
Julius **Thirring**  
Kassier.

Geprüft und richtig befunden:  
Alfred **Walcher Ritter v. Moltheim**, **Robert Eder**  
als Rechnungsrevisoren.

### Protector:

Seine kaiserl. u. königl. Hoheit der durchlauchtigste Herr  
Erzherzog **Franz Ferdinand.**

Ehrenpräsident: Seine Exzellenz Herr **Dr. J. A. Freih. v. Helfert** †. (1894.)

## Die Vereinsleitung

im Jahre 1910:

Seine Exzellenz Herr **Graf Vinzenz Latour.**

Präsident. (1910.)

**Hofrat Prof. Dr. V. Ritter v. Jagić**      **Kommerzialrat Oskar v. Hoefft**

Erster Vizepräsident. (1894.)

Zweiter Vizepräsident. (1897.)

K. u. k. Kustos Prof. Dr. **Michael Haberlandt**

Schriftführer. (1894.)

Prof. Dr. **Arthur Petak**

Schriftführer-Stellvertreter. (1899.)

Oberingenieur **Anton Dachler**

Geschäftsführer. (1903.)

Bürgerschullehrer **Julius Thirring**

Kassier. (1898.)

### Ausschüßräte:

#### a) In Wien:

<b>Adolf Freiherr Bachofen v. Echt jun.</b> (1908.)	Prof. Dr. <b>Paul Kretschmer.</b> (1899.)
Prof. Dr. <b>Franz Branky.</b> (1903.)	<b>Hans Edler v. Medinger.</b> (1908.)
<b>Robert Eder,</b> Oberkurator, Mödling. (1905.)	Prof. Dr. <b>Eugen Oberhummer.</b> (1907.)
Architekt <b>Hartwig Fischel.</b> (1907.)	Prof. Dr. <b>Milan Ritter v. Rešetar.</b> (1901.)
Direktor <b>Gustav Funke.</b> (1907.)	Stadtpfarrer Chorherr <b>J. Schindler.</b> (1894.)
Prof. Dr. <b>Valentin Hintner.</b> (1903.)	<b>Alfred Walcher Ritter v. Moltheim,</b>
Chefarzt Dr. <b>Oskar Edler v. Hovorka.</b> (1907.)	k. u. k. Artillerie-Oberleutnant a. D. (1905.)
K. k. Oberbaurat <b>Julius Koch.</b> (1906.)	

#### b) In den Königreichen und Ländern:

Dr. med. <b>Richard Heller,</b> Salzburg. (1897.)	<b>Josef Lukasek,</b> k. u. k. Feldkurat, Zara. (1907.)
Prof. Dr. <b>R. Meringer,</b> Graz. (1897.)	Notar <b>J. Palliardi,</b> Mähr.-Budwitz. (1894.)
Prof. Dr. <b>Mathias Murko,</b> Graz. (1900.)	Prof. Dr. <b>L. Niederle,</b> Prag. (1894.)
K. k. Gewerbe-Oberinspektor Hofrat Doktor <b>V. Pogatschnigg,</b> Graz. (1899.)	Prof. Dr. <b>A. Hauffen,</b> Prag. (1894.)
Hofrat Dr. Fr. <b>Ritter Wieser v. Wiesenhort,</b> Innsbruck. (1894.)	Direktor Dr. <b>E. Braun,</b> Troppan. (1901.)
Prof. Dr. <b>Otto Jauker,</b> Laibach. (1902.)	Dir. <b>Roman Zawiliński,</b> Tarnow. (1894.)
Direktor <b>J. Šubić,</b> Laibach. (1901.)	Prof. <b>V. Szuchiewicz,</b> Lemberg. (1901.)
Advokat Dr. <b>A. Amoroso,</b> Parenzo †. (1901.)	Dr. <b>Iwan Franko,</b> Lemberg. (1907.)
Direktor <b>F. Bulić,</b> Spalato. (1901.)	Hofrat <b>A. Ritt v. Vuković,</b> Makarska. (1901.)
	Reg.-Rat <b>Karl Romstorfer,</b> Wien. (1894.)

## Verzeichnis der Stifter.

Adolf Freih. Bachofen v. Echt sen., Wien.	Fürst Johann Liechtenstein, Wien.
Graf Karl Lanckoronski, Wien.	Graf Konstantin Prezdzedzki †.
Anton Dreher, Schwechat.	Johann Presl †.
Nikolaus Dumba †.	Paul Ritter v. Schoeller, Wien.
Amalie v. Hoeffl, Wien.	Philipp Ritter v. Schoeller, Wien.
Dr. S. Jenny †.	Fürst Jos. Adolf Schwarzenberg, Wien.

## Ehrenmitglieder.

Prof. Dr. Richard Andree, München.  
 Hofrat Dr. Max Höfler, Tölz.  
 Hofrat Dr. V. Ritter v. Jagić, Wien.

## Korrespondenten.

Franz Andreß, Lehrer, Dobrzan bei Pilsen.	Leo Rzeszowski, Fachlehrer, Podgórze.
Josef Blau, Oberlehrer in Freihöls.	Wilhelm Tschinkel, Morobitz.
Dr. Ignaz Buxbaum, Wischau.	Magdalene Wankel, Prag.
Heinrich Moses, Lehrer, Neunkirchen.	Alois Menghin, Bürgerschuldirektor, Meran.
Hugo v. Preen, Gutsbesitzer, Osternberg.	Prof. Vid Vuletić-Vukasović, Ragusa.
Stephanie Baronin v. Rubido-Zichy, Abbazia.	

## Verzeichnis der Mitglieder.

Die mit \* Bezeichneten sind Abonnenten der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

*Seine k. u. k. Hoheit Erzherzog Rainer, Wien.	*Beneš Julius, Gymnasialdirektor, Wiener-Neustadt.
*Abraham Ant. Franz, Präparator und Lehrmittelhändler, Wien.	Bengler Robert, k. k. Prof., Klagenfurt.
*Adler Heinrich, Redakteur, Wien.	Berg Wilhelm, Freih. v., Wien.
*Adrian Karl, Fachschullehrer, Salzburg.	Berger Vitus, Regierungsrat, Wien.
*Ammann Josef, k. k. Schulrat, Meran.	*Bezirkslehrerbibliothek Floridsdorf und Umgebung in Groß-Enzersdorf.
*Amoroso Andreas, Dr., Parenzo, †.	*Bianchi Luise, Baronin, Rubbia.
*Andreß Franz, Lehrer, Dobrzan.	*Bibliothek des Stiftes Wilbering.
*Andrian-Werburg Ferdinand, Dr., Freih. v., Wien.	*Blaschke Alexander & Komp., Wien.
*Auersperg Karl, Fürst, Goldegg.	*Blau Josef, Oberlehrer, Freihöls.
*Austria, Sektion des deutsch-österreichischen Alpenvereines, Wien.	*Bouchal Leo, Dr., Wien.
*Baar Jakob, Spediteur, Wien.	Bouchal Leonhard, Bankier, Wien.
*Bach Theodor, Oberbaurat, Prag.	*Branky Franz, kais. Rat, Wien.
Bachinger Augustin, Prof. d. R., Horn.	Braun Edmund, Dr., Direktor, Troppau.
*Baer Josef, Buchhändler, Frankfurt a. M.	*Bräuer Wenzel, Oberlehrer, Schluckenau.
*Bartsch Franz, Oberfinanzrat, Brünn, †.	*Brausewetter Benno, Ingenieur, Wien.
*Bearzi Karl, Wien.	Brem Karoline, Hainburg.
*Benediktiner-Ordensstift Melk.	*Breitfelder Franz, k. k. Statthaltereirat, Wien.
*Benediktiner-Stift St. Peter, Salzburg.	*Brenner-Felsach Joachim, Freih. v. Gainfarn.
*Benesch Anna, Wien.	Breycha Artur, Dr., k. k. Ministerialrat, Wien.
Benesch August, Dr., Direktor, Bodenbach.	*Brioschi Anton, Wien.
Benesch Fritz, Dr., Ministerialsekretär, Wien.	Brüll Rudolf, Dr., Wien.
Benesch Ladislaus, Edler v., k. u. k. Oberstleutnant i. R., Wien.	*Bünker J. R., Lehrer, Ödenburg.
	*Bugiel Wladimir, Dr., Paris.
	*Bulič Franz, Regierungsrat, Spalato.

- \*Ceipek Leo, Ritt. v., Dr., Innsbruck.  
 Charlemont Hugo, akad. Maler, Wien.  
 \*Chorinsky Rudolf, Graf, Hofrat, Laibach.  
 \*Chotek Marie Henriette, Gräfin, Wien.  
 Collmann Elsa, Wien.  
 \*Czartoryski Georg, Fürst, k. k. Geh. Rat, Wiązownica.  
 \*Czech v. Czechenherz Jaroslav, Wien.  
 Czech v. Czechenherz Zdenka, geb. Baronin Villani, Wien.  
 \*Dachler Anton, Obeingenieur, Wien.  
 \*Dalberg Friedrich, Freih. v., Datschitz.  
 \*Dan Demeter, Pfarrer und Exarch, Straža.  
 \*Daubrowa Alfred, Dr., Wien.  
 \*Deping A., Dr., Görz.  
 \*Deutscher Böhmerwaldbund, Budweis.  
 \*Deutscher Volksgesangverein, Wien.  
 \*Doblhoff Josef, Freih. v., Wien.  
 \*Domluvil Eduard, Prof., Walachisch-Meseritsch.  
 Doppelreiter Johann, Pfarrer, Altenmarkt a. d. Triesting.  
 Drechsel Artur, Freih. v., Dr., Sektionsrat, Wien.  
 \*Ebner Laurenz, Pfarrer, Schöngrabern.  
 \*Eder Robert, Oberkurator, Mödling.  
 \*Eigl Josef, Oberbaurat, Salzburg.  
 Ender Artur, Obeingenieur, Wien.  
 \*Enzenberg Artur, Graf, Dr., Innsbruck.  
 \*Feilberg H. F., Dr., Askov, Dänemark.  
 \*Fierlinger Klaudius, Freih. v., Dr., Wien.  
 \*Figdor Albert, Dr., Bankier, Wien.  
 \*Figdor Eduard, Großgrundbesitzer, Wien.  
 \*Fischer Karl R., Bürgerschullehrer, Gablonz a. d. Neisse.  
 Fischhof Robert, Bankbeamter, Wien.  
 Fischhof Moriz Johann, Oberrevident der k. k. Staatsbahnen, Wien.  
 \*Fischel Hartwig, Architekt u. Obeingenieur, Wien.  
 \*Förster-streffleur Rud., Ritt. v., Ministerialrat, Wien.  
 \*Franko J., Dr., Lemberg.  
 \*Fried Ludwig, Hauptkassier, Wien.  
 Frimmel v. Traisenu Fanni, Wien.  
 \*Frischauf Eugen, Dr., Eggenburg.  
 Frischauf Marie, Eggenburg.  
 \*Fritze Elise, Fabriksbesitzerin, Wien.  
 Fuchs Justine, Wien.  
 \*Fuchs Theodor, Hofrat, Wien.  
 \*Funke Gustav, Direktor, Wien.  
 \*Gaber Karl, Dr., k. k. Landesgerichtsrat, Wien.  
 Gall Hans, Oberkontrollor, Floridsdorf.  
 Gasser Heinrich, Bozen.  
 \*Gautsch v. Frankenthurn Paul, Dr., Freih., Ministerpräsident d. R., Wien.  
 Gehrig Susanna, Hainburg a. D.  
 \*Gerisch Ed., Regierungsrat, Wien.  
 \*Gerlach & Wiedling, Buch- und Kunstverlag, Wien.  
 \*Gerlich Karl, Oberlehrer, Ober-Gerspitz.  
 \*Germanisches Seminar der kön. Universität, Berlin.  
 Glas Alfred, Dr., Wien.  
 Glas Ida, Wien.  
 \*Glasser Franz, Prof., kais. Rat, Wien.  
 \*Goldmann Emil, Dr. jur., Wien.  
 \*Gomperz Theodor, Prof. Dr., Hofrat, Wien.  
 \*Grässel Hans, Baurat, München.  
 \*Grillmayer Johann, Gutsbesitzer, Linz.  
 \*Groß Konrad, Dr., Wien.  
 \*Großherzogliche Hofbibliothek, Darmstadt.  
 Guttman Max, Prof., Wien.  
 \*Gymnasium, k. k. Akademisches, Wien.  
 Haan Karl, Freih. v., k. u. k. Rittmeister a. D., Wien, †.  
 \*Haas Wilhelm, Dr., Hofrat, Wien.  
 Haberlandt Artur, stud. phil., Wien.  
 Haberlandt Karoline, Hainburg.  
 \*Haberlandt Friedrich, Oberbaurat, Graz.  
 Haberlandt Katharina, Lehrerin, Wien.  
 Haberlandt Lola, Wien.  
 \*Haberlandt Michael, Prof. Dr., k. u. k. Kustos, Wien.  
 \*Hammel Rudolf, Prof., Wien.  
 \*Hanakamp Paul, Architekt, Wr.-Neustadt.  
 Handl Norbert, Dr., Wien.  
 Handler Willi, Wien.  
 Hardegg Franz, Graf, Wien.  
 Haudeck Johann, Oberlehrer, Leitmeritz.  
 \*Hauffen Adolf, Prof. Dr., Prag.  
 \*Haupt Johann, Photograph, Iglau.  
 \*Hausotter Alexander, Nordbahnbeamter, Pohl bei Zauchtl.  
 \*Heckhausen Chr., Gerichtsassessor, Bedburg.  
 \*Heim Josef, Dr., Chefarzt der k. k. Theresianischen Akademie, Wien.  
 \*Helf Moritz, Dr., Wien.  
 \*Helfert Josef Alexander, Freih. v., Dr., k. k. Geheimer Rat, Wien, †.  
 \*Heller Richard, Dr., Salzburg.  
 \*Hellwig Albert, Dr., Kammergerichtsreferendar, Waidmannslust b. Berlin.  
 \*Helmer P. Gilbert, Abt, Tepl.  
 \*Herdtle Hermann, Regierungsrat, Wien.  
 Herrmann Anton, Dr., Budapest.

- \*Herzfeld Albert, Kommerzialrat, Wien.  
 \*Hielle Klothilde, Wien.  
 \*Hilmer-Huber Alois, Buchhändler, Salzburg.  
 \*Himmel Rudolf, Obergeringieur, Wien.  
 \*Hintner Valentin, Prof. Dr., Wien.  
 \*Hitschmann Hugo, Zeitungseigentümer, Wien.  
 Hlawaczek Max, Gesellschafter der Firma Lenoir & Forster, Wien.  
 \*Hoefft Oskar, Edl. v., k. u. k. Truchseß, Wien.  
 \*Höfler Max, Dr., Hofrat, Tölz.  
 \*Höhere Handelsschule (Handelsakademie für Mädchen), Wien.  
 \*Hörzinger Franz, k. u. k. Major, Innsbruck.  
 Hofer Anton, Gasthofbesitzer, Oberkrummel.  
 \*Hoffmann Josef, k. k. Professor, Wien.  
 \*Hoffmann-Krayer, Prof. Dr. E., Basel.  
 \*Hofmann Ig., k. u. k. Militäroberlehrer i. P., Baden.  
 \*Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr., Berlin.  
 Hornbostel Erich, Ritt. v., Dr., Wien, †.  
 \*Horowitz Eduard, Ritt. v., k. u. k. Sektionschef, Wien.  
 \*Hoyos Stanislaus, Graf, k. u. k. Kämmerer, Wien.  
 \*Hovorka Oskar, Edl. v., Dr., Chefarzt, Wien.  
 Hubar Marie, Wien.  
 Huemer Johann, Dr., Hofrat, Wien.  
 \*Hunyady de Kethely Ida, Gräfin, Hofdame, Wien.  
 \*Hupka Stanislaus, Dr., Krakau.  
 \*Jagić Vatroslav, Ritt. v., Dr., Hofrat, Wien.  
 Jank Marie, Lehrerin, Wien.  
 \*Janoschek Karl, Bürgerschullehrer, Wien.  
 \*Jauker Otto, Prof. Dr., Laibach.  
 Jauker Karl, k. k. Regierungsrat, Graz.  
 \*Jireček Josef Konstantin, Hofrat, Prof. Dr., Wien.  
 \*Jungwirt Josef, Prof., akad. Maler, Wien.  
 \*Kärntner Verein, Klagenfurt.  
 Kaindl Raimund Friedr., Dr., Czernowitz.  
 \*Kałużniacki Emil, Prof. Dr., Czernowitz.  
 \*Keitler Irma, Wien.  
 \*Keßler Engelbert, Schriftsteller, Wien.  
 \*Kiss-Schlesinger Siegmund Egon, Wien.  
 Kittner Marie, Obvorsteherin des Offiziers-waiseninstituts i. P., Baden.  
 \*Kling Oskar, Dr., Frankfurt a. M.  
 Klub der Land- und Forstwirte, Wien.  
 Klvaňa Josef, Gymnasialdirektor, Gaya.  
 \*Koch Julius, k. k. Oberbaurat, Wien.  
 \*Königliche Bibliothek, Berlin.  
 \*Königliches Benediktiner-Stift Emaus, Prag.  
 \*Kraetzel Franz, Forstmeister, Ung.-Ostra.  
 \*Kralik v. Mayrswalden Mathilde, Wien.  
 \*Kralik v. Mayrswalden Richard, Ritt., Dr., Wien.  
 \*Kramař Karl, Dr., Liebstadl.  
 \*Krek Bogumil, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.  
 \*Krenn Franz, Ritt. v., Oberbaurat, Wien, †.  
 \*Kretschmer Paul, Prof. Dr., Wien.  
 Kreuzinger Hans, Mitglied des Hofopern-orchesters, Wien.  
 \*Kroboth Benjamin, Oberlehrer, Ober-themenau.  
 \*Krögler Johann, Prof. Dr., Salzburg.  
 Kropf Emil, Oberrevident, Wien.  
 Kuenburg-Stollberg Berta, Frau Gräfin, Aigen.  
 \*Kuffner Moritz, Edl. v., Wien.  
 \*Kuhlmann Georg, Schloß Urstein bei Hallein.  
 \*Kuhn Konrad, Dr., Wien.  
 \*Kulka Richard, Dr., Wien.  
 \*Küttler Edmund, stud. phil., Wien.  
 \*Kuziela Zeno, Dr., Czernowitz.  
 \*Kyrle Georg, Dr., Wien.  
 \*Landes-Real- und Ober-Gymnasialschule, Stockerau.  
 Langer Eduard, Dr., Braunau, Böhmen.  
 Langer Ludwig, Bürgerschullehrer, Wien.  
 Larisch Emilie, Edle v., Wien.  
 Larisch Rudolf, Edler v., Regierungsrat, Prof., Wien.  
 \*Lasne Otto, Architekt, München.  
 \*Latour-Baillet, Vinzenz, Graf, Wien.  
 \*Latre Roma de, k. u. k. Oberstengattin, Wien.  
 Lebeda Sophie, geb. Edle v. Stark, Prag.  
 \*Leeb Willibald P., Prof. der Theologie, Grünau, Post Hofstätten.  
 Lehrkörper der Knabenbürgerschule, Wien.  
 \*Lehrkörper der Mädchen-Volks- und Bürger-schule, Wien.  
 \*Lehrkörper des k. k. Staatsgymnasiums, Wien.  
 \*Lehrerinnenbildungsanstalt, Wien.  
 \*Lehrkörper der Mädchenbürgerschule, Wien.  
 \*Lehrkörper der Volksschule für Knaben und Mädchen, Wien.  
 Leisching Eduard, Dr., Hofrat, Wien.  
 Leisching Julius, Architekt, Direktor des mährischen Gewerbemuseums, Brünn.  
 \*Lewetus A. S., Schriftstellerin, Wien.  
 Lhotzky Alfons Josef, Chorherr, Klosterneu-burg.



- Lilek Emilian, Prof. am serbo-kroat. Ober-  
gymnasium, Cilli.
- \*Linsbauer Ludwig, Prof. Dr., Wien.
- \*List Kamillo, Dr., k. u. k. Kustos, Wien.
- Loewenthal Dagobert, Dr., Fabriksbesitzer,  
Iglau.
- \*Löwy J., k. u. k. Hofphotograph, Wien.
- Lorang Emilie v., Wien.
- \*Lorang Ludwig v., k. k. Rechnungsrat,  
Wien.
- Lorenz v. Liburnau Ludwig, Ritt., Dr., k. u. k.  
Kustos, Wien.
- \*Ložinski Ladislaus, Ritt. v., Lemberg.
- \*Lukasek Josef, k. u. k. Feldkurat, Zara.
- \*Luschan Felix v., Prof., Direktor am  
Museum für Völkerkunde, Berlin.
- \*Luxburg Friedrich, königl. bayr. Legations-  
sekretär, Wien.
- \*Madeyski v. Poray Stanislaus, Ritt., Dr.,  
Minister a. D., Wien, †.
- \*Mährisches Gewerbemuseum, Brünn.
- Malovich Eduard, Fabriksbesitzer, Wien.
- Malovich Eleonore, Wien.
- \*Mandelbaum Albert, Privatier, Wien.
- \*Maresch Rudolf, Dr., Hofrat, Wien.
- Matiegka Heinrich, Prof. Dr., Prag.
- Mattula Ludwig, Lehrer, Unter-Retzbach.
- Matyas Karl, Edl. v., Dr., k. k. Bezirks-  
oberkommissär, Bochnia.
- \*Mautner Jenny, Wien.
- \*Mautner Konrad, Wien.
- \*Mayer Karl, Dr., Universitätsprofessor, Inns-  
bruck.
- Mayer Karl, stud. jur., Wien.
- \*Mayreder Julius, Architekt, Wien, †.
- \*Mayrhofer Johann, Tischlermeister, Haslach.
- \*Medinger Hans, Edl. v., Brauhausbesitzer,  
Wien.
- \*Meier John, Prof. Dr., Basel.
- \*Menghin Alois, Direktor, Meran.
- \*Meran Johann, Graf v., Dr., Stainz bei Graz.
- \*Merhar Ivan, Prof. Dr., Triest.
- \*Meringer Rudolf, Prof. Dr., Graz.
- Meyersberg Hermann, Wien.
- Mielich-Mielichhofer Alfons, Historienmaler,  
Wien.
- \*Minor Jakob, Hofrat, Dr., Wien.
- \*Mitteregger Emma, Zentraldirektorsgattin,  
Klagenfurt.
- \*Mogk E., Prof. Dr., Leipzig.
- \*Młynek Ludwig, Realschulprofessor, Tarnow.
- \*Mosser Koloman, k. k. Professor, Wien.
- \*Moses Heinrich, Lehrer, Neunkirchen.
- \*Much Matthäus, Dr., k. k. Regierungsrat,  
Wien, †.
- \*Much Rudolf, Dr., Universitätsprofessor,  
Wien.
- \*Müller Karl, Prof., Architekt, Wien.
- \*Müller Michael, Dr., Stadtarzt, Franzensbad.
- \*Müller Otto, Dr., Eisenbahn-Generalsekretär  
i. R., Wien, †.
- Müller Willibald, k. k. Kustos, Olmütz.
- Müller Wilhelm, k. u. k. Hof- und Universitäts-  
buchhändler, Wien.
- Murko Matthias, Prof. Dr., Graz.
- \*Musées Royaux des arts decoratifs et in-  
dustriels, Brüssel.
- \*Museum „Carolino-Augusteam“, Salzburg.
- \*Museum für Völkerkunde, Hamburg.
- \*„Die Naturfreunde“, Touristenverein, Wien.
- Nettwall Heinr., fürstl. Gutsleiter, Plumenau,  
Mähren.
- Neuber Wilhelm, kais. Rat. k. k. Kommerzial-  
rat etc., Wien.
- Neumann Adolf, kais. Rat, Wien.
- \*Neuman Alexander, Handelsgesellschafter,  
Wien.
- \*Neumann Wilhelm Anton, Hofrat, f. e. geistl.  
Rat, Universitätsprofessor, Mödling.
- Niederle Lubor, Prof. Dr., k. k. Konservator,  
Žižkow.
- \*Oberhammer Eugen, Prof. Dr., Wien.
- \*Orlik Emil, Ritt. v., Kunstgewerbeschule,  
Berlin.
- \*Ogradi Franz, inf. Abt, f. e. Konsistorialrat  
Cilli.
- \*Palliardi Jaroslav, Notar, Mähr.-Budwitz.
- \*Panschab Justin, Abt, Lilienfeld.
- Paßler Peter, Gymnasialprofessor, Wien.
- \*Pauli Hugo, Buchhändler, Wien.
- \*Peez Alexander v., Dr., Weidling-Kloster-  
neuburg.
- Penka Karl, Gymnasialprofessor, Wien.
- \*Petak Artur, Prof. Dr., Iglau.
- \*Pfanhauser Wilh., Fabrikant, Wien.
- Pichler Gabriel, Wien.
- \*Pick Alfred, k. k. Bezirksrichter, Wien.
- \*Pick Karl, Ingenieur, Lusttal bei Laibach.
- \*Pick Rudolf, Maler, Wien.
- \*Pogatscher Heinrich, Dr., Rom.
- \*Pogatschnigg Valentin, Dr., k. k. Hofrat, Graz.
- \*Polek Johann, Dr., k. k. Bibliothekar,  
Czernowitz.
- \*Polivka Georg, Prof. Dr., Prag.
- Pommer Josef, Prof. Dr., Wien.
- \*Powolny Michael, Bildhauer, Wien.
- \*Pražak Wladimir, Freih. v., Hofrat, Wien.

- \*Preen Hugo v., akad. Maler, Osternberg.  
 \*Preindlsberger - Mrazović Milena, Schriftstellerin, Sarajewo.  
 \*Přikril Franz, Dr. phil., Pfarrer, Thein bei Leipnik, Mähren.  
 \*Printz Hans, k. u. k. Hauptmann d. R. und akad. Maler, Wien.  
 \*Probst Karl, akadem. Maler, Wien.  
 Purschke Karl, Dr., k. k. Landwehroberintendant, Wien.  
 Rabel Henriette, Hauptmannswitwe, Wien.  
 Rack Heinrich, Präfekt, Wien.  
 \*Rank Franz, Architekt, München.  
 \*Rank Ludwig, Architekt, München.  
 Reich Edl. v. Rohrwig Otto, Dr., Hof- und Gerichtsadvokat, Wien.  
 Reisch Emil, Prof., Dr., Wien.  
 Reiterer Karl, Oberlehrer, Trieben.  
 Rešetar Milan, Ritt. v., Universitätsprofessor, Wien.  
 Rzeszowski Leo, Bürgerschullehrer, Podgorce.  
 \*Reuschl Karl, Dr., Dresden.  
 \*Rigler Franz, Edl. v., Dr., Graz.  
 Robitschek Johann, Prof., Wien.  
 \*Rodler Günter, Dr., Wien.  
 \*Rößler Stephan, kais. Rat, Abt des Zisterzienser-Ordensstiftes, Zwettl.  
 \*Romstorfer Karl A., k. k. Regierungsrat und Konservator, Wien.  
 \*Rothberger Moritz, Wien.  
 \*Rothe Kurt, Rechtsanwalt, Chemnitz.  
 \*Rubido Zichy Steph., Baronin, Abbazia.  
 Sachs Leopold, kais. Rat, Wien.  
 \*Salzer Josef, Wien.  
 \*Sarg Karl, Fabriksbesitzer, Liesing bei Wien.  
 \*Schachinger Norbert, kais. Rat, Konsistorialrat, Abt etc., Schlägl, Post Aigen.  
 Schallud Franz, Dekorationsmaler des Deutschen Volkstheaters, Wien.  
 Schedle Anton, k. k. Baurat, Wels.  
 Schick Georg, Dr., Wien.  
 Schima Karl, Dr., Sektionsrat, Wien.  
 \*Schindler Franz, Wien.  
 \*Schindler Jakob August, Stadtpfarrer, Klosterneuburg.  
 Schlumberger Edl. v. Goldegg Gustav, Wien.  
 \*Schmidt Georg, Prof., Mies.  
 Schmidt Karl, Buchbinder, Wien.  
 Schönach Julius, Dr., Präfekt der k. k. thesesianischen Akademie, Wien.  
 Schranzhofer Leopold, Professor an der thesesianischen Akademie, Wien.  
 \*Schreiber Hans, Leiter der Landwirtschaftsschule, Staab.  
 Schulz v. Straszniczki Luise, Wien.  
 Schwäger v. Hohenbruck Oskar, Baron, Innsbruck.  
 \*Schwegel Josef, Freih. v., k. k. Geheimer Rat, Wien.  
 \*Sektion Mark Brandenburg, Berlin.  
 \*Seidl Gabriel v., Professor, Architekt, München.  
 \*Seidl Leopoldine, Wien.  
 \*Seifert Franz, akad. Bildhauer, Wien.  
 \*Seim Anna, Wien.  
 Siebenrock Friedrich, k. u. k. Kustos, Wien.  
 \*Sieger Robert, Prof. Dr., Graz.  
 Šlebinger J., Prof. Dr., Laibach,  
 \*Springer Hugo, Dr., Abt des Benediktiner-Ordensstiftes Seitenstetten.  
 \*Staatsgewerbeschule, k. k., Salzburg.  
 \*Staatsgewerbeschule, k. k., Wien.  
 \*Staatsgewerbeschule, k. k., Czernowitz.  
 \*Staatsgymnasium, k. k., Bielitz.  
 \*Staatsgymnasium, k. k., Iglau.  
 \*Staatsgymnasium, k. k. II., Czernowitz.  
 \*Stadt-Museum Znaim.  
 \*Städtisches Pädagogium, Wien.  
 \*Steiermärkisches kulturhistorisches und Kunstgewerbe-Museum, Graz.  
 \*Steindachner Franz, Dr., k. u. k. Hofrat, Wien.  
 \*Steiner v. Pfungen Otto, Freih., Ministerialvizesekretär i. P., Wien.  
 \*Stele Josef, Stein in Krain.  
 Stenzl Franz, kais. Rat, Oberpräfekt der k. k. thesesianischen Akademie, Wien.  
 \*Stift Hohenfurt.  
 \*Stift Reichersberg am Inn.  
 \*Stolz Friedrich, Professor, Innsbruck.  
 \*Strakosch Ignaz, Glaser, Wien.  
 \*Strele-Bärwangen Richard, Ritt. v., Regierungsrat, Vorstand der öffentlichen Studienbibliothek, Salzburg.  
 \*Studienbibliothek, Olmütz.  
 \*Studienbibliothek, Salzburg.  
 \*Stürgkh Karl, Graf, k. u. k. Geh. Rat und Minister für Kultus und Unterricht, Wien.  
 \*Sturm Josef, Regierungsrat, Professor, Wien.  
 \*Subič Johann, Direktor, Laibach.  
 \*Suppan Michael, Wien.  
 \*Sztranyak Josef, Photozinkograph, Wien.  
 Szombathy Josef, k. u. k. Regierungsrat, Wien.  
 \*Szuchiewicz Wladimir, Professor, Lemberg.  
 Thirring Hermine, Ödenburg, †.  
 \*Thirring Julius, Bürgerschullehrer, Wien.

Thirring Marietta, Wien.  
 \*Tobner Paul P., Stifstkämmerer, Lilienfeld.  
 Toldt A., Dr., Augenarzt, Salzburg.  
 Toldt Karl jun., Dr., Wien.  
 \*Toldt Karl, Dr., Hofrat, Wien.  
 Tollich Adolf, Oberförster, Fulnek.  
 \*Tomaschek Edl. v. Stratowa Robert Bellarmin, Dr., Hofsekretär der k. k. statist. Zentralkommission, Wien.  
 \*Tomiuk Vasili v., Erzpriester, Radautz, Bukowina.  
 \*Treusch Leopold, Beamter der Österreichischen Sparkassa, Wien.  
 Trojanis Natalis, Dr., Erzpriester, Curzola.  
 \*Tschinkel Wilhelm, Oberlehrer, Morobitz, Post Rieg, Krain.  
 \*Tzigara-Samurcas Al., Professor, Bukarest.  
 \*Udziela Severin, k. k. Bezirksschulinspektor, Podgorze, Galizien.  
 \*Universitätsbibliothek, Czernowitz.  
 \*Universitätsbibliothek, Graz.  
 \*Universitätsbibliothek, Innsbruck.  
 Urban Eduard, kais. Rat, Bankier, Brünn.  
 \*Verein der niederösterreichischen Landesfreunde, Ortsgruppe Kaltenleutgeben.  
 \*Verein für bayrische Volkskunde, Würzburg.  
 \*Verein für sächsische Volkskunde (Prof. Dr. E. Mogk), Leipzig.  
 Vidossich Josef, Dr., Pola.  
 Volkov Theodor, Prof. Dr., St. Petersburg.  
 \*Volkslieder - Ausschuss für Mähren und Schlesien, Brünn.  
 Vonwiller Heinrich, Inhaber der Ersten Wiener Walzmühle, Wien.  
 \*Vuković v. Vucýdol Anton, Ritt. v., Hofrat, Makarska.  
 \*Wachs Edmund, Spediteur, Wien.  
 Wachs Karoline, Wien.  
 Wachtl Fritz A., Professor, Wien.  
 Wähner Franz, Prof. Dr., Prag.  
 \*Wärndorfer Friedrich, Wien.  
 \*Wahrman Siegmond, Dr., Wien.  
 \*Walcher v. Moltheim Karl Alfred, Oberleutnant, Wien.  
 \*Waldmann Mathilde, Altenmarkt a. d. Triesting.  
 Wartenegg Wilhelm v., k. u. k. Regierungsrat, Wien.  
 Weber Anton, Baurat, Wien.  
 Weigl Heinrich, Wien.  
 Weil v. Weilen Alexander, Dr., Universitätsprofessor, Wien.  
 Weinzierl Theodor Ritt. v., Dr., Hofrat, Wien.

\*Weslowski Elias, k. k. Fachschulleiter, Kimpolung.  
 \*Widmann Johann, Prof. Dr., Salzburg.  
 \*Wieser Ritt. v. Wiesenhort Franz, Prof. Dr., Hofrat, Innsbruck.  
 \*Wieninger Georg, Gutsbesitzer, Schärding a. Inn.  
 \*Wigand Moritz, Privatier, Preßburg.  
 \*Wilczek Hans, Graf, k. k. Geh. Rat, Wien.  
 \*Wilhelm Franz, Professor, Pilsen.  
 Wimmer J., Wien.  
 \*Wimpffen Franz, Freih. v., k. k. Geh. Rat, Salzburg.  
 \*Wissenschaftlicher Klub, Wien.  
 \*Wolf L. v., Professor, Ostende.  
 \*Wolf Sandor, Eisenstadt.  
 \*Wolfram Alfred, Wien.  
 Wretschko Alfred, Ritt. v., Professor, Innsbruck.  
 \*Zawiliński Roman, Direktor, Tarnów.  
 \*Zeller Ludwig, Präsident der Handels- und Gewerbeammer, Salzburg.  
 Zeller Risa, Salzburg.  
 \*Zillner Anna, Salzburg.  
 Zimmermann Franz, Archivar, St. Pölten.  
 \*Zingerle Oswald v., Prof. Dr., Czernowitz.  
 \*Ziskal Johann, Wien.  
 Zovetti Ugo, Wien.  
 Zsigmondy Karl, Prof. Dr., Wien.  
 \*Zsigmondy Otto, Dr., Wien.  
 \*Zuckerkanndl Emil, Universitätsprofessor, Hofrat, Dr., Wien, †.

Ackerbauschulen.

Direktion der höheren landwirtschaftl. Landeslehranstalt, Dublany.  
 Direktion der Ackerbauschule, Eger.  
 Direktion der höheren Gartenbauschule, Eisgrub.  
 Direktion der Landesacker-, Obst- und Weinbauschule, Feldsberg.  
 Direktion der Landesackerbauschule, Grottenhof bei Graz.  
 Direktion der Ackerbauschule, Klagenfurt.  
 Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt, Kleingmain.  
 Direktion der k. k. önologischen und pomologischen Lehranstalt, Klosterneuburg.  
 Direktion der Landesackerbauschule, Kotzobendz.  
 Direktion der Ackerbauschule, Kremsier.  
 Direktion der Acker-, Obst- und Weinbauschule, Leitmeritz.

Direktion der höheren Forstlehranstalt, Mähr.-Weißkirchen.	Direktion der Landesacker- und Obstbau- schule, Ritzlhof.
Direktion der landwirtschaftl. Lehranstalt „Francisco Josephinum“, Mödling.	Direktion der landwirtschaftl. Landeslehr- anstalt, Rotholz bei Straß, Tirol.
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittel- schule, Neutitschein.	Direktion der landwirtschaftl. Landeslehr- anstalt, San Michele a. d. Etsch.
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittel- schule, Ober-Hermsdorf.	Direktion der Landes-Wein-, Obst- und Acker- bauschule, Stauden bei Rudolfswert.
Direktion der Ackerbauschule, Pisek.	Direktion der höheren landwirtschaftlichen Landeslehranstalt, Tetschen-Liebwerd.
Direktion der landwirtschaftl. Landesmittel- schule, Prerau.	Direktion der Acker- u. Weinbauschule, Znaim.

Dazu 102 Exemplare an den k. k. Schulbücherverlag in Wien, für die Bibliotheken verschiedener Gymnasien und Lehrerbildungsanstalten in Österreich.

### Tauschverkehr und Widmungsexemplare.

- Akademie der Wissenschaften, anthropologische Kommission, Krakau.  
 Andree Richard, Prof. Dr., München, Friedrichstraße 9.  
 Anthropologische Gesellschaft, Wien, I. Burgring 7.  
 Anzeiger der ethnogr. Abteilung des Ung. Nationalmuseums, Budapest.  
 Archiv für das Studium der neueren Sprachen, Berlin W., Kaiserin Augustenstraße 73.  
 Blondel Georges, Professor am Collège Libre des sciences Sociales, Paris, rue de Belechasses 31.  
 Bibliothek der k. k. Technischen Hochschule, Wien, IV. Technikerstraße.  
 Bosnisch-herzegowinisches Institut für Balkanforschung in Sarajewo.  
 Bund der Deutschen Nordmährens, Olmütz.  
 Deutscher Volkslied-Verein, Wien, VIII. Langegasse 20/22.  
 Deutsche Volkskunde aus dem östlichen Böhmen (Dr. E. Langer), Braunau i. B.  
 Direktion der städtischen Bibliothek, Wien, I. Rathausplatz.  
 Finnisch-ugrische Gesellschaft in Helsingfors.  
 Fortbildungsverein in Berndorf.  
 Franz Josef-Museum für Kunst und Gewerbe, Troppau.  
 Geographisches Seminar der k. k. Universität, Wien.  
 Germanisches Museum, Nürnberg.  
 Gesellschaft der Freunde der böhm. Altertümer, Prag.  
 Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich (Prof. Dr. G. Loesche),  
 Wien.  
 Gesellschaft für Landeskunde, Salzburg.  
 Gewerbeschulkommission, Wien, I. Wipplingerstraße 8.  
 Großherzoglich badische Universitätsbibliothek, Heidelberg.  
 Handels- und Gewerbekammer, Wien, I. Stubenring 8/10.  
 Hessische Vereinigung für Volkskunde, Gießen.  
 Hofbibliothek, k. u. k., Wien.  
 Institut für Kultur- und Universalgeschichte, Leipzig, Schillerstraße 7.  
 Krahuletz-Gesellschaft in Eggenburg.  
 Kroatischer Ingenieur- und Architektenverein in Agram.  
 Mährische Museumsgesellschaft in Brünn.  
 Ministerium des Innern.  
 Ministerium für Kultus und Unterricht, Wien, I. Minoritenplatz 7.  
 Musealverein für Krain in Laibach.  
 Museum Ferdinandeum, Innsbruck.  
 Museum für deutsche Volkskunde, Berlin, Klosterstraße 36.  
 Museum „Francisco Carolinum“, Linz.  
 Museumsgesellschaft des Königreiches Böhmen, Prag.  
 Museumsgesellschaft, Böhm.-Leipa.  
 Museumsgesellschaft in Bergen (Pommern).

- Museumsgesellschaft (Prof. E. Domluyil), Wal.-Meseritsch.  
 Museumsverein in Waidhofen a. d. Ybbs.  
 Revista Lusitana, Lissabon.  
 Niederösterreichische Landesbibliothek, Wier, I. Herrengasse 13.  
 Nordböhmischer Exkursionsklub, Leipa.  
 Nordiska Museet, Stockholm.  
 Oberhessischer Geschichtsverein, Gießen.  
 Ons Volksleben (J. Cornets), St. Antonius bei Wünegkem, Provinz Antwerpen.  
 Polska Sztuka Stosowana, Krakau, Wolska 14.  
 Redaktion der ethnographischen Mitteilungen aus Ungarn, Budapest, St. György-utca 2.  
 Redaktion „Pro Cultura“, Trient.  
 Redaktion des „Český Lid“ (Dr. Č. Zibrť), Prag, Na Sloup 12.  
 Redaktion des „Globus“ (Fr. Vieweg & Sohn), Braunschweig.  
 Redaktion „Hohe Warte“, Dresden-Blasewitz, Schillerstraße 38.  
 Redaktion des Internationalen Archivs für Ethnographie, Leyden.  
 Redaktion des Schweizer Archivs für Volkskunde (Prof. Dr. E. Hoffmann-Krayer), Basel,  
 Hirzbodenweg.  
 Redaktion of S. Landsmälen, Upsala.  
 Redaktion der Zeitschrift für Egerländer Volkskunde (A. John), Eger.  
 Reiterer Karl, Oberlehrer in Trieben.  
 Schramek Josef, Oberlehrer, Freiung bei Winterberg.  
 Seiner Majestät Oberstkämmereram, Wien.  
 Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (Volodymyr Hnatyuk), Lemberg.  
 Slowenischer Geschichtsverein, Marburg.  
 Société des Bollandistes, Bruxelles, 14 rue des Ursulines, Belgien.  
 Städtisches Museum, Steyr.  
 Südslawische Akademie der Wissenschaften in Agram.  
 Tschechoslawisches ethnographisches Museum, Prag.  
 Universitätsbibliothek, k. k., Wien.  
 University of Illinois, Nordamerika.  
 Verein „Brage“ (Otto Anderson), Helsingfors, Finnland.  
 Verein Deutsche Heimat, Wien.  
 Verein für Landeskunde von Niederösterreich, Wien, I. Herrengasse 13.  
 Verein für Heimatkunde des Bezirkes Reichenberg.  
 Holzinger Fr., Lehrer in Taufkirchen.  
 Wohlgemut Karl, Lehrer in Bozen.  
 Museumsverein in Schärding.  
 Verein für ostniederländische Volkskunde (Dr. K. Later), Utrecht, Catharynesingel 17 P.  
 Verein für Volkskunst und Volkskunde, München, Grufstraße 1.  
 Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Berlin SW.,  
 Königrätzerstraße 120.  
 Vorstand der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde, Breslau, XIII. Körnerstraße 40.  
 Vorstand des Landesmuseums, Czernowitz.  
 Vorstand des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Prag.  
 Vorstand des Vereines für Volkskunde, Berlin W. 62, Bayreutherstraße 43.  
 Vorstand des Vereines für Volkskunde, Lemberg.  
 Württembergische Vereinigung für Volkskunde (Prof. K. Bohnenberger), Tübingen.  
 Zeitschrift „Deutsche Erde“ (Justus Perthes) in Gotha.  
 Zeitschrift für deutsche Mundarten (Prof. O. Heilig), Rastatt, Baden.  
 Zeitschrift für deutsche Mundarten (Dr. J. W. Nagl), Wien, XVIII. Klostersgasse 12.  
 Zeitschrift für Geschichte und Kulturgeschichte Österreichisch-Schlesien, Troppau.  
 Zeitschrift für Heimatforschung „Deutsche Gaue“ (Kurat Chr. Frank), Kaufbeuren.  
 Zeitschrift des Vereines für rheinische und westfälische Volkskunde (K. Wehrhan), Frank-  
 furt a. M., Güntherburg-Allee 76 I.  
 Zweigverein Drosendorf und Umgebung des Allgemeinen niederösterreichischen Volks-  
 bildungsvereines, Drosendorf.

## Mitteilungen aus dem Verein.

### 1. Jahresversammlung.

Am 4. April d. J. fand unter dem Vorsitz des Herrn Präsidenten Seiner Exzellenz Graf V. Latour die diesjährige Jahresversammlung statt. Nach den mit Beifall aufgenommenen Berichten des Präsidiums, des Museumsdirektors Prof. Dr. M. Haberlandt und des Kassiers J. Thirring, für welche die Versammlung einhellig das Absolutorium erteilte, erfolgten die nachstehend verzeichneten Wahlen: Zum Ausschußrat neugewählt wurde Herr Hofrat Prof. Dr. J. Strzygowski in Wien; wiedergewählt wurden die Herren Robert Eder, Hans Edler v. Medinger, Alfred Ritter v. Walcher, Professor Dr. A. Petak in Iglau, Prof. Dr. P. Kretschmer, Hofrat Dr. V. Pogatschnig in Graz, Prof. Dr. Otto Jauker in Laibach. Zu Korrespondenten des Museums für österreichische Volkskunde wurden ernannt die Herren: Konrad Mautner, Wien; Prof. Eduard Domluyil, Walachisch-Meseritsch; Benjamin Krobeth, Oberthemenau; Direktor Elias Weslowski, Kimpolung; Karl Adrian, Salzburg; Notar Dr. Eugen Frischauf in Eggenburg. Zum Schluß hielt Herr Dr. R. Trebitsch (in Vertretung des erkrankten Herrn Prof. Dr. R. Much) einen mit Lichtbildern illustrierten Vortrag über die keltische Bevölkerung von Großbritannien und Frankreich, der mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurde.

### 2. Spenden und Subventionen.

Eingegangen sind: vom hohen k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht *K* 8000, von Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein *K* 3000, vom Komitee des Industriellenballes *K* 100, von Herrn Dr. R. Trebitsch *K* 30. Sämtlichen Spendern wurde der verbindlichste Dank des Präsidiums zum Ausdruck gebracht.

### 3. Tauschverkehr.

Um Einleitung des Tauschverkehrs hat angesucht: Geschichtsverein in Halle a. S.

### 4. Verkehr.

Anläßlich des Todes unseres Förderers, des Herrn Freiherrn Albert von Rothschild, richtete das Präsidium ein Kondolenzschreiben an dessen Söhne, wofür Herr Baron Louis v. Rothschild den Dank aussprechen ließ. Für die Begrüßung durch den neugewählten Vorstand des Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines wurde in einem Rückschreiben gedankt.

### 5. Mitgliederbewegung.

Verstorben sind die Mitglieder: Dr. Alfred Daubrowa, Architekt Julius Mayreder; ausgetreten zwei Mitglieder; neu eingetreten sind: Dr. F. J. Bronner, München; Geographisches Institut der Universität Graz: Ernst Hamza, Wien; Georg Ritter v. Klarwill, Wien; Ferdinand Richter, Wien; Richard Teschner, akademischer Maler, Wien; Syndikus J. Welzl, München.

### 6. Herausgabe von Supplementheft VII.

Zum Band XVII (1911).

Als VII. Supplementheft wird im Mai eine Abhandlung von Hofrat Dr. M. Höfler „Gebildbrote der Hochzeit“ mit 58 Textabbildungen erscheinen. Preis für Mitglieder *K* 3, im Buchhandel *K* 5. Bestellungen zum ermäßigten Preis seitens der Mitglieder und Tauschkorporationen nimmt nur die Vereinskassiererin entgegen.

## Mitteilungen aus dem Museum.

### 1. Vermehrung der Sammlungen.

#### Ethnographische Hauptsammlung.

##### a) Ankauf:

1. Aus Niederösterreich: 26 Nummern, darunter Wanderbücher, Amulette und dergleichen.
  2. Aus Oberösterreich: 147 Nummern, darunter 25 Gmundner Majoliken, 98 Wallfahrtsbildchen, Holzmodel und dergleichen.
  3. Aus Steiermark: Holzrelief (um 1700): der zwölfjährige Jesus mit den Schriftgelehrten, Gröbming.
  4. Aus Salzburg: 4 Nummern, darunter ein Hubertushirschkopf.
  5. Aus Krain: 1 Nummer.
  6. Aus Tirol: 44 Nummern, darunter Majoliken und glasierte Töpfereien, Holzschnitzwerke, Vaterunser-Bilder, Masken zu einem Nikolausspiel u. s. w.
  7. Aus Istrien und Dalmatien: 3 Nummern, Volksschmuck.
  8. Aus Mähren: 15 Nummern, Habaner Majoliken (1640 und 1665), Kanzionale mit Metallzierband.
  9. Aus Böhmen: 50 Nummern, darunter 6 Egerländer Teller, 1 Wildsteiner Krug, 39 Klöppelbriefe aus dem Erzgebirge.
  10. Aus Galizien: 67 Nummern, darunter Majoliken und Kacheln aus Kossów und Sokal, Holzschnitzereien und Messingschmuck der Huzulen.
  11. Aus Bosnien und der Herzegowina: 48 Nummern, darunter Stickereien, Holzschnitzarbeit, Schmuck und dergleichen.
  12. Aus dem Balkengebiet: 25 Nummern, Stickereien und Volksschmuck.
  13. Diverses: 29 Nummern.
- Das hohe k. k. Oberstkämmeramt hat 36 altertümliche Beleuchtungsgeräte aus Österreich als Zusatzkollektion der vormals v. Benesch'schen Sammlung altertümlicher Beleuchtungsgeräte aus dem Besitze der kunstindustriellen Sammlungen des Allerhöchsten Kaiserhauses gütigst zur Aufstellung überwiesen.

##### b) Geschenke:

1. Branntweinwage und Mostwage, Niederösterreich. Geschenk des Herrn Finanzsekretärs *Dr. Heinrich Werner* in Wien.
2. 2 ruthenische Frauenhemden, 1 Teigfigur, 15 Spitzenmuster aus Tirol, 1 Rührholz, Czernowitz, und 5 Öl- sowie Kreideskizzen mit Volkstypen. Geschenk der Frau *Roma de Lathe*, Wien.
3. 27 Hafnermodel des 16. bis 19. Jahrhunderts. Geschenk des Herrn *Alfred Walcher Ritter v. Molthein* in Wien.
4. Bauernspiel, Vorarlberg. Geschenk von Fräulein *Sophie Görres* in Wien.
5. Zunfttopf mit Reliefaufgaben, bez. 1828. Nagocs. Geschenk der Frau Baronin *Stephanie v. Rubido-Zichy*.
6. Pergamentbildchen: Heilige Theresia mit ausgestochenem Rahmen. Geschenk von Frau *Therese Richter*.
7. Altsterzinger Horndöschen. Geschenk des Herrn Bildhauers *F. Labuske* in Wien.
8. Vexierspiel, Anhängsel von einer Fraisenkette, 2 Hüte, Löffelrem, Aussee. Geschenk des Herrn *Konrad Mautner*.
9. 40 Gipsabgüsse nach Lebzeltenmodeln des 18. Jahrhunderts. Geschenk Seiner Exzellenz des Herrn Grafen *Hans Wilczek*.

10. Wanderbuch nebst Gesellenzeugnissen für den Sattler Josef Richter und k. Freibrief, 1785. Geschenk des Herrn Ingenieurs *Franz Richter*.

11. 7 Spinnrocken, 2 Peitschenstiele, 6 Hirtenstöcke, 1 Spindel, 3 Frauenhemden und 1 Polsterüberzug, rumänische Arbeiten aus Siebenbürgen. Geschenk des Herrn Bankdirektors *Emil Sigerus* in Hermannstadt.

12. 3 Trendeln aus Zinn mit Gußformen und 1 Steinschleuder, Neunkirchen, Niederösterreich. Geschenk des Herrn Lehrers *H. Mcses* in Neunkirchen.

13. 73 Abdrücke von Lebzeltenmodeln. Geschenk des Herrn *Stephan Mautner* in Wien.

14. 10 Schnitzfigürchen aus Preiselbeerholz, bunt lackiert, Klagenfurt. 6 rumänische Ostereier aus der Bukowina. Geschenk des Herrn Direktors *Prof. Gustav Funke* in Wien.

15. Osterei mit ausgekratzttem Ornament, Niederösterreich. Geschenk des Herrn *Josef Pechaček* in Wien.

16. Tonschüssel, Anhängkreuz, Fingerring, 2 Hemdschnallen, 2 Kostümpuppen, Galizien. Geschenk des Herrn k. k. Finanzrates *Dr. Sternschuß* in Lemberg.

#### c) Durch Tausch:

Egerländer Teller (1740) von Herrn Finanzsekretär *Dr. H. Werner* in Wien.

#### Photographien und Abbildungen.

Der Zuwachs an Photographien betrug 201 Nummern, darunter Geschenke des *Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines*, von *Prof. Leopold Acs* in Szegzard, Frau *Roma de Lathe*, *Dr. R. Trebitsch*, *Konrad Mautner*, Ingenieur *Anton Dachler*.

Die Vermehrung der Abbildungen belief sich auf 25 Nummern, darunter Geschenke von *Artur Haberlandt* und des *Österreichischen Ingenieur- und Architektenvereines*.

#### Bibliothek.

Die Vermehrung der Bibliothek betrug außer dem Zeitschrifteneinlauf 31 Nummern, darunter Geschenke von *Julius Teutsch* in Kronstadt, der *Gemeindevertretung von Wien*, *Prof. Dr. M. Haberlandt*, *Prof. Vid Vuletić-Kikasović*, *Alfred Walcher Ritter v. Moltheim*, *Paul Tschurtschenthaler*.

Sämtlichen Spendern wird der wärmste Dank für ihre freundlichen und wertvollen Gaben ausgesprochen.

## 2. Museumsarbeiten.

Vorstehend ausgewiesener Einlauf wurde ordnungsgemäß gebucht, der Konservierung und Restaurierung unterzogen, zum Teil (durch Auswechslung mit dem älteren Bestande) neu zur Aufstellung gebracht, zum anderen Teil weggepackt. Dem hohen k. k. Eisenbahnministerium wurde für die von demselben beauftragten Künstler verschiedenes Material zu Darstellungen für die Internationale Fremdenverkehrs-Ausstellung in Berlin zur Verfügung gestellt. Für die Zeitschrift „Wiener Mode“ wurden Originale aus Galizien und der Bukowina zur Nachbildung überlassen. Dem Kunstverlag A. Schroll und Herrn Architekten D. Jurković wurden behufs Weiterführung des Werkes „Slowakische Volksarbeiten“ Vorschläge erstattet. Auf Wunsch des Direktors des Agramer Kunstgewerbemuseums Levin v. Horváth vermittelte die Museumsdirektion die Veranstaltung einer Ausstellung kroatischer Volksstickereien aus seinem Besitze im k. k. Österreichischen Museum für Kunst und Industrie. Behufs Studiums der Sammlungen für galizische Ethnographie und Volkskunst besichtigte Herr Volontär Artur Haberlandt sämtliche öffentlichen und privaten Sammlungen dieser Art in Lemberg und knüpfte zum Zwecke der Vervollständigung der Sammlungen unseres Museums eine Reihe von wertvollen Beziehungen daselbst an, wobei die Herren Kustos Wl. Stroner, Dr. Lesław Węgrzynowski, Kustos Dr. Swięcicki, Finanzrat Dr. Sternschuß, Ingenieur Wł. Dzieslewski, L. Feigl mit verbindlichem Dank für ihre freundliche Bereitwilligkeit, unsere Bestrebungen zu unterstützen, genannt seien.



### 3. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch:

1. Gewerbliche Fortbildungsschule, II. Schüttaustraße 42.
2. Gewerbliche Fortbildungsschule, III. Paulusgasse 9/11.
3. Fachschule des Wiener Frauenerwerbvereines.
4. K. u. k. Infanteriekadettenschule in Kamenitz.
5. Wirtschaftskongreß.
6. Neue Wiener Handelsakademie, VIII. Hamerlingplatz.
7. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
8. Kunstgewerbeschule in wiederholten Partien.
9. Privatlehrerseminar in Strebersdorf.
10. Fachliche Fortbildungsschule für Färber, VII. Lerchenfelderstraße 61.
11. Fachliche Fortbildungsschule für Rauchfangkehrer, IX. Canisiusgasse 2.
12. Fachliche Fortbildungsschule für Riemer und Sattler, V. Stolberggasse 50.
13. Gewerbliche Fortbildungsschule, XII. Rosasgasse 8.
14. Fachliche Fortbildungsschule für Faßbinder, XIV. Kauergasse 3.
15. Fachliche Fortbildungsschule für Hutmacher, XV. Sperrgasse 8/10.
16. Gewerbliche Fortbildungsschule, XVI. Mildeplatz 3.
17. Fachliche Fortbildungsschule für Hafner, Bildhauer und Vergolder, XIII. Hauptstraße 168.
18. Fachliche Fortbildungsschule für Schuhmacher, X. Herzgasse 27.
19. Gewerbliche Fortbildungsschule, XXI. Jubiläumsgasse 13.
20. Gewerbliche Fortbildungsschule, XXI. Jubiläumsgasse 405.
21. Fachliche Fortbildungsschule für Kleidermacherinnen, VIII. Josefstädterstraße 95.
22. Fachliche Fortbildungsschule für Kunstblumenerzeuger und Federnschmücker, VII. Stiftgasse 35.
23. Fachliche Fortbildungsschule für Wäschewarenherzeuger und Sticker, XVI. Herbststraße 86.
24. Fachliche Fortbildungsschule für Kleidermacherinnen, V. Castelligasse 25.
25. Handelsschule der Vereinigung der arbeitenden Frauen in zwei Abteilungen, I. Am Hof.
26. Bürgerschule am Wiener Pädagogium.

---

Schluß der Redaktion: 15. Mai 1911.

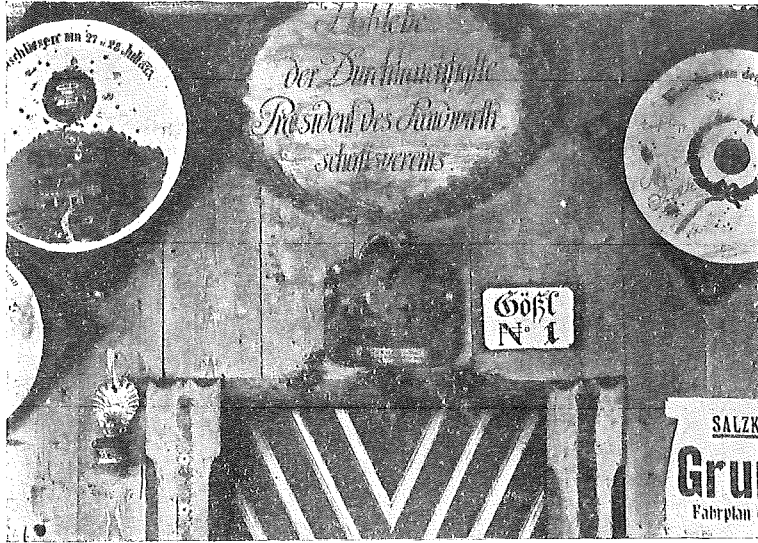


Fig. 25. Brückltüre des Ladnerwirthshauses im Gößl.

## I. Abhandlungen und grössere Mittheilungen.

### Alte und neue Scheiben am Grundlsee, bäuerliche Gelegenheitsdichtungen und Malereien der Ausseer Gegend.

Von Konrad Mautner, Wien.

(Mit 12 Textabbildungen, 3 Figurentafeln und 2 Notenbeispielen.)

#### I.

Das Scheibenschießen ist seit urdenklichen Zeiten beim Alpenvolke beliebt. »Nahezu jeder große Bauernhof (in Steiermark) hatte früher,« nach F. Krauß: »Die eiserne Mark«, Bd. I, pag. 37, »seinen Schießstand im Walde, und noch schmücken die Giebelfronten vieler alter Höfe die Scheiben mit den Meisterschüssen.«

Derselbe Gewährsmann berichtet, daß der Bestand einer steirischen Schießstätte durch eine urkundliche Verfügung vom Jahre 1532 nachgewiesen sei, laut welcher Kaiser Ferdinand I. der Büchs- und Armbrust-Schützengesellschaft zu Judenburg alljährlich zwei Beste aus den Kammergefällen anweist.

Auch in der Ausseer Gegend reicht die Übung des Scheibenschießens weit zurück. Freiherr v. Andrian erwähnt eines Ausseer Freischießens vom Jahre 1617 (»Die Alt-Ausseer«, pag. 86) sowie des langen Bestandes der Alt-Ausseer Schützengesellschaft und des Armbrustschießens schon zu Kaiser Maximilian I. Zeiten.

Das Armbrustschießen, Stähelschiaß'n genannt, erhielt sich nach Andrian in Alt-Ausseer bis vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren. In Aussee selbst wird es von der Eselsbacher Stähelschützengesellschaft (Gemeinde Strassen) noch heutigentags auf einer eigenen Schießstätte beim Moser, recte Köberl, ausgeübt.

Dortselbst wird (nach Karl Reiterer: »Waldbauernblut«, pag. 132) erst seit 1898 geschossen, während die früheren Schießstände beim

Pauln in Draxl in der Unterkainisch, hierauf beim Stügerhauser, hernach beim Scheibner (recte Pürcher) in Eselsbach, später beim Brunnknechtgut, dann beim Egger und schließlich beim Strauß, das ist das heutige Gasthaus »Zu den vier Jahreszeiten«, sich befunden haben sollen.

Reiterer teilt mit, daß die Eselsbacher Stähelschützen seit dem Jahre 1782 bestehen.

Schon Erzherzog Johann interessierte sich für die Armbrustschützen, später sein Sohn, der Graf von Meran. Zurzeit ist einer der Enkel des Erzherzogs, der Graf Rudolf von Meran, Ehrenschiitzenmeister der Gesellschaft.

Beim Moser in Eselsbach wird auch eine große Anzahl gemalter Scheiben kleinen Formats aufbewahrt. Dieselben stammen fast durchwegs aus neuerer Zeit und werden vom Maler Köberl in der Kainisch, vulgo Klamm, für die Stähelschützen angefertigt.

Außerdem haben die Ausseer noch eine reguläre Schießstätte, auf welcher mit Büchsen geschossen wird. Diese befindet sich in einem dem Brauer Neuper gehörigen tiefgelegenen Wiesengrunde, dem sogenannten Neuper-Prater. Dort sollen sich auch alte Scheiben befinden. Vielleicht ergibt sich noch einmal die Gelegenheit, über dieselben zu berichten.

Von bemalten Scheiben, die in den Schießstätten zur Ausschmückung aufbewahrt werden, gibt es zwei Hauptgruppen: feierliche und lustige.

Krauß erwähnt der alten Scheiben des Eisenerzer Museums, welche bis ins Jahr 1707 zurückreichen sollen, und bemerkt, daß »siegreiche Schlachten, Friedensschlüsse, Familienereignisse im Herrscherhause« und ähnliches gerne den Anlaß zu Fest- oder Erinnerungsschießen boten und als Scheibenbilder Verwendung fanden.

Zu dieser Gruppe gehören wohl auch die Ehrenscheiben, die von Persönlichkeiten, welche ein Best geben, gestiftet werden.

J. R. Bünker bringt im 1. Heft des XIII. Jahrganges dieser Zeitschrift einen hübschen Aufsatz über »Scheibenschießen« in Tamsweg und unter anderem in Fig. 2 die Abbildung einer Ehrengedenkscheibe. Die zweite Gruppe Scheiben nennt Bünker die Jux- und Scherzscheiben. Sie stellen meist lokale Vorkommnisse dar, deren Held fast immer ein Mitglied der betreffenden Schützengesellschaft ist.

Diese Art von Scheiben ist, wie wir später sehen werden, am Grundlsee sehr beliebt.

Am Grundlsee wurde ursprünglich im ersten Hause der Ortschaft Gößl, dem Wirtshaus, welches heute noch den Namen »Zum Ladner« führt, Scheiben geschossen. Das Wirtshaus besteht in unveränderter Form, wie es Jakob Gauer mann auf einem 1819 datierten Aquarell für den Erzherzog Johann festgehalten hat.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Dies Bild befindet sich im Besitze des Herrn Grafen Franz von Meran. Es existiert auch eine kleine Radierung von demselben, welche in Dr. Schlossars Erzherzog Johann-Biographie auf pag. 145 abgebildet ist.

Bekanntlich kam der Erzherzog im Sommer dieses Jahres in Jagdbegleitung von der Vordernbachalm zum Toplitzsee herunter. Der Gebirgspfad führt heute noch den Namen »Prinzensteig«. Am Ufer des Sees erwarteten den Prinzen festlich gekleidete einheimische Mädchen, unter denen sich auch seine spätere Gemahlin Anna, eine Tochter des Ausseer Postmeisters Plochl befand, und überreichten ihm Alpenblumen. Noch heute beschattet dort eine Linde einen Gedenkstein mit der Jahreszahl dieser ersten Begegnung.

Das Ladnerwirtshaus gehörte damals dem Josef Amon und hatte die Ehre, den Erzherzog zu beherbergen, wovon eine bauerliche bildliche Darstellung, die noch heute beim Ladner zu sehen ist, Zeugnis gibt (Fig. 26).

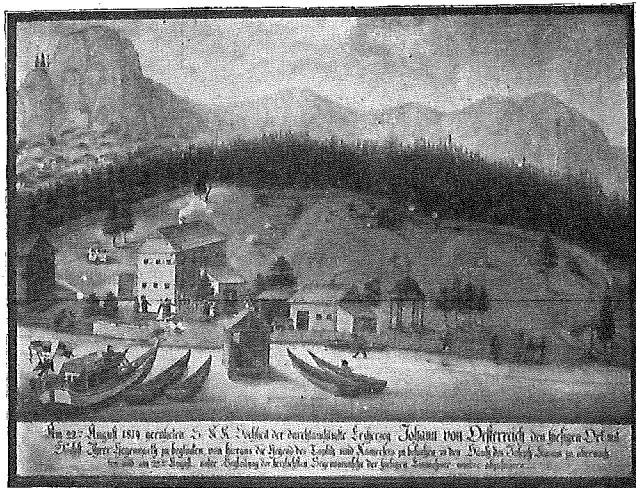


Fig. 26. Bild des alten Ladnerwirtshauses.

Auf diesem Bilde sehen wir den Erzherzog Scheiben schießend. Oben am Waldrande feuert der Zieler einen Pöller ab. Das Bild trägt folgenden Wortlaut:

Am 22ten August 1819 geruheten S. K. K. Hochheit der durchlauchtigste Erzherzog Johann von Oesterreich den hiesigen Ort mit Höchst Ihrer Gegenwarth zu beglücken, von hieraus die Gegend des Toplitz- und Kammersees zu besuchen, in dem Hauß des Josef Amons zu übernachten und am 23ten August, unter Begleitung der herzlichsten Segenswünsche der hiesigen Einwohner, wieder abzufahren.

Der heutige Ladnerwirt Alois Peer zeigt auch noch mit Stolz eine bemalte und geschnitzte Bettstatt, in welcher der geliebte Prinz geschlafen haben soll. Das Ladnerwirtshaus hat überhaupt noch altväterisches Gepräge. So gibt es dort ein hübsches Wirtszeichen über der mit zarten Blumenguirlanden bemalten Tür, welche wir in unserer ersten Abbildung (Fig. 25) sehen. Dies Innungszeichen, ein geschnitztes silbernes Fassl und ebensolche Flaschen, ist von einem eigenen Dachl

gegen Wetterunbilden geschützt und krönt als plastische Umrahmung eine kleine bemalte Holztafel, auf welcher das Innere einer Wirtsstube dargestellt ist. Links sitzt ein schwarzgekleideter Pfarrer oder Schulmeister an einem Tisch, neben ihm ein Jäger in grünem Rock mit Gamsbart und Hahnfedern auf dem Hut. Von rechts kommt der Wirt in einer Zipfelhaube. Darunter folgendes Sprüchlein:

Mein Bier ist hell als wie der Wein,  
Weil ich viel Wasser geschütt hab drein.

Über dem Wirtszeichen hängt eine ovale, von einem gemalten grünen Kranz umgebene Holztafel, deren Inschrift:

„Hoch lebe der durchlauchtigste Präsident des Landwirtschaftsvereins“  
abermals Kunde gibt, daß Erzherzog Johann dort geweilt habe.

Neben dieser Tür, welche aus dem Brückl, dem hölzernen Vorbau, in das eigentliche alte Haus führt, sowie unter der Veranda des erst 1873 neu hinzu erbauten Ladner-Sommerhauses hängen zahlreiche alte Scheiben, deren Inschriften und Schildereien leider zum Teil unlesbar und arg verblaßt sind. Hier folge die Beschreibung einiger derselben:

Eine der älteren Scheiben trägt die Aufschrift »1832, geschehen am?« und stellt einen durch den See schwimmenden Hirschen dar, welcher von mit Stricken und Weidmessern bewaffneten Jägern in einer Platte verfolgt wird.

Ober der Darstellung lesen wir folgenden Text:

Einmal bei einer großen Jagd  
Würd ein großer Hirsch geplagt,  
Daß er, um sein Leben noch zu retten,  
In seinen bittern Tod's ngst n . . .  
Den Grundlsee zur Rettung angenommen.

Unter dem Bilde lesen wir:

(Arm)es Thier im See wolltest du dich retten?  
Ja, da warten deiner schon Stillet, Strick und Ketten.  
Gereizt vom Zorne am See der grimmige (Jägers)man  
. . . schlechte Gewehr dich nicht erschüßen kann,  
Dich statt diesen mit Stricken umgeben,  
Halb erstechend, halb erwürgend endet dir dein Leben.

Eine andere der Ladner-Scheiben hat einen grünen Eichenkranz, in welchem die Initialen J. W. stehen, als Zentrum. Unter demselben ist ein Zieler in der üblichen Harlekinstracht abgebildet, am oberen Rande die Aufschrift:

18 Kann dich das Beste nicht vergnügen, 36.  
So muß an dir der Fehler liegen.

Fig. 27 ist eine Ehrengedenkscheibe zum Namenstage der Freiin v. Brandhofen, welchen Titel die Gemahlin des Erzherzogs Johann von Kaiser Franz erhalten hatte, bevor sie von Kaiser Franz Josef zur Gräfin von Meran erhoben wurde. Diese Scheibe bezieht sich auf die oben erwähnte erste Begegnung des Prinzen mit Anna.

Am oberen Rande lesen wir:

Ewig einen Bund zu schließen, den der Himmel segnet,  
Ist Erzherzog Johann einem Engel hier begegnet.  
Und als Denkmal, daß er sein irdisch Glück hier finde,  
Pflanzte er dem Vaterlande diese deutsche Linde.

Alle Stützen-Schützen lassen euch recht herzlich grüßen,  
Die ihrem hohen Namensfeste zu Ehren heute schießen.

Darunter ist eine Bürgerkrone abgebildet, unter welcher sich folgende Inschrift befindet:

Zur Feier des Namensfestes der Freiin Anna von Brandhof  
am 25ten und 26ten Juli 1849.

Ganz unten die Abbildung der zur Erinnerung an die Begegnung am Toplitzsee gepflanzten Linde.

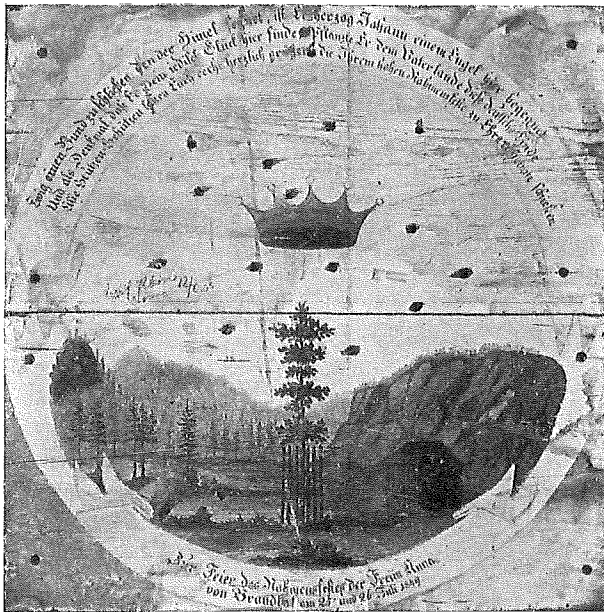


Fig. 27. Ehrendenkscheibe von 1849.

Auch der einzige Sohn des volkstümlichen Paares, Seine Exzellenz der Graf Franz von Meran nahm gleich seinem durchlauchtigen Vater wiederholt und gerne beim Ladner am Scheibenschießen teil. In seiner Gesellschaft befand sich oft Herr Hans Edler v. Rebenburg, ein warmer Freund der Grundlseeer Bevölkerung, der von Jugend auf allen bauerlichen Betätigungen Interesse entgegenbrachte und viel Gutes für die Gegend getan hat.

Eine fast ganz verwitterte Scheibe beim Ladner trägt die Inschrift: „... am 18. September 1868 gegeben von seiner hochgebornen Herrn Hans v. Rebenburg.“

Unter diesem Wortlaut ist eine fünfzackige Krone, unter derselben das Rebenburgsche Wappen, darunter noch die Spuren einstiger Bemalung.

Von dieser Zeit an sind fast alle Schießen beim Ladner vom Grafen von Meran gegeben. So lautet eine Scheibe:

Festschießen am 12. August 1869 gegeben den . . . . . Kranzschützen  
von Sr. Hochgeboren Herrn Graf von Meran . . . des goldenen Vließes  
geh . . . Reichs . . . Ritter.

darunter das Meransche Wappen (arg beschädigt).

Eine andere stellt einen Gemsbock dar, darunter der Text:

Bestschüssen am 14. und 15. August 1870 gegeben von Herrn Graf Meran.

Eine dritte stellt einen Schildhahn vor und ist in Fig. 28 abgebildet.



Fig. 28. Bestscheibe von 1871.

Die Scheibe Fig. 29, von welcher zwei gleiche Exemplare bestehen, da offenbar von mehreren Schützen gleichzeitig nebeneinander geschossen wurde, stellt zwei Fischottern dar und trägt auf dem Spruchbände den Vers:

Dö Fischdiab beim Grundlsee schüastna recht zoam,  
Das ma für d'Seibling koan Rauba mehr hoam.

Sie sowie die in Fig. 31 abgebildete bezieht sich darauf, daß die Seefischerei bis vor wenigen Jahren in gräflich Meranschem Besitz war.

Die Scheibe Fig. 30 weist als Zentrum ein Kaffeehäfertl in einem Kranz auf, unter demselben ist das in diesem Jahre erbaute Ladner-Sommerhaus zu sehen. Es dürfte sich hier um ein sogenanntes Haus, das ist Einweihungsschießen gehandelt haben. Auf dieser Abbildung kann man auch sehen, wie die Scheiben unter der Veranda angebracht sind.

Die Scheibe Fig. 31 stellt ein Segelboot mit der Graf Meranschen Flagge dar. Auf demselben bietet der gräfliche Fischer, vulgo »Kanzler auf'm Guat«, den Kugeln die offene Brust als Zentrum dar. Diese Courage ist auch durch den unter der Darstellung befindlichen Spruch erklärt. Dem Kanzler war der Kugelregen nicht neu, denn

Veteran bin ich und Kanzler werde ich genannt,  
Als Graf Meranscher Schiffer allen wohlbekannt,  
Mit Federn auf dem Hut und steirischem Gewand.  
Drum wohl gezielt und dann erst abgebrannt.



Fig. 29. Bestscheibe von 1872.

Die nächste Scheibe (Fig. 32) bringt abermals ein gelbes Häferl in einem blauen Kreis, umgeben von grünem Kranz mit roter Schleife. Diesmal ist es aber keine Bezugnahme auf die Kaffeeschankgerechtigkeit des Ladnerhauses, wie dies beim Hausschießen 1873 offenbar der Fall war, sondern es handelt sich um ein Juxschießen, einem der alten Ladnerin zugestoßenen kleinen Unfall zuliebe. Sie holte Honig aus der hinter der Schneckenalm gegen Mitterndorf zu gelegenen Kochalm, fiel dabei aus der Holzriese und wurde hierbei von zwei Pfeifern beobachtet (offenbar sind die Brüder Steinegger, vulgo Willhalmer, gemeint, die seinerzeit nebst dem alten Schraml als almerische Musikanten sich die Freundschaft vieler hoher Herren erwarben, unter anderen Sr. Exzellenz des Grafen Hans Wilczek, bei dessen Jagden sie oft die Gesellschaft mit ihren Seitenpfeifen



erheiterten), welche diesen Vorfall verbreiteten, so daß er »auf d'Scheib'n« kam. Der Spruch (rechts und links vom Zentrum) lautet:

D'Lanerin holt's Henig von da Koalm,  
 Und ön Hoamgeh' is s' aus da Riß'n g'fall'n,  
 Zwoa Pfeifer sand g'stand'n nit weit von da Riß,  
 Dö hamt ihr grad zuag'schaut wias auf'g'stand'n is.

Von Henig da hat s' wohl a Wengal ausgoss'n.  
 Awa s' Höferl blieb ganz, auf das wird hiazt g'schoss'n.  
 Und wer 's Höferl dort trift, wo 's Henig war drinn,  
 Der hat Hoffnung, daß er 's Best kriagt zum G'winn.

Auch von dieser Scheibe existiert ein Duplikat.



Fig. 30. Hauseinweihungsscheibe von 1873.

Eine Scheibe trägt die Aufschrift: »Bestschüssen gegeben von Herrn Graf von Meran für die Grundlseer Schützen am 1. August 1875.« Das Zentrum wird durch einen blauen, von grünem Kranz umgebenen Kreis gebildet (Spitzstellung).

Eine andere Scheibe mit ebendieser Aufschrift vom gleichen Datum stellt die Villa Meran am Grundlsee dar, über welcher ein Fischadler schwebt (Fig. 33).

Auch am 8. und 9. September des Jahres 1875 gab der Graf ein Bestschießen, von welchem zwei gleiche Scheiben vorhanden sind, die wieder das blaue, vom Kranz umgebene Zentrum aufweisen.

Das letzte Schießen beim Ladner dürfte das am 27. und 28. August 1876 stattgehabte gewesen sein. Wenigstens existiert keine später datierte Scheibe. Die betreffende Scheibe weist einen goldenen Stern im blauen Zentrum auf, umgeben von grünem Kranz mit roter Schleife. Auf unserer ersten Abbildung ist diese Scheibe rechts von der Tür ersichtlich.

Im Jahre 1876 wurde der zweite Teil der Fahrstraße am Grundlsee, welche über Anregung und unter werktätiger Hilfe des Herrn v. Rebenburg von der Seeklause bis zur »Umkehr« fertiggestellt worden war, trotz Einspruches der Gößler Bauern in Angriff genommen. In früherer Zeit konnte man von der Seeklause bis zum heutigen Schraml-Badhaus nur bei sehr trockener Zeit auf dem Seeschotter fahren. Es ist köstlich

zu hören, wenn Herr v. Rebenburg erzählt, eine Deputation der Gößler sei ihn bitten gekommen, er möge den Ausbau der Straße bis ins Gößl nicht unterstützen. »Es machten Fremde khemma,« meinten sie,

auch für den Kriegsfall hegten sie Befürchtungen, daß es dem Feinde zu leicht gemacht würde, in den bis dahin nur über ein holpriges Landweglein oder mittels einer Platte zu erreichenden abgelegenen Ort zu gelangen. Auch das Bedenken, es möchte außer dem immerhin von den Häusern etwas entfernten Ladner-Gasthause ein zweites Wirtshaus entstehen, wodurch die Gößler zu liederlich werden könnten, wurde ins Treffen geführt. »Na, wenn Ihr durchaus nicht wollt,« meinte der wohlmeinende munifizente



Fig. 32. Juxscheibe von 1874.

Herr, »mir erspart es nur Geld. Überlegt es Euch halt noch einmal!« In ein paar Tagen kamen die Anführer der Deputation, der alte Veit und der alte Hansbauer: »Es war eahñ hält liaba do!« Ja, wie denn diese plötzliche Sinnesänderung käme? Ja, der Hans

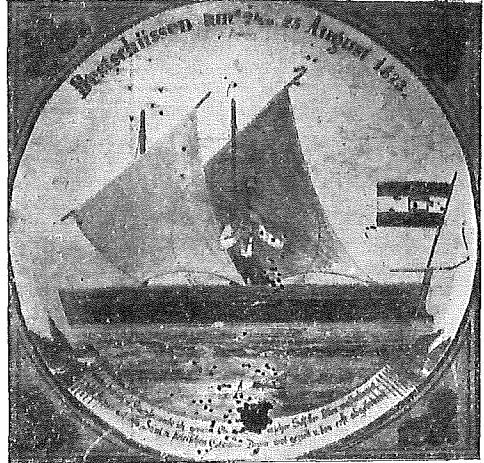


Fig. 31. Bestscheibe von 1873.

und der Veit hätten selber »Muath, a Wirschtshaus aufz'mächa«. Kurz, die Fahrstraße wurde knapp am Ladner vorbeigeführt und die Schießstätte mußte an einen mehr abgelegenen Ort verlegt werden. Hierzu eignete sich der von den hohen Felsenwänden des Backensteins und Almberges eingeschlossene Gaiswinkel vorzüglich, in welchem sich zurzeit der Scheibenstand der Grundlseer Schützengesellschaft befindet.

Einige ganz moderne Ehrenscheiben der Gaiswinkler Schießstatt zeigen uns, daß die Enkel des Erzherzogs Johann, die heutigen Grafen von Meran, ganz wie ihr Ahnherr, noch oft inmitten der ländlichen Bevölkerung dem Vergnügen des Scheibenschießens huldigen.



Fig. 33. Hauseinweihungs(?)scheibe von 1875.

Diese Scheiben sind zum Unterschiede von den bäuerlichen Scherzscheiben der Gaiswinkler Schießstatt, auf welche wir noch später zu sprechen kommen, auf kreisrunde Tafeln gemalt. Sie stammen nicht von bäuerlichen Malern, sondern dürften in städtischen Werkstätten auf Bestellung angefertigt worden sein. Da sie oft jagdliche Motive mit ziemlicher Routine wiedergeben, finden sie bei den Einheimischen viel Anklang.

Eine Scheibe stellt zum Beispiel einen Zwölfender in der Brunft dar. Das Blatt bildet das Zentrum. Am unteren Scheibenrande ist die Inschrift:

Ehrenschießen, gegeben von Graf Albrecht Meran. 8./12. 1899.

Eine zweite Scheibe bringen wir in der Abbildung (Fig. 34).

Der Stifter dieser beiden Scheiben ist jetzt Pfarrer von Grundlsee. Eine andere zeigt uns die Villa Meran am Grundlsee, links vorne auf dem See eine Platte, am unteren Scheibenrande lesen wir:

Der Grundlseer Schützengesellschaft gewidmet zum Ausschießen 1903  
von Rudolf Graf von Meran.

Schließlich sei noch einer Ehrengedenkscheibe gedacht, welche den Kaiser in Jagdkleidung auf einem Baumstrunk sitzend darstellt. Der Abbildung liegt eine bekannte Photographie zugrunde. Die im Hintergrunde sichtbare Villa, Graf Strachwitz, am Ufer des Grundlsees weist auf den Stifter dieser Scheibe. Um die Darstellung herum ist folgende Inschrift:

Erinnerungsschießen zum 75. Geburtsfeste Sr. Majestät Kaiser Franz Josef I.  
19. und 20. August 1905



Fig. 34. Ehrenschießen, gegeben am 7. und 8. Dezember 1902 am Grundlsee von Albrecht Graf Meran.

## II.

Wenn in der Auseer Gegend ein dummes Stückl verübt wird, kommt es gemeiniglich »auf'n Fäschingbriaf« oder »auf d' Scheim«. Manchmal erhalten sich diese Gelegenheitsgedichte, wenn sie Anklang gefunden haben — meistens zu unterlegten fremden Weisen — als selbständige Lieder. So sind die drei vom Schreiber dieser Zeilen im XVI. Bande dieser Zeitschrift auf S. 48—50 veröffentlichten Göbller Lieder »Die Röckaweiba«, »Die Schnitter« und »Der Flohwüldschitz« wahrscheinlich nichts anderes als Lied gewordene Faschingbriefe vom Grundlsee, aus dem Markt (Ausee) und aus »Österreich« (das ist das benachbarte oberösterreichische Salzkammergut).

Hier folgt ein Lied, welches im Jahre 1866 in der Straßen bei Aussee entstand.\*)

### Da Forschtmoasta



Wänn da Forschtmoasta sägt, es is in Rädling<sup>1)</sup> a Jägd, Hodari la di e, hodari la di



o, Derfst khräd zan Ed'nsee<sup>2)</sup> mid'n Stuzal ausgehü, Hodari la di e, ban Ed'nsee, jo he'

Wänn da Vierzehendar a den erscht'n Däg nid dlei kimmt,

Hodari u. s. w.

Åwa khemma thuat a g'wis, wan ar ausg'hungascht is,

Hodari u. s. w.

In Bilågarungszuastånd wår da Rädling fünf Tag,

Hodari u. s. w.

Mi håt's na khräd<sup>3)</sup> g'wun'ascht,<sup>4)</sup> daß da Hirsch 's

Lo<sup>5)</sup> g'fundtn håt,

Hodari u. s. w.

Dan erscht'n Tåg suacht ar eahm ban Wellacha<sup>6)</sup> sein Taod,

Hodari u. s. w.

Er find't gstått'n Pulfar a hålb's Loabl Braod,

Hodari u. s. w.

En ån'an<sup>7)</sup> Tåg siacht'n da Hauptmån<sup>8)</sup> van Fern,

Hodari u. s. w.

Håt durch und durch g'schoss'n, åwar i dlaub's<sup>9)</sup> nid fecht gern,

Hodari u. s. w.

In Schnee ligt da Draxla,<sup>10)</sup> wia da Hirsch auffigåfft,

Hodari u. s. w.

Er thad wohl g'schwind schiaß'n, åwar in Lig'n håt's koa Khræft,

Hodari u. s. w.

Åwa Hirschal, mäch Rui<sup>11)</sup> und Load, da Råmsaua<sup>12)</sup> håt a Schneid,

Hodari u. s. w.

Dei Dlickh<sup>13)</sup> is' a weiß' Kapsal,<sup>14)</sup> håst a no a Freid,

Hodari u. s. w.

Hiazt geht a voll Freid'n auf da Stråß'n und lost,

Hodari u. s. w.

Då bigengt<sup>15)</sup> eahm da Job:<sup>16)</sup> Hirsch, wås håst fir a Post?

Hodari u. s. w.

\*) Das Lied verspottet eine fünftägige Jagd der Gemeindejäger auf einen Hirschen und wurde mir im vorigen Jahre von Seraphine Einbirn, vulgo Mesnerdirndl, einer gebürtigen Straßnerin aus St. Leonhard, gesungen.

<sup>1)</sup> „Ob's Gålln“ in der Straßn heißt es „in Radling“. Die Straßner, Eselsbacher und „Måriker“ haben dort eine Gemeindejagd. — <sup>2)</sup> Der Ödensee in der äußeren Kainisch (sprich Koanisch) bei Aussee. — <sup>3)</sup> gerade. — <sup>4)</sup> gewundert. — <sup>5)</sup> Loch. — <sup>6)</sup> Der frühere Ausseer Schmied Wellacher, Mitglied der Gemeindejagd. — <sup>7)</sup> anderen, das heißt zweiten. — <sup>8)</sup> Ein damals zum Sommeraufenthalt hier weilender k. k. Hauptmann i. P. — <sup>9)</sup> glaube es (g vor Liquiden oft d). — <sup>10)</sup> Drechslermeister Kübler. — <sup>11)</sup> Reu und Leid. — <sup>12)</sup> Ein k. k. Forstwart, Vater der alten Danglin im Markt. — <sup>13)</sup> Glück (G vor Liquiden). — <sup>14)</sup> ein Versager. — <sup>15)</sup> begegnet. — <sup>16)</sup> Der k. k. Revierjäger in der Straßn.

Adie,<sup>1)</sup> hât a g'sâgt und springt auf und davoñ,

Hodari u. s. w.

In Hintaberig<sup>2)</sup> d'ausdn,<sup>3)</sup> dâ pass'n s' ma schoñ,

Hodari u. s. w.

Hât gâ nid lãng dauascht,<sup>4)</sup> hât's dÛscht,<sup>5)</sup> dab' ãll's khrãcht,

Hodari u. s. w.

Da Hirsch is' dalest<sup>6)</sup> va' da finftãging Jãgd,

Hodari u. s. w.

Hier folgt ein Lied gewordener Faschingbrief aus der StraÙen, der in den Neunzigerjahren des verflossenen Jahrhunderts entstand.<sup>7)</sup>

»Der Egger in Eselsbach.«

Wãnn heitÛzutãg oanar in d'Wölt einaschaut, Jã, wãs a dã siacht und bi  
trãcht mas baa Liacht, Am Gscheidan is no' wãnn eahm neamd nix hã'scht  
nimmt, Uewahaupt wãnn scho' da Fãsching bãld kimmt.

Meini liam Leit, jã hiazt lost's mi' nar ãñ :  
„I' sing' enk's genau, wal is sölwa g'seg'n hãñ.  
Dar Eggar en Eselschbã' haust hiazt guat auf,  
Er hât eahm zwoa Rôß und an Lãndaua kauft.“

Dã sãgt hãlt dar Egga zãn Weib volla Freid :  
„Hiazt gehr i' in Moarkt hin zãn Wãgna. Vielleicht  
Is Rãdl scho' firschtig, so nimm i's mit hoam,  
Weil mar ãft moring dlei ei'spãnna thoan.“

Na, 's Rãdl is firschtig, jã, dãs is wohl g'scheit,  
Er nimmt's mit hoam, sãgt's en Weib volla Freid,  
's Rãdl, dãs paßt jã in Wãg'n guat drañ,  
's Rãdl, dãs paßt, und moring foah'n ma' davoñ.

Auf die Lustfoas, dã hât a si' lãnga scho' g'freit,  
Und zãn Rãdl ãñstreicha hât ar a neama Zeit,  
Drui schwãchzi Rãdlan, dãs virshti is weiß,  
Dãs is jã wohl heitÛzutãg fichtig wãs neis.

Am Sunntãg nãch'n Ess'n, dã spãnnt a g'schwindt ei',  
Er sitzt si' am Bock und die ãn'an hinei',  
Sei' Weib und zwoa Tõchta, da Scheibnasepp a,  
Hiazt sand s' scho' dahi, Fiderallalala.

<sup>1)</sup> Der Ton ist auf dem i, das e wird fast verschluckt. — <sup>2)</sup> Die Gegend hinterm Radling und Rõthelstoan sowie um Mitterndorf herum heit' „im Hinterberg“. — <sup>3)</sup> draußen. — <sup>4)</sup> gedauert. — <sup>5)</sup> geknallt oder gekracht. — <sup>6)</sup> erlöst. — <sup>7)</sup> Ich hörte das Lied 1901 von der Egg Thres im Gõßl und zeichnete es mit der dazu gehõrigen Weise auf pag. 347 meiner Gõßler Liedersammlung auf.

Auf da Sträß'n, wo s' g'fâh'n sand, rawid geht's in Trâß,  
 Duscht steht a Heischupf'n gânz dleim ba da Sträß,  
 Wia s' hi'kemma sand, jâ da setzt sa si' âñ:  
 Mit âlla G'wâlt fâh'n s' in dâs Schupf'neck drañ.

Dar Eggar springt â' von Bock, sagt: „Wâs is dâs?“  
 Is denna da Wâg'n nit hi'? Damisch hat's kfâcht,  
 Zân Dlick is die Schupf'n scho' moderig gwen,  
 Und do' hât hâlt d'Vaschlacht bei da Schupf'n nâ'geb'n.

Fâh'n s' wida dahi' bis zan Koanischwirscht 'naus,  
 Duscht trink mar a Bier und fâbr'n dânn wida z'Haus,  
 Sâgt dar Eggar: „Âwar oans no', dâs mua i' enk sâg'n,  
 Hin a so thoamar üwan Râdning hi'fâh'n.“

Ban Wâgna sand s' ei'kerscht, jâ âwa nit lâng,  
 Drauf sâgt dar Eggar: „Trinkt's enk âft bâld z'âmm!“  
 Und auf sein Befôhl, dâ is gwest wia da Blitz,  
 Woar schon an ieds dlei en Wâg'n d'in auf sein Sitz.

Er springt am Bock und sâgt „Wistaha!“ drauf,  
 Da denkt eahm dar Eggar, hiazt gebt's ge bergauf,  
 Wia s' am Râdning hikhemmant, dâ hât as dlei kennt,  
 Daß eahm seine zweeñ Hitzig'n no' nit auffgehnt.

Er nimmt d'Peitsch'n in d'Hând und haut zua, wâs a mâg,  
 Der Teil soll's hol'n, jâ is nit dâs a Plâg.  
 Weil hâlt da Râpp jetzt gâr neama ânziagt,  
 Hât a's dlei kennt, daß zân Ausspânnâ wird.

Leit, hiazt kimmt die Hauptsâch', wer hiet eahm dâs denkt,  
 Hiazt hâmd s' sogar Sympathiemitt'l âng'wend't.  
 Und aus die Mitt'l dâ wird nix G'scheit's draus,  
 Dar Eggar voll Zorn sâgt: „Hiazt spânnan mar aus.“

Dar Eggar spânn't d'Rôß aus und lâcht, ha, ha, ha,  
 Hiazt miaß mar in Wâg'n sôlwa auffziahâ,  
 Aus is, sâgt da Scheibna,<sup>1)</sup> wânn just ge wer kimmt,  
 Der ins no z'letzt auf'n Fâschingbriaf<sup>2)</sup> bringt.

Hiazt ziahân s' hâlt an, jâ da Wâg'n geht wohl sper,  
 Dieweil khemmant hint'n sechs Strâßna daher.  
 Die lâch'nt, an ieda hâlt buglat si z'sâmm,  
 Weil's hâlt so wâs eahn Lebtâg no nia g'seha hâb'n.

Sei' Weib geht hint nâch mit an kopfgroß'n Stoa'n,  
 Jâ, sâgt oaner, wâs wird's mit denn lauta thoan.  
 Drauf sâgt da Brometzl,<sup>3)</sup> siagst as jâ scho',  
 Bald eahn da Wâg'n z'ruckgeht, daß intaleg'n kânn.

Hiazt helf'n eahn d'Straßna in Wâg'n auffziag'n,  
 Sei' Tochta thuat bintan Wâg'n d'Rôß nachifüabr'n,  
 Sei' Weib bintan Râdl sâgt: „Is dâs a Fuhr,  
 Und paßt mit'n Stoa'n wia bâlds intaleg'n mua'.“

<sup>1)</sup> rekte Pürcher in Eselsbach. — <sup>2)</sup> In diesem und im ersten Gesätzl der unausbleibliche Hinweis. — <sup>3)</sup> rekte Hofer in Gschlößl.

Hiazt khemmant s' hält auffi auf d'Eb'n mit'n Wäg'n.  
 Sei' Weib sâgt zu eahm: „Du, hiazt lâß da wås sâg'n,  
 Wås G'scheit's hâst wohl nit kauft, dâs sâg' i' da scho',  
 Bâld's aufwärts geht, ziahant die Kfâmp'n nit âñ.“

Er spânn't wida eiñ und treibt âñ, daß wås is,  
 Die erschti Tour is hiazt zum Gâlln<sup>1)</sup> amâl g'wiß.  
 Vån Gâlln weg zån Xandl, zån Meßna<sup>2)</sup> dån zlest,  
 Duscht hâmd s' neama weit hoam und dâs is no' dâs best.

Die G'schicht' nimmt an End' hiazt, jâ, meini liab'n Leit,  
 Âll's kâ' i' enk nit sâg'n, so lâng hân i' nit Zeit.  
 Dâ wurschd a Plakat'n âls wia s' Pfânhaus so groß,  
 Dâ wurschd ma' auf's Jâhr mit'n Singa nit los.

Nun folgt ein in Aussee bei Grill gedruckter Kollektiv-Fasching-  
 brief vom Jahre 1906, wohl die schwächste Dichtung. Er wurde zur  
 unterlegten Weise des städtischen Couplets »Die Mânscheinbrüader«  
 gesungen.

#### Allerhand Gstanzln.

Da Gallnwirt<sup>3)</sup> geht zum Modla<sup>4)</sup> und sei Frau sagt, sie geht mit,  
 Und weil's halt a weng an Schnee hat, nemman s' glei an Schlitt'n mit.  
 Was drob'n tan hab'n, das kann i enk nit sog'n, sô hab'n glei wida umdraht.  
 's Weibal sitzt si halt am Schlitt'n, d' Fûaß hint obi ganz verdraht,  
 Er fangt s lauf'n an, weils notal geht, und hat neama um sie g'schaut.  
 [: Sie is halt a bisl z'rogl g'sess'n und hat glei in Himmel g'schaut. :]

In Râdling<sup>5)</sup> bringan s' a bösi Sau um und da kemman d' Athlet'n z'samm,  
 Da Kalbn Hiasl<sup>6)</sup> soll ens stecha, paßt beim Türl mit da Zang.  
 Wie s' aufmochan holt das Türl, mocht die Sau an Sprung heraus  
 Und rennt dreimal in an Aten umadum ums Preßlhaus,<sup>7)</sup>  
 Und zum Glück kimmt da Jaga Grego,<sup>8)</sup> halt ihr glei sei Stuzer für,  
 [: Und die Sau die fahrt auf eam zua, rennt n' in Ruck'n no als wia. :]

A Gmeindijaga kauft si an Spiagl und er will'n halt glei' probieren,  
 Er geht auß in die Straß'n, will si am Anstand da frisir'n.  
 Wie er schaut halt da im Spiagl, kimmt eam a schena Rehbock,  
 Und so gleim is er vorbeig'rennt, daß er eam z'riß'n hat in Rock.  
 „Wart', du Luada,“ sagt da Siegl,<sup>9)</sup> „und di schiaß i hiats glei z'samm.“  
 [: Er reißt die Büchs'n her, will glei anschlog'n, bringt den Lauf halt zu der Wang'. :]

Oana geht eam noch in d' Straß'n und stôhlt si glei unta an Bam.  
 Er denkt si, wann i das Glück hätt' und halt mia der Rehbock kam,  
 So dumm wa i nôt, wia da Willi, daß den Rehbock i nit triff.  
 Und derweil hört er wos rausch'n und in Adam gibt's an Riß,  
 A zwölf Meta links von Adam<sup>10)</sup> spaziert der Rehbock schön vorbei.  
 [: Und wia halt g'schoß'n hot der Neuper, sicht ma in Aborn 's Blei. :]

<sup>1)</sup> Gallnwirtshaus. — <sup>2)</sup> Der Meßner Einhorn in St. Leonhard hat eine kleine Schank-  
 gerechtsame. — <sup>3)</sup> Der Wirt Ringdorfer zum Galln in der Straßen. — <sup>4)</sup> recte Matthias  
 Bresl. — <sup>5)</sup> Eine Viertelstunde ob's Galln heißt es' „im Râdling“. — <sup>6)</sup> Matthias Zahnd,  
 vulgo Kalbnhiasl. — <sup>7)</sup> Haus des Hopper, vulgo Bresl im Râdling. — <sup>8)</sup> Gregor Hofer,  
 vulgo Prometzl. — <sup>9)</sup> Verspottet die Eitelkeit des Siegl Willy, damals Wirt „Zum wilden  
 Mann“ in Aussee und Mitglied der Gemeindejagd. — <sup>10)</sup> Der „Mârrika Bruja“ Adam Neuper,  
 ebenfalls Gemeindejäger.



Zum Stoenigga Bök<sup>1)</sup> sagt oana: „Gelt, heul' tuast ma no an G'fall'n,  
I möcht' gern selba Sau obstecha, Du tuast ma hob'n, i tua Di zahl'n.“  
Si geh'n glei außi mit an Strickl, er macht die Sau uman Hals o.  
Er sagt zum Böck: „I wirf das Strickl beim Sautrog außi, ziagst fest o!“  
Und der Böcka ziagt beim Strickl drauß'n o mit an Hamor.  
[: Hiatz hot's der Gallnwirt erst wahrg'numma, daß er si bund'n hat dazua.:]

Und i glaub', mia hom heamd beleidigt, denn es is die Faschingszeit,  
Koan Student'n hom ma d'runta, wia bei der letzt'n Faschingskneip'.<sup>2)</sup>  
Und won si jemand fühl't beleidigt, können wir ja nix dafür,  
Er muß es uns halt scho' verzeih'n, daß man g'habt hab'n am Papier.  
Es soll a jeda recht schön achtgeben, daß eam so wos nit passiert,  
[: Es is ja nix so fein gesponnen, daß nit kimmt ans Tageslicht.:]

Verleger: Ferdinand Mauskoth. — Druck: Anton Grill, Aussee.

Hierauf folge ein gedruckter Ausseer Faschingsbrief, welcher in diesem letzten Fasching (1911) von herumziehenden Maschkerern in allen Wirtshäusern des Marktes gesungen wurde.

### A g'fährliche Diab.

Es is jo goar nit lang aus, hot si wos rars zuatrog'n,  
Da Schoffa Franz in Lichtersberg<sup>3)</sup> hot wöll'n an Diab vajag'n.  
Wia dö G'schicht' zuagonga is, seids hiatz a bißl stad.  
I hons jo selba g'seh'n und vazähl enks gonz agradt.<sup>4)</sup>

Znagst<sup>5)</sup> kimmt da Hausa-Hansl<sup>6)</sup> hoam, kasbloa<sup>7)</sup> und gonz schneeweiß,  
In Schoffa Franz'n follt dos auf und frogt 'n, wos den geit.<sup>8)</sup>  
Da Hansl sogt: „Mei' liaba Fronz, hon selba g'seg'n beim Liacht,  
Dort drent'n bei da Schupf'n, dort hat si ana g'rührt.“

Da Franz schaut zu da Schupf'n hin und sagt: „Meiner Seel,  
Buama, holts enk hiatz schö' stad, i kimm glei wieda schnell.“  
Er lauft dann zu da Olt'n hoam, valongt do seine Schuah,  
Se müass'n heunt den Diab vajog'n. es wird sist long koa Ruah.

D' Hoamhausan<sup>9)</sup> geh'n hiatz a mit eahm, a jeda kloa vazogt,  
Weil dos wohl a recht g'fährli is, won ma an Diab vajogt.  
A jeda homs an Steck'a g'hobt, oana a Drischl<sup>10)</sup> a.  
„Won mia den Diab davisch'n,“ sagt da Franz, „den geht's nit rar.“

D' Hausa Miaz wor a dabei, daß i dos nit vagiß,  
Dö leucht' eahna mit an Kerzenliacht, weil's scho' a weng finsta is.  
Hiatz ruckan s' holt dem Diab do dohi sakrisch auf'n Leib,  
Da Franz sagt: „Buama, hauts guat zua und zoagts heunt enka Schneid.“

Hiatz haut da Hoamhaus'a Koarl<sup>11)</sup> hin, da fliag'n holt Gahn<sup>12)</sup> davo'.  
Da Schoffa sogt: „Buam, sakra, i moan mia san nit oh.“<sup>13)</sup>  
D' Mirz kimmt mit'n Liacht herbei, schau'n s' g'schwind', wos dos is,  
Do mochan s' owa große Aug'n, weil's grod<sup>14)</sup> a Eckstoan is.

<sup>1)</sup> Der Brotausträger Toni. — <sup>2)</sup> Faschingskneipe. — <sup>3)</sup> Franz Preßl, vulgo Schaffer, Ortschaft Lichtersberg Nr. 16, Gemeinde Altaussee. — <sup>4)</sup> akkurat. — <sup>5)</sup> zunächst. — <sup>6)</sup> Johann Machherndl, vulgo Hauser. — <sup>7)</sup> käsebleich. — <sup>8)</sup> was es denn gibl. — <sup>9)</sup> Hausname des Nachbarn des Schaffers. — <sup>10)</sup> einen Dreschflegel. — <sup>11)</sup> Karl Wimmer, vormals Tannerwirt in der Reiter. — <sup>12)</sup> d' Gahn, die Funken. — <sup>13)</sup> mir san nit an = wir haben uns geirrt, sind unrichtig dran. — <sup>14)</sup> = nur.

En Schoffa glanz'n d' Aug'n voll Freud', er is dabei schö' stad,  
 Er hot si, sog'n mas hoamali, wohl um sei Saufleisch grad,  
 Denn wonn eahm dos amend wer stahl,<sup>1)</sup> do was do dena aus.<sup>2)</sup>  
 Und wos sei Weib dazua hält' g'sogt, va dem hält' eahm wohl graust.

Hiazt steh'n s' oll en an Kroas banand, dos Liacht dos löschd d' Mirz aus,  
 Da Koarl<sup>3)</sup> sagt: „Hiazt machts enk zam, mia geh'n schö' stad nach Haus,  
 Und san ma na schö' stad dobei, daß jo nix weiter kimmt,  
 Sist san ma auf'n Foschingbrief,<sup>4)</sup> dos woas i gonz bestimmt.“

Do reit'n s' übern Hansl her und sog'n: „Du dumma Bua,  
 Du host ins gstop as Noar'n<sup>5)</sup> g'hobt, dos is a schöne Fuahr,  
 Das best' is, daß neahmd g'seha hot, sist kinnt ma ins wohl g'freu'n,  
 An Eckstoan für an Diab oschau'n, dos soll nit mögli sein.“

Und d' Foschingszeit, dos is die Zeit, wo i gern a Gaudi moch,  
 Do wernd die duman G'schicht'n ollsamt aufs Tapet brocht.  
 All's kina ma nit singa do, mia kaman in koa Ocht,<sup>6)</sup>  
 Bis das ma überoll g'wes'n san, is es löng Mitternocht.

Verfasser Hans Hofbauer. — Druck von H. Fitzinger, Aussee.

Auch im Salzburgischen gab es solche Faschingsreimereien, deren wir einige bei M. V. Süß: »Salzburger Volkslieder«, 1865, finden. Man sehe hauptsächlich auf Seite 143 »Da Mauthna Baschl«, Seite 144 »Da Reithausa Hiasch«, Seite 146 »'s Schlachtln z' Zell en Pinzgac« und Seite 148 »Dö Kuahschlächtöng ban Vögei en Pinzgac«.

Die Dichter der Faschingsbriefe hüllen sich meist ins Dunkel. Im Markt Aussee sollen namentlich der Rauchfangkehrermeister Janiß und der Tapezierer Graf gefürchtete Faschingsdichter sein.

Aber im Gößl drin, am Ende der Welt, wollen sie auch ihren Teil vom Fasching haben.

Eigene Schießstatt haben sie keine im Gößl, und ins Gaiswink'l zu gehen ist es vielen zu weit. Da wird denn vom ersten Weihnachtsfeiertag bis zum Faschingsende beim Veit »im Salon« Kapsel geschossen.

Beim Butterer, dem Nachbarn des Veit, hatten sie 1902 eine böse Sau, die abgestochen werden sollte. Sie ließ sich nicht mit der »Sauzang« fangen, worauf sie der Butterer mit einem Dachladen »derrennt« hat, eine neue Art des Sauumbringens, welche den Butterer »auf die Scheib'n« brachte.

Der Vorgang wurde vom Kreuz-Hansl, recte Johann Köberl im Kreuz am Grundlsee, in Wasserfarben auf einer Scheibe in Bild und Wort verewigt.

<sup>1)</sup> Konjunktiv von stehlen. — <sup>2)</sup> da wäre es aus und gescheh'n. — <sup>3)</sup> Kárl wird zweisilbig ausgesprochen. — <sup>4)</sup> Der unausbleibliche Hinweis. — <sup>5)</sup> statt eines Narren, für 'n Narren. — <sup>6)</sup> iñs Orscht khemma = zum Ziel kommen, fertig werden.

Die Scheibe trägt folgende Inschrift:

1903

Da noi Brau,<sup>1)</sup>

„Heut geh'n mas ge an,  
Sagt da Franz,<sup>2)</sup> „mit da Sau.  
Mir wer'n ins nit sama,<sup>3)</sup>  
I woas scho ihr'n Brau.“

„Du stehst in d' Thür,  
Sagt er g'schwind no zan Hans,<sup>4)</sup>  
„Und du, Karl,<sup>5)</sup> schaut,  
Daß d' dawischt bald in Schwanz.“

Aso pfrillt<sup>6)</sup> a langmachtig  
Umanand mit da Zang.  
Das Ding thuat sō wehr'n,  
Eam dauert's scho z'lang.

Hiaz wird a scho schichtig.<sup>7)</sup>  
Gah schreit a „Kreuz fix,  
Wann das a so furt geht,  
Wird 's Ostecha nix!“

Fuchswild nimmt er a Dachbrett,  
Rennt ahi auf d' Sau.  
Hat gar nit lang dauert,  
Leits din<sup>8)</sup> auf'n Bau.<sup>9)</sup>

D' Sau thuat si koan Rühr.  
Aft sticht er 's no g'schwind.  
„Wa scho recht,“ sagt da Hans,  
Wann's na nit in Tag kimmt!“<sup>10)</sup>

Am Faschingmontag oder Fäschingiritäg (der auch kurz Faschingtag genannt wird) tauchen während eines Tanzes beim Veit im Wirtshaus plötzlich Vermummte auf, meistens eine männliche und eine weibliche Maschkera, welche mit verstellter Stimme unter allerhand Allotria einen langen Faschingbrief zur Verlesung bringen.

Schon im Herbst hat sich das Gespräch darum gedreht, wer und was wohl heuer auf den Faschingbrief oder auf »d' Scheim« kommen werde. Nunmehr wird unter allgemeiner Spannung das Geheimnis gelüftet.

Selten wird der Name des Autors bekannt. Durch Zufall habe ich einige Dichter nachweisen können. Im Gößl ist der Bichler Hans, recte Holzknecht Johann Strimitzer, und der Veit Seppl, recte Wirt Josef Köberl, des öfteren an den Reimereien schuld.

Das Jahr 1908 war reich an Faschingsstückln. Einer der auf dieses Jahr bezüglichen Faschingbriefe verspottet die Nachbarn Johann Strimitzer und Johann Rastl (vulgo 'Traninger oder Rastl Hanserl), da sie in der Abwesenheit ihrer Frauen versucht haben sollen, ein Kitz zu melken. Dieser Faschingbrief ist vom Veit Seppl verfaßt und wurde am Faschingmontag 1909 beim Veit von einer weibln Maschkera (Bichler Joch, recte Joachim Mauskoth) vorgelesen.

#### Strohwitwers Leiden.

D' Fäschingdag sand dā,  
Alle Noigkeit kimmt auf,  
Und wer sich betroff'n fühlt,  
Der mächt si nix draus.

I wiar enk hiazt wās sāg'n,  
Wia 's in den Dorf geht zua:  
Nid amāl a Kitz in Ställ  
Hät heintzutåg an Rūah.

<sup>1)</sup> Der neue Brauch, die neue Mode. — <sup>2)</sup> Franz Stöckl, vulgo Butterer. — <sup>3)</sup> Wir werden uns nicht verzögern, es wird flott gehen. — <sup>4)</sup> Der Butterer Hans, Neffe des Vorigen, jetzt kaiserlicher Jäger in Rettenbach bei Ischl. — <sup>5)</sup> Der Butterer Karl, Bruder des Franz, Holzknecht. — <sup>6)</sup> herumfischen (von Pfrill = kleine Fischart). — <sup>7)</sup> Eigentlich schüchtern, hier so viel wie verzagt. — <sup>8)</sup> drin. — <sup>9)</sup> Bauch. — <sup>10)</sup> Der Hinweis darauf, daß es ein Faschingsstückl ist.

Dås Weib das geht in d' Kira, <sup>1)</sup>  
 Da Hansl <sup>2)</sup> is heint Herr im Haus.  
 Dafüa derf ar a mölcha  
 Die Goas scheñ fleißig aus.

Dås Ding dås wa' bälđ g'scheha,  
 Er is 's jâ scho' g'wehnt.  
 Dâ kimmt auf oañmål  
 Sei Nâchbar <sup>3)</sup> aufag'rennt.

Er sâgt: „Heint brauchat i dei Älte,  
 Meine is in Märkt, <sup>4)</sup>  
 Und fir mi is hält dås Stâđn <sup>5)</sup>  
 Wohl a bißl hârscht.

D' Sawina <sup>6)</sup> is a fûrscht,  
 Einkauf'n âll's fia 's Haus.  
 Mir kunnt von Mólcha nid graus'n,  
 Jâ, wânn nur dir nid graust.“

Da Hansl sâgt drauf:  
 „Wânn deini Goas war'n nid gâ z'fad,  
 Miatn <sup>7)</sup> ma 's hält browian,  
 Wo 's <sup>8)</sup> bei mir nid that.“

„Bitt gâ' scheñ!“ sâgt da Nâchba,  
 „Es wa' sist nix dâbei.  
 Mia miass'n ins hiazt tummln,  
 Sist fress'n s' 's gânzi Hei.“

Bälđ 's g'fress'n hâmd,“ so sâgt a,  
 „So hält'n s' neama stad,  
 Dâ wirschd dânn die G'schicht  
 Fir ins a bißal fad.“

Drauf sâgt dânn da Kloani: <sup>9)</sup>  
 „Hiazt hât 's erscht no an Spâñ.  
 Hiazt ziag i no g'schwiud erscht  
 Ma'sch <sup>10)</sup> Ältn an iahring Kidl ân.“

Hiazt sand s' hält gânga  
 San Bichla hiñ in Stâll.  
 Hiazt fângt da Kloan zum mólchar ân,  
 Wia 's g'schiacht wohl úwarâll.

Zwoa sand hiazt g'molcha,  
 Ba da dritt'n is 's umsist;  
 Die hält nid stad  
 Koan oañzing Biss'n nid.

Hiazt sitzt halt da Hansl  
 Gânz gemiathli wida hinzua,  
 's is awar âll's umsist,  
 Dâ Luada gibt koan Rûah.

Hiazt hebt 's hält ân zan hupf'n,  
 Springt eahm ins Sechtal <sup>11)</sup> neñ.  
 Wås hât dânn wohl dås Râbers, <sup>12)</sup>  
 Wås kân denn dås wohl señ?

Den B'sitza va' den Vicherl  
 Den wirschd scha völlig lâb. <sup>13)</sup>  
 „Jâ,“ sâgt a, „hiazt schau amâl!  
 's geht bereits scha geng Mittâg.“

Hiazt wiss'n 's nid, soll'n s' mid Guad'n  
 Oda mid Schlecht'n die Sâch ângehñ.  
 „Jâ,“ sâgt drauf da Greßere,  
 „Mia wernds hält do nid fecht vastehñ.“

„Jâ,“ sâgt drauf dar Ânari, <sup>14)</sup>  
 „I mâg mi nid a so plâg'n.  
 Wârs war 's, wânnst du die Beschtie  
 Mir dathst a wenig hâbn?“ <sup>15)</sup>

Hiazt nimmt a 's hält ban Deckhl,  
 Hält nida, daß 's frei khrächt.  
 Wânn's g'wißt hiat das señ Älti,  
 Die hiet g'wiß dazua nid dlâcht.

Er hâbt wohl nida,  
 Dar Ânar âllweil schreit,  
 Daß a ba dera Goas  
 Koan Stricher <sup>16)</sup> gâ' nid greift.

„Jâ,“ sâgt drauf da Greßa,  
 „Wia ma nettar âll's vagißt!  
 Hiat <sup>17)</sup> ma 's so mei Älti g'sâgt,  
 Dås dritti is a Kitz!“

„Du Seefauba,  
 I woab nid, wia kurios du bist!  
 I kân di nid begreif'n,  
 Daß d' so wås so leicht vagißt!“

Hiazt sâgt ar eahm 's mid an ernst'n Ton:  
 „I bitt' mir's âwar aus,  
 Daß d' ma koan Mensch'n wås sâgst,  
 Sist khemman mar aufn Fâschingbriaf <sup>18)</sup>  
 drauf.“

Und weil hält mir Weiba  
 Dås Rêd'n wohl nid thoan spâr'n,  
 So hâm ma die Gaudi  
 Aus frischea Quöll erfâhr'n.

I hâb enk's hiazt vales'n,  
 Und hält 's mir hält nix fta!  
 I bi jâ nid da Dichta,  
 Wânn's wöllts, so zâhlts a Bia!

1) Kirche. — 2) Der Rastl Hanserl. — 3) Der Bichler Hans. — 4) In Aussee. —  
<sup>5)</sup> Die Stallarbeit. — 6) Taufname der Traningerin, recte Rastlin. — 7) Müßten wir's. —  
<sup>8)</sup> Ob es. — 9) Der Rastl. — 10) Meiner Alten einen ihrigen. — 11) Der Melkeimer. —  
<sup>12)</sup> Sprich „Hrobas“, Scheltwort (vom französischen ribauld?). — 13) Schlecht zu Mute. —  
<sup>14)</sup> der andere. — 15) halten. — 16) Keine Zitzen. — 17) Hätte. — 18) Der unausbleibliche  
 Hinweis.

Im selben Jahre entstand der folgende Faschingsbrief, welchen einer der Helden des früheren Abenteuers, der Gößler Bichler Hans, verfaßte. Dieselbe Begebenheit wird auch auf einer Gaiswinkler Faschingsscheibe desselben Jahres verspottet. Dieser Faschingsbrief wurde beim Schraml in Grundlsee von zwei Maschkerern (Bichler Hans und Brand Karl), die sich nicht »bleßt« (i. e. demaskiert) haben, vorgelesen. Einer derselben hatte einen dem Veit gehörigen alten Offiziersmantel an, so daß alle vermuteten, der Vermummte sei der Veit Hermann.

1909.

Do Fäsching is uma  
's Scheib'nschiaß'n is aus.  
Hiazt nehma mar in Eisstock  
Und schiaß'n auf d'Maus.<sup>1)</sup>

Die Grundlseea Schitz'n  
Sand zu den Spiel gleich bereit,  
Sand Wu'schtschiaß'n<sup>2)</sup> g'anga  
Bis eina zan Veit.

Den 28ten Jänner  
Recht zeitli zu Mittlåg  
Sand d'Eisschitz'n g'anga  
Mir wurscht völlig läb.

Die Engan und die Weit'n<sup>3)</sup>  
Und a die zwoa Moar,<sup>4)</sup>  
Sie wöll'n die G'schicht' mächa  
Genau auf a Hoar.

Awa so leicht geht däs nid,  
Es is jä gâr a Graus.  
A so a Stock-Luada  
Der friecht<sup>5)</sup> oft d'Maus.

„Äwa d'Wu'scht hãm ma g'wunga!“  
So fuaft da Khriag<sup>6)</sup> aus,  
„Meini Schitz'n, guat g'schoss'n!  
Mir hât gâ' nia graust.“

Freilli' die Vaspült'n  
Die lächnt wohl nid.  
Sie hãmd hãlt nix troffa,  
Drum schaud 's hiazt so wüld.

„Thuats enk nid haribn,“<sup>7)</sup> sãgt oana,  
„Und mächts enk nix draus!  
In Salon geh'n mar eini  
Und hãlt'n den Schmaus.“

Thuats na schnöll ess'n  
Und trinkts enk guat z'sãmm!  
Bãld d'Weiba äft khemmant,  
Dã hãm mar an Tãnz.

D'Leit sand scho lustig  
Hüsch<sup>8)</sup> äll's umadam.  
In Salon tãnz'n s' lustig  
Um an Of'n herum.

Singar und Tãnz'n  
Dãs is jä nid g'fãilt.  
Wãnn ins nur sist<sup>9)</sup>  
Koa Malãhr nid ereilt.

Äwa da Veit in alla Vursicht  
Schaut dlei,<sup>10)</sup> wo nix brennt.  
Daweil hãt eahm da Schanzl<sup>11)</sup> mid da  
Kristerin<sup>12)</sup>

Scho' en Of'n umghrennt.

D'Kristerin schaut finsa<sup>13)</sup>  
Und sãgt: „G'schwind hat ma graust.  
Mid an so an G'sölln tãnz'n gehã,  
Zãhlt ma g'wiß drauf.“

Sie hãmd äll's g'schwind z'ãmm'g'hramt  
Und d'Gluat aussatrãg'n.  
's is weida koa Ufãdlickh<sup>14)</sup> g'scheg'n.  
Es laßt si nix sãg'n.

Mei liawa Veit,  
Hãb ma nix fir unguat.  
Dãs kãnnst da leicht denkha,  
Dãs mächt's jungi Bluat.

Mei liawar Albin,  
Dã schaut's hiazt wohl nid fa aus.  
Dã kommts ge no z'lest  
Auf'n Faschingsbriaf<sup>15)</sup> drauf.

<sup>1)</sup> Das Holzpflockchen, welches das Ziel bildet, anderwärts Taub'n genannt. —  
<sup>2)</sup> Wurstschießen, es wird um Würste gespielt. — <sup>3)</sup> Die Engen sind diejenige Partei, deren Anführer, der <sup>4)</sup> Moar, nahe zur Maus getroffen hat, die <sup>5)</sup> Weiten die Gegenpartei, — <sup>6)</sup> Fürchtet, überhaupt ist der Dialekt des Gößler Faschingsbriefes noch urwüchsiger als die Gaiswinkler Scheibenorthographie. — <sup>7)</sup> Der Fischer Anton Gaiswinkler, vulgo Krieg. — <sup>8)</sup> ärgern. — <sup>9)</sup> hübsch. — <sup>10)</sup> sonst. <sup>11)</sup> gleich, ob. — <sup>12)</sup> Albin Schlemmer. — <sup>13)</sup> Sophia Amon, siehe Gaiswinkler Faschingsscheibe von 1909. — <sup>14)</sup> Unglück. — <sup>15)</sup> Der unausbleibliche Hinweis.

Dar Albin tänzt flott weid!  
Und sagt: „Ligt nix drän.  
Zan Schluß hämd do d'Leit  
Wäs z'lächa dā davoñ.“

Die Nächt geht lustig uma.  
Hiatz mäch mar ins bälld z'sämm!  
Paßt's nur guat auf,  
Daß man koa Malär neama hām!

Du, Sepp,<sup>1)</sup> geh' spåun d'Ëross ein!  
Mir wirschd scho' bång.  
Mir miass'n ge hoam zua,  
Is da Weg so vül läng.

D'Ëross sand schon einög'spännt  
Und äll's is bereit.  
Hät da Veit seine Gäst no  
Zan Schlid'n begleit.

Steig'n ma dlei eini!  
Dahiñ geht's in Tráb.  
Und wia d'Ëross änzziagn,  
Is d'Deichs'lstång äb.

Die Weiba hämd g'jammast!  
„Hiatz is denna gänz aus!“  
„Na, na,“ sagt der Schraml,  
„Da Veit hülf ins scho draus.“

Da Veit bindt eahñ d'Stång z'sämm  
Und sagt: „Heint häbt's schoñ 's Pé.<sup>2)</sup>  
Däfü' fährschts hält äft ge schnölla  
Dahinaus dā nāch'n See.“

Wia's weida no gangar is,  
Woab i nix z'fed'n.  
Wo's<sup>3)</sup> denna ban Hoamfähr'n  
Koa Malär neama hät geb'n.

Däs Hoamfähr'n is weida koa G'spoab.  
Der's scho browiascht<sup>4)</sup> hät, der woab's,  
Daß mar aufpass'n muaß,  
Daß ma nid umschmeiß'n thuat.

Die G'schicht' is hiazt aus  
Und koa Mentsch is do d'nennt.<sup>5)</sup>  
Hiatz miaß'n's eahñ's bläs'n  
Schoñ sölwa, die's brennt.

Wänn enk die G'schicht' nid g'fäll'n soll,  
So mäch' i mi aus da Sehmia'.  
So nehmts nur die, die's 'dicht hāb'n hē —  
Und mir zählts dāfü' a Bia!

Vom Bichler Hansn rührt auch der Gößler Faschingsbrief vom Jahre 1910 her. Er wurde von einer »weibat'n Maschker« (Brand Karl) beim Veit im Gößl am Faschingstag während des Tanzes mit verstellter Stimme verlesen.

## I. T E I L.

1. Leut' paßt's auf und lost's!  
Es kimmt jå neamd uman Kopf.  
I wüll enk's nur kfād beschreib'n,  
Wäs in Gößl äll's fi'kimmt<sup>6)</sup> ban Heig'n.<sup>7)</sup>
2. Es hät oft an Dnäd.<sup>8)</sup>  
Es is gā' nit zan säg'n.  
Bälld hiñ und bälld hē  
Siagt ma's fähr'n mid'n Wäg'n.
3. A Heifarschtl<sup>9)</sup> fass'n,  
Sägt p'Finkhin, kån i a.  
Wänn na netta zan Schluß  
Da Luada-Bindbam<sup>10)</sup> nit wā!

4. „'s Farschtl is fe'schtig,<sup>11)</sup>  
Sägt p'Finkhin, „wänn's is na thuat!  
Schiabt's nar aufa an Bindbam!  
I hāb'n<sup>12)</sup> scho guat!“
5. D'Foscht,<sup>13)</sup> die steand<sup>14)</sup> hiazt nitschöñ dā,  
Mia mess'n 's no vadrähñ.  
Mei liawi Finkhin hāb' di äñ,  
Sist macht's di' ähaflāñ!<sup>15)</sup>
6. Hiazt fängt da Bindbam 's zābln äñ.  
Da Finkhin wirschd hiazt lāb.<sup>16)</sup>  
Da Bindbam hät s' schon äha<sup>17)</sup> gschlång,  
Daß sie äll's hēzoagt hāt.

<sup>1)</sup> Josef Köberl, vulgo Veit, der junge Wirt. — <sup>2)</sup> Pech. — <sup>3)</sup> ob es. — <sup>4)</sup> probiert. — <sup>5)</sup> genannt, g vor Liquiden wird oft zu d. — <sup>6)</sup> Vorkommt. — <sup>7)</sup> Heumachen. — <sup>8)</sup> gnäd, von genötig, es ist eilig. — <sup>9)</sup> Eine Last (Heifarschtl, Budafarschtl = in einen Binkel gefaßtes Heu, Butter). — <sup>10)</sup> Die Stange, an welcher die Heubinkel am Heuwagen befestigt werden. — <sup>11)</sup> fertig. — <sup>12)</sup> Ich halt' ihn schon gut. — <sup>13)</sup> Der Heuwagen. — <sup>14)</sup> stand (so wie geang als Imperfektum von gelien). — <sup>15)</sup> herunterwerfen. — <sup>16)</sup> nicht gut, ängstlich zu Mute. — <sup>17)</sup> herunter (abe).

7. D'Leit sand schia dakemma.<sup>1)</sup>  
 Es is jä a koa Gschpoaß,  
 Da' d'Sunn' hiazt is so nähe dä,  
 Dä is jä grausla hoaß.
8. D'Stoanföldin, die sägt zan Buam,  
 Hiazt gehst weg dä va da Sunn',  
 Mächst jä sist in Sunnstih<sup>2)</sup> kfiag'n,  
 Du bist jä no weit z'jung.
9. Mia miassn hiazt ge henga.<sup>3)</sup>  
 's Hei is faushti'sch<sup>4)</sup> den Täg —  
 Und ob's es guadi z'haus brächt häm,  
 Däs bleibt no läng die Fräg.

## II. TEIL

(verspottet, unabhängig von dem zu gleicher Zeit im Gaiswinkel entstandenen Scheibentext, ein und denselben Gegenstand, nämlich das nächtliche Schöbern der Rastl-Leute).

1. Es is nit vül dahinta.  
 Äwa, daß i eng's no g'schwind säg',  
 Dä is jä ba da Rastlin  
 Vül läba<sup>5)</sup> g'west die Säch'.
2. Die Sunn' hiat' iah' koan Mäng'l<sup>6)</sup> g'häbt,  
 Hiat' iah' daspoarscht<sup>7)</sup> die Plag'.  
 Äwa hiazt soll's hält no schüwan gebñ  
 Ba da stockbräbnfins'an Nächt.
3. Du, Älta zindt d'Lädern<sup>8)</sup> g'schwind äñ  
 Und henk's in Hiaflar auf!  
 Äwa wänn ins just we' seha thuat,  
 Is's denna wohl gänz aus!
4. Es is' wohl a koa Wun'a, sägt da Rastl,  
 A so a Schüwan ba da Nächt!  
 Wänn ins dä wer fechta siacht,  
 Wer'n mar auf'n Faschingsbriat no 'brächt.
5. Hiazt bist stad, sägt d'Rastlin,  
 Und fed' ma du nix aus!  
 Und wänn i no wäs her davoñ,  
 Läß i di neamar in däs Haus.

## III. TEIL.

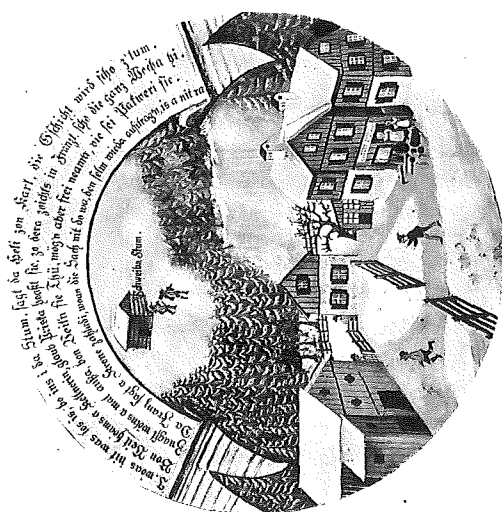
1. I wissat wohl no mehra,  
 Äwa, es wirschd enk hält nit g'fäll'n;  
 Bald's in Gößl üwafäh'n<sup>9)</sup> thoand,  
 Gehnd s' näckat<sup>10)</sup> in die Älm.
2. In da Friaht dä is's so d'nätig<sup>11)</sup>  
 Und in d'Älm dä is's so weit.  
 Er hät koa G'wand nit äñd'legt,<sup>12)</sup>  
 Er hät jä neama Zeit.
3. D'Leaflin wärscht'<sup>13)</sup> a länki Zeit  
 Scho dromat auf dar Älm.  
 Und wie da Bua no endli kham,  
 Dä hät ar iah' nit g'fäll'n.
4. „Du Luadabua,“ sägt d'Leaflin,  
 „Hiazt legst a Gwänd äñ bald!“  
 Und dar Adlberscht sägt gänz dasig:  
 „Heint wirschd mar eh nit z'kält.“<sup>14)</sup>
5. Hiazt muaß i ge henga.<sup>15)</sup>  
 Seid's eh scho g'wiß p'fridn.<sup>16)</sup>  
 Häbt's ma nix vorübl,  
 Es bricht mar eh scho bald d'Stimm.<sup>17)</sup>
6. I valäng nix fia's Les'n,  
 Däs wa' ma weit z'schia' —  
 Äls hechst'ns zan Schluß  
 Va da Finkhin<sup>18)</sup> a Bia.

<sup>1)</sup> erschrocken. — <sup>2)</sup> Sonnenstich. — <sup>3)</sup> aufhören. — <sup>4)</sup> rauschdürr, so von Hitze vertrocknet, daß es rauscht; der Ausdruck findet sich schon bei M. V. Süß, Salzburger Volkslieder, 1865, pag. 176:

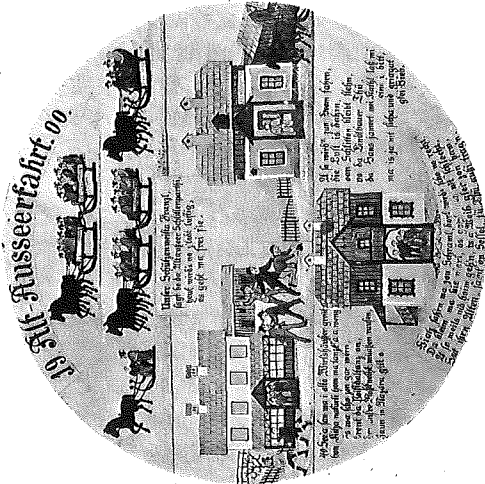
Und mir kemmant d'Weibalüt fü'  
 Als wänn 's auf und auf waa'nt rauschdü,  
 Däfatst mit koana brennatn Pfeiffn fü'.

Die Finkin hat als bejahrte Witwe (nach dem Jäger Syen Paul) zum zweitenmal geheiratet; deshalb werden ihr hier im Scherze so viel „Hitz'n“ zugeschrieben. — <sup>5)</sup> schlimmer, ärger, zuwiderer. — <sup>6)</sup> keinen Mangel gehabt, das heißt hätte sie nicht geniert. — <sup>7)</sup> erspart. — <sup>8)</sup> Laterne. — <sup>9)</sup> Überfahren heißt das Übersiedeln von der Niederalp in die Hochalp und umgekehrt. Veranlassung dieses Gedichtes ist, daß die Leaflin (recte Strimitzer) von der Vordernbachalp in die Gößler Alm überfuhr, wobei ihr ihr 18jähriger Sohn Adalbert hätte behilflich sein sollen. Dieser war aber erst am hellen Morgen von einem Tanz beim Ladner heimgekommen und eilte übernächtigt und verschlafen ohne Hut seiner Mutter auf die Alm nach. Wie sehr der Hut beim Bauern zur Tracht gehört, beweist, daß das Erscheinen ohne denselben scherzweise als <sup>10)</sup> „nakt geh'n“ bezeichnet wird. — <sup>11)</sup> genötigt, eilig. — <sup>12)</sup> angelegt, angezogen. — <sup>13)</sup> wartet. — <sup>14)</sup> Wer übernächtigt ist, muß bei jeder Bewegung oder Arbeit schwitzen. — <sup>15)</sup> aufhören. — <sup>16)</sup> zufrieden (so gebildet wie „p'vül“ = zuviel). — <sup>17)</sup> Mit der drohenden, beim Vortrag markierten Heiserkeit leitet der Maschkera seine Bitte um ein Bier ein, welches er von der am ärgsten hergenommenen. — <sup>18)</sup> Finkin verlangt.

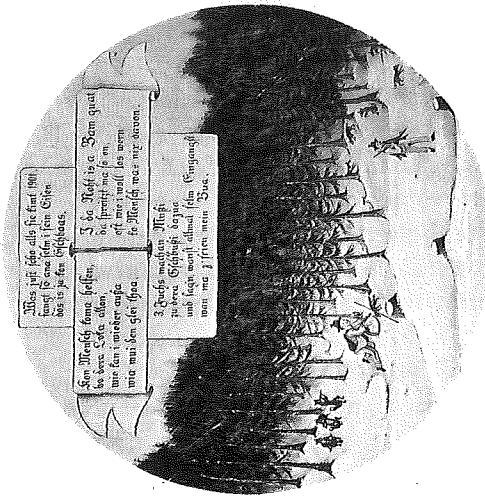
1899.



1900.

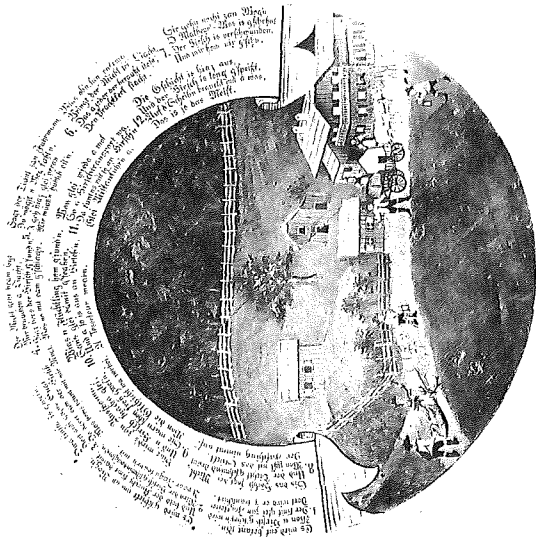


1901.

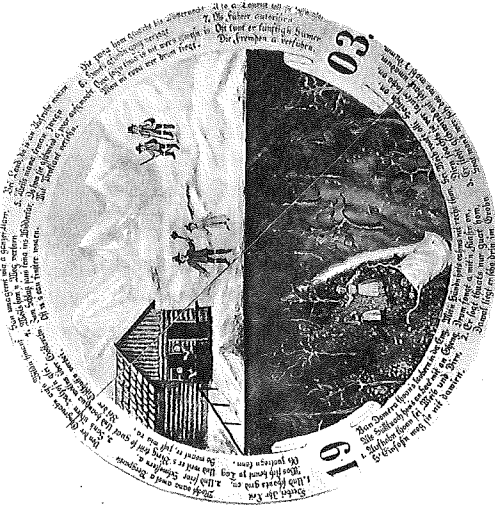


Tafel I.

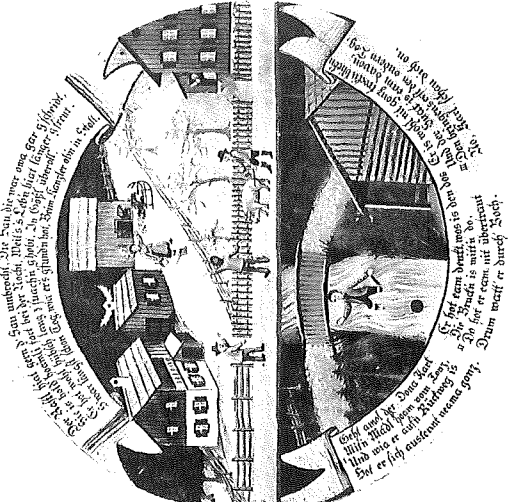
1902.



1903.



1904.





Mit ebensolcher Spannung wie der Faschingsbrief wird das Ereignis erwartet, welches »auf d' Scheim kimmt«.

Am Faschingsonntag nachmittag, sobald das Scheibenschießen beendet ist, bringt der vermummte und als Hanswurst gekleidete Zieler unter Jauchzen und Springen die Faschings-scheibe in die Gaiswinkler Schießstatt, steigt auf den Tisch und verliert unter häufiger Apostrophierung der auf der Scheibe Verewigten zum allgemeinen Gaudium den Text.

Dann bildet sich der Schützenzug mit dem die Scheibe tragenden Zieler an der Spitze. Hierauf folgen die Spielleute, zwei Seitenpfeifer und ein Trommler, welche beständig die »Schitzntanz« aufmachen, das ist der Tusch, welcher zu einem Viererschuß gehört, eine Melodie, welche mit der steirischen Tanzweise der »Drei Schleunigen« Ähnlichkeit hat.

Der Zug marschirt zum Ladner oder zum Schraml, wo der »Schitznball« stattfindet.

Heint is 's amål lustig,	Åwa san ma na lustig,
Heint is amål fa'.	Wås Scheib'nschitz'n sand!
Heint hãm mar an Schitz'nball	Schauts insri Mentschar åñ,
Und an Tãnz a.	Wia sa si draht!

So lauten zwei alte Gsangln. Die Scheibe wird dann auf der Schießstätte aufbewahrt.

Nunmehr folgen in chronologischer Reihenfolge die Faschings-scheiben der Gaiswinkler Schützengesellschaft von 1899 bis einschließlich 1911.

Die lokalen Begebenheiten sind in Kreisform auf quadratischen Holz-scheiben in Ölfarbe gemalt. Im oberen Eck des Scheibenquadrats, oft auch im linken und rechten, steht meistens die Jahreszahl, doch beschränken sich die hier gebotenen Abbildungen auf die Darstellung des bemalten Scheibenkreises, da die mit schablonenhaften Anstreicher-ornamenten ausgefüllten Ecken zu viel Platz beansprucht hätten. Selbstverständlich wurde die Orthographie der Originale beibehalten.

### Faschings-scheibe von 1899.

Im oberen Eck die Jahreszahl 1899, rechts das Veit-Haus im Schnee, davor die Veitin und die Dirn mit zusammengeschlagenen Händen. Der Doner läuft weg, der Veit Hugo † ihm nach, ihn bittend, er möge doch sein »Päckweri,« das vor der Tür liegt, mitnehmen. Es besteht aus einem Woadsack, zwei Peerhammern, Kochpfanne, Schmalzdesn, Reindl und einem Kotzen. Hinter der »d'austern Kuchl« und hinterm Stall schaut je ein Mann neugierig hervor. Oben die Holzstube in der Schwaiber (jetzt verfallen), aus welcher der Karl und der Heli das Gepäck des Doner Franz heruntertragen. Darüber folgende Inschrift:

„I woas nit, was los i bo ins i da Stum,“<sup>1)</sup>  
Sagt da Heli<sup>2)</sup> zon Karl,<sup>3)</sup> „die G'schicht wird scho z' tum.“

<sup>1)</sup> Holzstube (im Schwaiber-Schlag ob dem Gößl). — <sup>2)</sup> Abkürzung des in der Ausseer Gegend beliebten Taufnamens Heliodor, gemeint ist der Stöger Heli, ein Holzknecht. — <sup>3)</sup> Karl Mauskoth, vulgo Other, ein Gößler, damals Holzknecht, jetzt Bauer im Gaiswinkel, vulgo: „Da jung Domerer“.

Ban Veit hoams a Kellnerin, glaub' Priska <sup>1)</sup> hoast sie,  
 Zo dera zoichts in Franzl <sup>2)</sup> scho die ganz' Wocha hi.

Znagst wölns a mal außa, bon Veit'n <sup>3)</sup> fie Thü,  
 Mög'n aber frei neama, vie sei Packweri fie.

Da Franz sagt: „A Krone zahladi, woan die Sach' nit do wa,  
 Den selm wieda auftrag'n, is a nit ra.“

### 1900.

Oben die Aufschrift: 19 Alt-Ausseerfahrt 00. Darunter eine Schlittage. Zuerst ein zweispänniger Eisschlitten, an welchen ein anderer angehängt ist, beide vollbesetzt. Hierauf ein einspänniges Goaßl, vorne die Frau, hinten rittlings kutschiert der Mann, darauf zwei gekoppelte Eisschlitten mit einem Paar Pferde, wie oben, schließlich ein zweispänniger viersitziger Schlitten, Links in der Mitte das Kitzer Wirtshaus in Alt-Aussee, vor welchem gerauft wird, rechts in der Mitte das Lindlbauer-Gasthaus in Grundlsee; vor der verschlossenen Tür steht der Lindlbauer, † 1910. Unten Schramls Gasthaus in Grundlsee, in der Tür zwei Männer, welche zuschauen, wie eine Frau ihren Mann, der keine Anstalten zum Gehen macht, auf dem Sessel sitzend hinausträgt.

Unser Schützenmeister Franzl

Sagt bo da Alt-Ausseer Schlittenparthi:

„Heut' wird's no z'todt lustig,

Ös geht ma frei sie.“

40 See'a san ma i allö Wirtshäuser g'rennt,

Bon Kitz, natürl, hom ma tanzt a a weng.

Ös wa scho zon gar wer'n,

Brent da Poistaltanz on,

Denn uns're Roßknecht müass'n rauf'n,

Hau'n in Nazara <sup>4)</sup> gut o.

A so wird's zum Hoamfahr'n,

Die Lust is dahin.

Oan Schlitten bleibt steh'n

Vo da Lindlbauer-Thü.

Da Hans jammert: „Mei Kath'l, lass' mi eini, i bitt',

Ma is ja nit sicha und griagat glei Hieb'.

Hiazt fahr'n ma zon Schraml, dort wird's scho no recht,

Da bleim ma bis vieri, ös geht uns nit schlecht.

A so weils nid hoam geh'n, is a Weib glei zön ham,

Hat ihr'n Alten samt den Sessel fü Thü(r) außitrag'n.

### 1901.

Wald im Schnee, links drei Füchse, welche mit Triangel, Geige und Seitenpfeife musizieren, in der Mitte der im Eisen gefangene Jäger Thoner Franz, recte Gaiswinkler (derselbe welcher schon 1899 „auf da Scheim“ war) sich an einen Baum anspreizend. Rechts derselbe nach Hause gehend, hinten der Wald voller Füchse.

Was just scho all's fie kimmt 1901:

Fangt sö ana selm i sein Eisen,

Dös is ja kon Gschboas.

„Koa Mensch koma helfen,

Bo dera Locka alloa.

Wie kan i wider außa,

Wia mui den glei thoa.

I da Noht is a Bam guat,

Da spreizt ma sö on,

Oft wie i woll los wer'n,

Ko Mensch was nix davon.“

<sup>1)</sup> Die damals 16jährige, sehr saubere Priska Moser, jetzt Weib des <sup>2)</sup> nunmehrigen gräfl. Jägers Franz Gaiswinkler, vulgo Doner, der damals Holzknecht war. — <sup>3)</sup> Hausname vieler Generationen von Göbller Bauern, jetzt Wirten. — <sup>4)</sup> Ein Altausseer.

Drei Fuchs machan Mussi  
 Zu dera Gschbussi dazua  
 Und sag'n: „Wanst allmal selm eingangst,  
 Wan ma z'frien, mein Bua.

1902.

Rechts das Haus des Jagdleiters der ehemals fürstlich Kinskyschen Jagd. Der Jagdleiter Gaiswinkler, vulgo Karler, auch Virschtlmäñ genannt, war Gemeindevorsteher von Grundlse. Vor dem Hause der leere zweispännige Leiterwagen. Der Fahrmann hält die Pferde. Der fürstlich Kinskysche Jäger Michael Hütter, vulgo Häslinger Michl, jetzt in Pension, kommt mit einer Laterne. Der Jäger Benedikt Stöckl, vulgo Ülling Tichtl, steht hinter dem Wagen und deutet zurück. Bei der Troglaub'n schauen zwei Weiber zu. Links bringen die Pferde, denen der Michl voranleuchtet, den verlorenen Hirsch geschleift, hinten geht der Tichtl nach. Darüber die Aufschrift:

## Eine interessante Hirschlieferung.

Es wird enk bekannt sein,  
 Won a Hirsch g'schoss'n wird.  
 Der kimmt zum Jagdleiter,  
 Dort wird er z'transchirt.

Es wird g'schickt um an Wog'n,  
 Und bald da Knecht kimmt damit,  
 Wird da Hirsch g(sch)wind auf'lod'n  
 A poar Jaga foahr'n mit.

Owa finsta is g'wes'n  
 Dort aufi geg'n's Guat,  
 Do denkt eam da Hirsch:  
 Was, hab'n s' heunt mit mir Muat.

Da Michl geht hoam, sagt,  
 Mir brauch'n a Liacht,  
 Hiazt hat's da Hirsch g'fund'n,  
 Was no mit eam g'schiacht.

Sogt da Tichtl zan Fuhrmann,  
 Du mögst'n Weg feibl'n,  
 I geh' hiazt dlei voran,  
 Wir müass'n hübsch eil'n.

Wia s' ob'n san onkemma,  
 Bringt da Michl sei' Liacht,  
 Daß a jeder, der heraußt steht,  
 Den Prachtkerl siacht.

Sie geh'n nachi zan Wog'n,  
 O Malheur! — Wos is g'seh'n?  
 Da Hirsch is verschwunden  
 Und mir hom nix g'seh'n.

's is das Höchst', sagt da Michl,  
 Und da Tichtl g'schwind drauf:  
 Won just nit das Stückl  
 Da Fasching nimmt auf.

Hiazt wird's zan Aussponna,  
 Und'n Hirsch suacha dlei',  
 Sie war'n schon froh g'wes'n,  
 Won die G'schicht wa vorbei.

Wia s' 'n Flüchtling hom g'fund'n,  
 San's dlei damit g'foahr'n,  
 Und a so is aus an Hirsch'n  
 A Teserteur woarn.

Won dlei wieda a mol  
 So a Hirschtransport wa,  
 Da kunt'n's mit so an Hirsch'n  
 Dlei Mistanführ'n a.

Die G'schicht' is hiaz aus  
 Und der Hirsch is long g'speist,  
 Auf d'Scheib'n braucht ma a wos,  
 Dos is jo das Meist.

1903.

Obere Darstellung: Links vor der Hütte zwei Schwestern des Schanzl Albin, recte Schlömmer, welcher in der Mitte des Bildes abgebildet ist, wie er seiner dritten Schwester (sie heißen Flora, Romana und Mirz), die ganz verzagt scheint, mit einer „brinnat'n Buchl“ leuchtet. Von rechts kommen lachend die beiden Retter über's Gebirge.

1. Herbei, Ihr Leit,  
 Und schaut's grad on,  
 Wos sich heunt zu Tag  
 Ols zuatrog'n kann.

2. Mocht oana amol a Bergpartie  
 Und seine Schwestern a,  
 Unl weil er 's Birig kennt so guat,  
 So moant er, just wia ra.

3. Von der Elmgruab'n auf'n „Wild'n“ hinauf  
San s' über'n Salzof'n dlei,  
Und hoamzua woll'n s' über d'Gößleralm  
Bei der Eiblhütt'n vorbei.
4. San umag'rent wia a ganzer Narr,  
Weil s' hom 'n Weg verlör'n.  
Zum Schluß san s' kemma in's Widderkar,  
Oft is's ean finster woarn.
5. Bei Land, do is an Aufruhr woarn,  
Weil s' niama kemman zweg'n.  
Do hom sie g'schwind a poar aufg'macht,  
Mit Profiant verseh'n.
6. Die zwoa hom g'suacht bis Mitternacht,  
Homt's g'fund'n gonz verzogt.  
Owa sog'n thua is nit, wer's g'wes'n is,  
Won mi eppa wer drum frog't.
7. A so a Tourist soll sie loss'n dlei  
Als Führer autorisir'n,  
Oft kunt er künft'ig'n Sumer  
Die Fremden a verführ'n.

Darunter am Rande die Jahreszahl 1903 und die Darstellung der waldigen „Eng“, in welcher die Leute des Johann Amon, vulgo Tomera z'Hopfgärschtn, der eine Zeit lang Schützenmeister war, mit dem „Laubern“, das heißt Streu sammeln, beschäftigt sind. Der Tomera hat sich dabei, da er statt des sonst gebräuchlichen Hülltuches einen zusammenziehbaren Sack verwendete, in dem er das Laub mit den Füßen zusammentrat, selbst eingesackt, was die links stehende Dirn so erheitert, daß sie den Besen fallen läßt.

1. Ban Tomera thoan's laubern in da Eng,  
Als Hülltuach hom s' an Sack mit an Gheng,  
Aufhob'n thoan sei Weib und Dirn,  
S'Einfoss'n mog sie nit dawirn.
2. Mit'n Händ'n hot s' eahm's nit recht thon,  
Drum fongt a mit'n Fuaßn on,  
Er sogt, thuat's nur guat hom,  
Dawol liegt er scho drin im Grob'n.
3. Sei Weib ruaft olli Heilig'n on,  
D'Dirn soacht s' sie vor lauter Locha on,  
Er steht g'schwind auf, schaut umadam,  
Sogt, wön's wer sah, das wa wohl z'dumm.

## 1904.

Oben die Nachbarhäuser des Rastl (vulgo Traning'er) und Bichler in Gößl. Die Traning'erin deutet, mit dem Sautrank in einer Hand, auf die offene Tür des leeren Saustalles. Der Rastl treibt von rechts die Sau auf der Straße nach Hause; zwei Burschen winken seiner Frau. Aus dem Nachbarhause schaut die Bichlerin mit aufgehobenen Händen heraus. Darüber folgender Text:

Da Rastl <sup>1)</sup> hiet gern d'Sau umbrocht,	Er hot wohl hübsch lang z'suach'n g'hobt
Die Sau, die war owa gar g'scheidt,	In Gößl überoll.
Sie is hold hoamli fort bei da Nocht,	's war längst scho Tag, wia er's g'fund'n hot,
Weil's Leb'n hiet länger g'freit.	Beim Kanzler <sup>2)</sup> ob'n in Stoll.

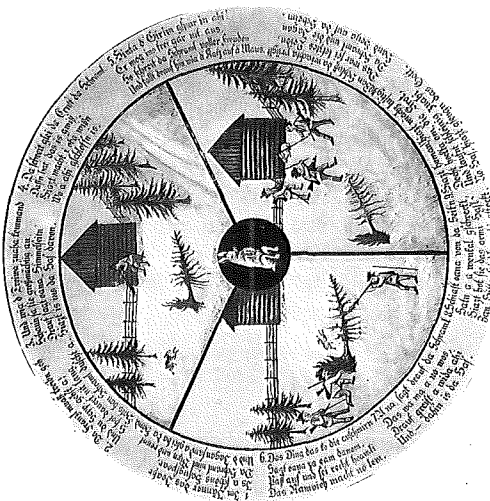
Unten die über die Toplitz führende Brücke, rechts davon das „kaiserliche Fischhaus“, eine Holzstube. Durch den Bach watet der Doner Karl, vorne schwimmt sein Hut.

Darunter ist zu lesen:

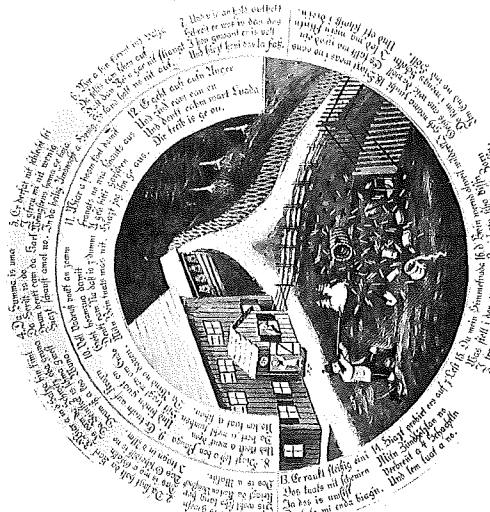
Geht amol da Doner Karl <sup>3)</sup>	Er hot eam denkt, wos is den dos,
Mit'n Madl <sup>4)</sup> hoam vom Tonz,	Die Bruck'n is mitt'n do,
Und wia er auf'n Rückweg is	Do hot er eam nit übertraut,
Hot er sich auskennt neama gonz.	Drum wat't er durch'n Boch. <sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Johann Rastl, vulgo Traning'er wohnt am See im Gößl. — <sup>2)</sup> Ferdinand Otter, vulgo Känzler, oben im Dorf im Gößl. Das „Sauvernageln“, das heißt die Türe des Saustalles um Weihnachten vor dem Schweineschlachten zunageln, ist allgemein üblich. Der den Stall vernagelt hat, hat dann Anspruch auf Würste. In vorliegendem Falle wurde die Sau vor dem Abstechen sogar gestohlen und am anderen Ende des Dorfes versteckt. — <sup>3)</sup> Karl Gaiswinkler, vulgo Doner, in Gaiswinkl, Bruder des Scheibenhelden von 1899 und 1901. — <sup>4)</sup> Dessen Schätz, die Egg Thres, recte Theresia Gasperl (jetzt seine Frau) im Gößl, die damals beim Krister bei den Weanern, also auf der entgegengesetzten Seite des Sees, Dirn war. — <sup>5)</sup> Über die Toplitz geht ein Steg, doch hat sich der gute Karl, da er seinen Füßen nicht recht traute, lieber entschlossen, durch die Toplitz zu waten, wöbei er den Hut verlör.

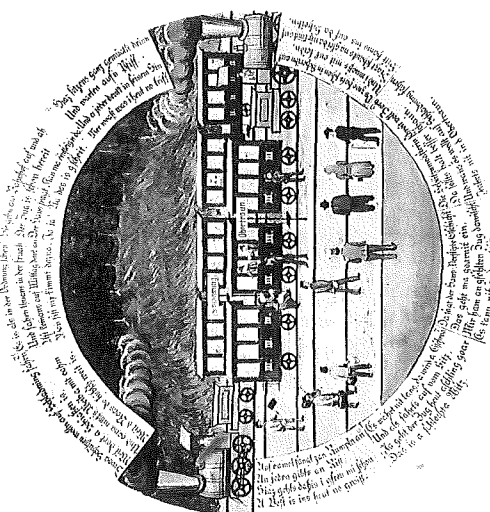
1905.



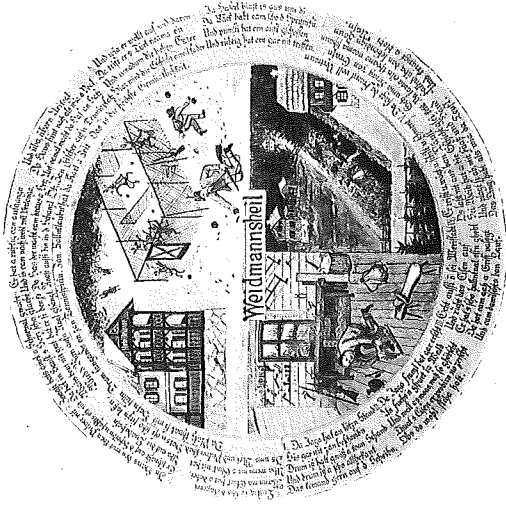
1906.



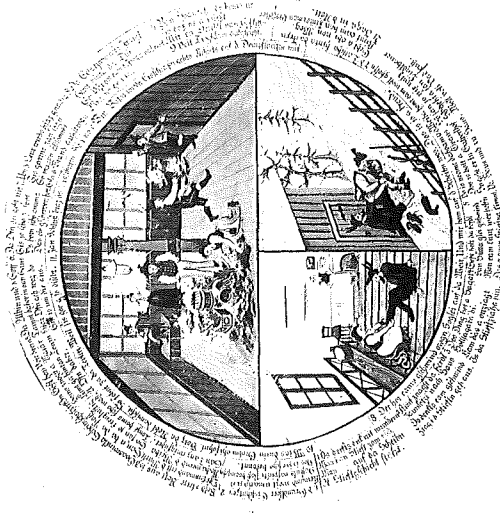
1907.



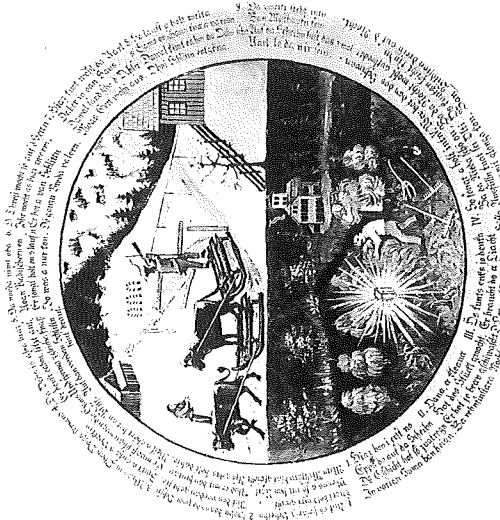
1908.



1909.



1910.



Er is wohl nit gonz trock'n blieb'n  
 Und da Hut is eam davon,  
 Den bringen s' erst den ondern Tog,  
 No, Karl, schau di on.

## 1905.

Oben sitzt der Grundlsee Postmeister Ernst Schraml auf einem Stock (das ist Baumstrunk) neben dem Hütter Stadl und schießt auf den von links kommenden Hasen. Die Schrot sind neben dem Hasen sichtbar, rechts die „Girim“, so heißen die Wurzeln eines vom Wind gefällten Baumes. Im schwarzen Zentrum der Scheibe sitzt der Hase und macht ein Manderl. Links unten steht einer, auf seinen Bergstock gestützt, der andere kniet bei der Girim und greift unter dieselbe, indessen hinten der Hase wegspringt, auf welchen einer der Treiber von rechts schießt. Rechts unten kauert der Hase beim Stadl und wird vom Schraml und den fürstlich Kinskyschen Jägern Frosch Sepp und Thomanjägler Franzl erschlagen.

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Im Jänner das Joahr<br/>         Is a schön's Has'ngspoar.<br/>         Da Schraml nimmt Bix'n und rennt<br/>         Und d'Jagan sand a glei ba da Händ.</p> <p>2. Da Franzl muaß treib'n geh'<br/>         Und du, Sepp, gehst a!<br/>         's hot dauert nit lang,<br/>         Hat's ban Schraml duscht a.</p> <p>3. Und wia d'Treiwa zuaha kemmand,<br/>         Schau'n sa sie großmächtig an.<br/>         Drauf sagt oana: „Himmelseit'n,<br/>         Hiazt is ins da Has' davon.“</p> <p>4. Da schreit glei da Ernst, da Schraml:<br/>         „Daß 'n hat, das is g'wiß,<br/>         Hiazt mecht i oba wiss'n,<br/>         Wo a ahi g'schloff'n is.</p> <p>5. Hint a d'Girim g'spür in ahi!<br/>         Er mog ins frei gar nit aus.“<br/>         So schreit da Schraml voller Freuden<br/>         Und fallt drauf hin, wia d'Katz auf d'Maus.</p> | <p>6. „Das Ding, das ko' di anschmir'n,“<br/>         Sagt oana za eam danem.<br/>         „Pass' auf und sei recht hoamli,<br/>         Das Ramvieh macht no lem.“</p> <p>7. „A na,“ sagt drauf da Schraml,<br/>         „Das wa ma a no wos.“<br/>         Drauf greift a wida ahi<br/>         Und — dahin is da Has.</p> <p>8. Schiaßt oana von da Seit'n,<br/>         Hat'n a a wenkal g'schreckt,<br/>         Hiazt hot sie das armi Hasl<br/>         Zan Hitta Stodl zuahi g'steckt.</p> <p>9. Hiazt homan! hiaz wiachz lustig.<br/>         Decht hockta om, die Krot,<br/>         Und laufnt schleinig zuahi,<br/>         No Has, hiazt g'seg'n das Gott.</p> <p>10. Zan Schluß da wiachta prüg'lt,<br/>         Das war sei letztes Leid'n.<br/>         Da Schraml und die Jagan<br/>         Sand Hoiija auf da Scheim.</p> |
|---|--|

## 1906.

Das Doner-Haus Nr. 26 im Gaiswinkel, in der Brückl (Vorbau-)Tür die Donerin, beim Brücklfenster schaut der alte Doner im Hauskappl mit der Pfeife heraus. Hinter'm Haus die „Beihütt'n“. Vor dem Haus kniet der Karl und schießt in den auf dem Boden liegenden Bienenkorb. Der ganze Anger liegt voller Riesenzündhölzer und Zündholzschachteln; auch die Pfeife und Tabakblädern des Karl haben übernatürliche Größe. Riesige Bienen liegen am Boden und schwärmen herum. Rechts am Gartenzaun steht die Krax'n, auf welcher der Karl den Bienenkorb aus der Salza geholt hat.

- |  |   |
|--|---|
| <p>1. In Summa is g'wes'n,<br/>         's is wohl scho lang her,<br/>         Kriagt da Karl<sup>1)</sup> an Bein-stock,<br/>         Das is a Malär.</p> | <p>2. Da sagt holt der Karl,<br/>         Das is ma a G'fall'n,<br/>         Das G'scheidist is no,<br/>         I trag'n in d'Alm.</p> |
|--|---|

<sup>1)</sup> Karl Gaiswinkler, vulgo Doner, schon 1904 auf der Scheibe.

3. Wiar a in d'Salza<sup>1)</sup> hinkimmt,  
Is eam da Schwitz oba gruna,  
Da Beinstock is schwa'g'west,  
Drum is a koa Wuna.
4. Da Summa is uma,  
Da Herist is da,  
Drum denkt eam da Karl,  
Hiatz schaut amol no.
5. Er derfat nit schlecht sei,  
I g'freu mi nit wenig,  
Wenigstens homa ge hoja  
In da heilig Amdnacht a Henig.
6. Wir a hinkimmt in d'Salza,  
Da follt's eam schon auf,  
Daß dan Bei'n gar nit fliangt,  
Sö sand holt no nit auf.
7. Und wir an holt aufhebt,  
Schreit er, wos is dan dos,  
I hon gmoant, er is voll,  
Und hiatz hon i das la<sup>2)</sup> Faß.
8. Hiatz lost a ban Flauga<sup>3)</sup>  
Und klockt a wenk dron,  
Da herß a wohl sumbs'n,  
No, lem tuat a schon.
9. Er tuat'n auf d'Krax'n  
Und bind'n guat an,  
Sist tragt man am End'  
Da Wind no davon.
10. Voll Vadruß packt an zamm,  
Geht hoamzua damit.  
Denkt eam: Na, das is z'dumm,  
Mit'n Bein<sup>4)</sup> tuat's mas nit.
11. Wiar a hoam kimmt damit,  
Frangt's, no wia schaut's aus.  
A geh, bitti garschen,  
Hiatz jog ihn ge aus.
12. Er geht aussu auf'n Anger,  
Und zind' eam oan on<sup>5)</sup>  
Und denkt eahm, wart Luada,  
Dir treib' is ge on.
13. Er raukt fleißig eini,  
Dos tuat's nit schinirn.  
Ja, dos is umsisst,  
Do tat's mi enda biag'n.<sup>6)</sup>
14. Hiatz probirt er's auf z'Lest  
Mit'n Zündhölzlan no,  
Verbrennt a 4 Schacht'ln  
Und lem tuat a no.
15. Du mein Himmelvada,  
Was stell i den on,  
I trauat ma z'wett'n,  
Dos Ding is ma ton.<sup>7)</sup>
16. D'Bein wernd olweil wilder,  
Oani hol'n scho biss'n,  
Oft hot a vâ lauta Zorn  
In Beinstock doni g'schmiss'n.
17. I geh' neama zuahi,  
Geh't's aus wia da wöll,  
Do kam i wengs Schelt'n,  
Am End' no in d'Höll.
18. Hiatz woas i no oans,  
Es fällt ma grad ein,  
I lod ma mein Flint'n  
Und oft schoiß i drein.
19. A so hot er a ton,  
Er muaß eam's selm lei(d)n.  
Wonn er stad g'wes'n wa,  
Hiat'n mir nix auf d'Schein.

1907.

Am vorderen Geleise des Ausseer Bahnhofes stehen drei Passagiere, zwei Bahnbedienstete und zwei Träger mit Gepäck. Am zweiten Bahngeleise eine Tafel mit der Aufschrift Obertraun. Links gibt ein Weichenwärter mit dem Fähnlein ein Zeichen. Der Zug ist zur Abfahrt nach rechts bereit. Zum Fenster der III. Klasse schauen zwei Schützen heraus, der Roth Hausmeister Johann Pürcher, vulgo Scheibner, im Schachen bei Gößl und der Schützenmeister Johann Amon, vulgo Tomera z'Hopfgärschtn, der schon 1903 auf der Scheib'n war. Ein Kondukteur bedeutet der Tomerin, sie möge rasch aufsteigen. Vor dem

<sup>1)</sup> Die Sälza ist eine schattseitige Alm der Gößler und Weanara. — <sup>2)</sup> das leere. — <sup>3)</sup> Die Öffnung des Bienenstockes. — <sup>4)</sup> Mit den Bienen habe ich kein Glück. — <sup>5)</sup> Und zündet sich eine Pfeife an. — <sup>6)</sup> Da würde mir früher übel. — <sup>7)</sup> Von einer Hexe oder einem Zauberer aus Bosheit verwünscht.

Zug der Stationschef mit den Händen in der Tasche. Auf dem dritten Geleise sehen wir eine Tafel mit der Aufschrift „Schladming“. Der Zug ist in der Richtung nach links fahrtbereit. In den Scheibenecken die Aufschrift:

## 19 D'Schladmingerroas. 07

1. Zwoa Schützen woll'n auf Schladming  
fahr'n,  
Weil dort a Schiaßen is.  
Und oana nimmt's Weib a mit eahm,  
Weil d'Roas do hübsch weit is.
2. Es is als in der Ordnung schon  
Und fahr'n thuan s' in der Fruah,  
Aft kemman s' auf Mittag dort an,  
Wann sist nix kimmt dazua.
3. Sie geh'n am Bahnhof auf und ah,  
Der Zug is schon bereit,  
Der Hans fragt: Kann ma einsteig'n do?  
Ja, ja! Na, das is g'scheit.
4. Hiaz sitzen s' ganz gemüatli drinn  
Und warten auf'n Pfiff,  
Und a jeder denkt in seinem Sinn,  
Wer woäß, was i heut no triff.
5. Auf oamol fangt's zan Rump'ln an,  
An jeden gibt's an Riß,  
Hiazt geht's dahin, i g'frei mi schon,  
A Best is ins heut' no g'wiß.
6. Es währt nit lang, da wird a G'schroa,  
Und al's fahrt auf vom Sitz.  
Ja, geht der Zug heut aschling goar,  
Das is a schlechta Witz.
7. Da sagt der Hans: Verflixte G'schicht',  
Das geht ma goar nit ein.  
Mir ham an g'fehlten Zug dawischt,  
Es kann nit anders sein.
8. Die Schütz'nmoasterin schreit voll Zorn:  
Da sollt's halt besser schau'n,  
Und wann's ös wollt auf Schladming fahr'n,  
Fabrt's nit in d'Obertraun.
9. Ös zwe habt's schon in Scherib'n auf  
Und is muuß 's mit enk leid'n,  
Hiazt schaut's na glei, da nix kimmt auf,  
Sist hom's ins auf da Scheib'n.
10. D'rum Schütz'n, fahrt's nit mit da Bahn,  
Da san ma und da bleib'n ma,  
Sunst geht's enk am End a a so,  
Wia in Tomera und in Scheibna.

## 1908.

Links oben das „Hotel Bellevue“, ehemals Schupfers Gasthaus, 1908 im Besitz eines gewissen Fischer. Rechts davon der mit einem Drahtgitter umfriedete Tennisplatz, auf welchem vier Hasen Tennis spielen. Vorne der Grundlseeer Bäck Scheck Hans und der Frosch Karl, beide Mitglieder der Gemeindejagd, Bälle suchend. Im oberen Scheibeneck die Aufschrift: A g'mischte G'sellschaft. Im rechten und linken Eck die Jahreszahl 1908.

1. Lustig is scho d'Jagerei,  
Wann ma Glück hat a dabei,  
Aber wann ma 's Glück nit hat,  
Is um's Blei und Pulver schad.
2. In Hans, den reut koan Pulver nit,  
Er schiaßt auf d'Scheib'n und fahlt's oft nit,  
Aba auf die Luadahas'n  
Hot's 'n oft scho sitz'n lass'n.
3. Znagst hat's amol a Schnewal g'macht,  
Da hat in Hansl 's Herz scho g'lacht,  
Wann's heut nit grat, hat er si denkt,  
Wird d'Büx'n auf'n Nag'l g'hängt.
4. Er hat a richtig oan aufganga  
Und is eam nach, wohl voll Valanga,  
Da Has, der macht eam draus a Hetz,  
Roast auffi bis in d'Schanzl Ötz.<sup>1)</sup>
5. Und üba über'n Arikogl,<sup>2)</sup>  
Da Hans hint nach als wia a Vog'l.  
Auf oamal macht da Has an Satz  
Zan Fischer auf'n Tennisplatz.
6. Und wia er wollt auf und davon,  
Da trifft er's Türil neama on,  
Und umadam die hohen Gater;  
Hiazt wird die G'schicht' allweil fader.
7. Ja, Haserl, hiazt is aus um di,  
Da Bäck habt eam scho Spritz'n fü.  
Und pumsti hat er'n aufig'schoss'n  
Und richtig hat er'n gar nit troff'n.
8. Da Platz thuat si mit Has'n füll'n,  
Drum fangands on zan Tennisspiel'n.  
Zan Ball'nklaub'n hat da Karl a Zeit,  
Das is die höchste Gemütlichkeit.

<sup>1)</sup> Ötz, ein von Bäumen umschlossener Wiesenplatz, dem Schlömmer, vulgo Schanzl, gehörig. — <sup>2)</sup> Archkogel heißt die Ortschaft hinter'm „Bellafu“.



In der Scheibenmitte die Aufschrift „Weidmannsheil“. Darunter zwei Abbildungen. Links müht sich der gräfliche Jäger Franz Gaiswinkler, vulgo Doner (schon 1899 und 1901 auf der Scheibe), in seinem Werkstattstüberl kniend ab, seinen rechten Fuß aus einem Schlageisen zu bringen. Rechts sieht man die Villa Strachwitz, hinten das Toner-Häusl, über eine Hecke fällt die Tonerin und der zu Hilfe geholte Anton Gaiswinkler, vulgo Krieg Toni, damals gräflicher Jäger.

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Da Jaga hat an lötz'n Stand,<br/>'s is gar nit zan beschreib'n,<br/>Drum is 's halt g'wiß a koan Schand<br/>Und drum is 's a scho allbekannt,<br/>Daß kemand gern auf d'Scheib'n.</p> <p>2. Da Jaga Franzl hat gar erscht<br/>An Fuchs'n g'spürt in Wald<br/>Und weil as woaß, was sö g'hörscht,<br/>Thuat's Eisen er probir'n no zerscht,<br/>Ob's do wohl sicha halt.</p> <p>3. Geht aussì ö sei Weristatt<br/>Und richt't das Eisen auf,<br/>Er hat's scho halbntoal<sup>1)</sup> off'n g'hobt,<br/>Da hat eam gab a Griff vazogt<br/>Und eam dawischt's ban Lauf.</p> | <p>4. Er reißt und wätzt und schilt und schment<sup>2)</sup><br/>Ös laßt nit aus ban Läufl,<br/>Sei Weib hat a die G'schicht' glei kennt<br/>Und plagt si a mit Fuaß und Händ',<br/>Das Ding habi<sup>3)</sup> als wia da Teufl.</p> <p>5. Da sagt da Franzl voll Vatrau'n,<br/>Geh uma Krieg zan Graf'n!<br/>Va lauta eil'n thoan s' neama schau'n,<br/>Fall'nd üba dan lebendig'n Zaun<br/>Und kringt a blobi Nos'n.</p> <p>6. Z'letzt reißt da Franzl mit all'n G'walt<br/>Sein Fuaß hiazt aus 'n Eisen.<br/>Und is da Fuchs a no so alt<br/>Und hot no nia sein Lehrgeld zahlt,<br/>So zahlt as ön an Eisen,<br/>Das laßt si hiazt beweisen.</p> |
|---|--|

1909.

Die obere Darstellung der Scheibe vom Jahre 1909 verspottet denselben Vorfall wie der gleichzeitige Gößler Faschingsbrief. Der Schanzl Albin (recte Schlömmer, schon 1903 auf der Scheibe) und Sophia Amon, vulgo Kristerin, Frau des Oberjägers, hatten das Pech, während des Tanzes beim Veit im Gößl den eisernen Ofen umzurennen. Im linken Eck des Glassalons der kleine Spielmann Rastl mit der Hraußl (Ziehharmonika) auf einem Tische sitzend, daneben eine weibliche Figur, die die Hände vor'm Gesicht zusammenschlägt. Auf dem Trambalken die Aufschrift 19 M. K. 09 (Matthias Köberl, vulgo Veit), links von der Mittelsäule der umgeworfene Ofen, einer mit den Händen in den Hosentaschen, schaut lachend zu, wie die Veit-Kellnerin Seraph die Asche zusammenkehrt, rechts läuft einer mit einem Brand (brännendem Scheit) hinaus, während der Schützenmeister Ötzer (schon 1900 auf der Scheibe) erstaunt bei der Tür hereinkommt. Im oberen

Scheibeneck die Aufschrift:

D'Grundlseer Eisschützen.

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. D'Grundlseer Eisschützen<br/>Kemmand weit umanond,<br/>Daß als vaspiekti Paß<sup>4)</sup> hoamgeh'n,<br/>Dos is jo e scho bekonnt.</p> <p>2. Bold 's letzte Bott<sup>5)</sup> aus is,<br/>Oft kemmand erst d'Würst,<br/>Nocha wernd d'Weiba<br/>San Tanz einig'führt.</p> <p>3. Goaswinkla Scheimschütz'n<br/>San a ba da Paß,<br/>Sö san jo kreuzlustig,<br/>Tonzt hom s' scho waß.<sup>6)</sup></p> | <p>4. Im Gößl ban Veit drein<br/>Hom s' zngast a Malär.<br/>Kimmt ga hintan<sup>7)</sup> Tonz'n<br/>A Of'n daher.</p> <p>5. Da Albin und d'Soff<br/>Tanzt daher in an Saus,<br/>Hiazt Of'n geh weg do,<br/>Sist is um die aus.</p> <p>6. Da Of'n, der geht nit,<br/>'s is jo scho z'spot,<br/>Ös hot'n scho gnumma,<br/>Daß ols g'scheppert hot.</p> |
|---|--|

<sup>1)</sup> Zur Hälfte. — <sup>2)</sup> Euphemistisches Zeitwort für sakramentieren, zusammengesetzt aus „schelten“ und (sakra), „mentn“. — <sup>3)</sup> Hält so fest. — <sup>4)</sup> Als diejenige Partei, die verloren hat. Paß = Gesellschaft, Gruppe. — <sup>5)</sup> Dieletzte Partie. — <sup>6)</sup> flott. — <sup>7)</sup> unterm Tanzen, während des Tanzes.

- |  |  |
|--|--|
| <p>7. Um d'Leut wird's hiazt gnädig,<br/>'s is gor nit zan sog'n,<br/>Sö müass'n allsommt<br/>Glei d'Brand aussitrog'n.</p> <p>8. Da Schützenmoaga Franzl<br/>Steht hinta da Tür,<br/>Sei Vizi<sup>1)</sup> hot eam d'Finga vabrent<br/>Wia no go nia.</p> | <p>9. Ban Hoamfohr'n, do hom s' no,<br/>Jo, daß ös a wiest,<br/>Mit da Deichs'l von Schlitt'n<br/>D'Veit-Troglam<sup>2)</sup> aufg'spießt.</p> <p>10. Wia s' durin<sup>3)</sup> Grob'n obifohnt,<br/>Hot s' da Neb'l dawischt,<br/>Sö foahnt za da Toplitz,<sup>4)</sup><br/>Weil sis gor a so discht.</p> <p>11. Zan Schluß hiazt ös Eisschützen,<br/>Ho i no a Bitt',<br/>Bold's wieda Eisschiaß'n geht's,<br/>Nehmt's enk d'Dompspritz'n mit.</p> |
|--|--|

Im linken und rechten Scheibeneck die Jahreszahl. Auf dem unteren Scheibenbild sehen wir links die Küche des Albin Hütter in Gasperlhof, eines der Weiber lehnt hinten beim Herd, das andere plagt sich im Vordergrund, dem am Boden sitzenden Fischer Ferdinand Schoiberer (Ferschl) die großen Wasserstiefel abzuziehen. Rechts sehen wir den Schoiberer im Schnee beim Eiskeller der Villa Zimmermann in Grundlsee sitzen, vorn stehen seine Tatscha (das sind Lodenschuhe für trockene Kälte, auch Hausschuhe heißen so). Ein Jäger zieht ihm mit Anstrengung die Stiefel aus. Im unteren Scheibeneck die Aufschrift:

Da Stieflreiter.

- |   |   |
|---|---|
| <p>1. Ös derfts enk nit wundern,<br/>Won i an Stiefl zomröd,<br/>Won auf da Scheiben<br/>A Stieflg'schicht' steht.</p> <p>2. Kimmt znagst da Ferdl<br/>Zaunlötzi<sup>5)</sup> nach Haus,<br/>Do denкта eam, g'schwind<br/>Ziag i d'Stiefl'n geh aus.</p> <p>3. Dos Ding hot a Hagal,<br/>Höllsagara di,<br/>Kam daß a onziagt<br/>Is da Stieflziaha hin.</p> <p>4. Geht holt da Ferdl<br/>Sa Hütta glei g'schwind,<br/>Won eam kunt wer helfen,<br/>Das a aus'n Stieflna kimmt.</p> | <p>5. Es is neamd dahoam,<br/>Dos is holt a Graus,<br/>So geht er in Gasperlhof<br/>Va Haus und zu Haus.</p> <p>6. D'Weiba homt eam wohl g'holf'n,<br/>Sö san jo nix nutz,<br/>So geht a san Lindlbauer<sup>6)</sup><br/>Wohl voll Vadruß.</p> <p>7. D'Tatscha hinta da Irxn<br/>Geht a ohi von Weg,<br/>Kimmt eam ban Zimmermann Eiskeller<br/>A Jaga in d'Nött.</p> <p>8. Der hot eams g'schwind ozog'n<br/>Soglei auf da Weit<br/>Und mir hom auf d'Scheib'n wos,<br/>Dos is jo a Freud.</p> |
|---|---|

1910.

Der Text dieser Scheibe ist vom Kreuz Hansl und vom Konradler verfaßt. Oben sehen wir die Schießstatt im Gaiswinkl mit dem Zielergraben im Hintergrund. Links vorne zieht ein Ochs einen Schlitten, auf welchem ein anderer Ochs draufsteht, der ebenfalls in einen Schlitten geschirrt ist, von dem die Bretter herabgefallen sind. Sie liegen auf der Straße. Links im Eck ringt die Doner Thres die Hände. Ihr Mann, der uns schon von der 1904er- und 1906er-Scheibe bekannte Karl Gaiswinkler, vulgo Doner, steht in der Mitte auf der Straße und schaut vertieft durch ein Fernrohr auf die rückwärts in den Wänden des Backensteines äsenden Gemen, welche sehr groß abgebildet erscheinen.

<sup>1)</sup> der Tomerer (1903 und 1907 auf der Scheibe). — <sup>2)</sup> Brunnenhütte des Veit. — <sup>3)</sup> durch den. — <sup>4)</sup> Sie sind links vom Weg ab zum Abfluß des Toplitzsees gekommen. — <sup>5)</sup> Letz, lötz = so viel wie läb, schlecht, elend, in miserablen Zustand. Zauñlötz = die Verstärkung. — <sup>6)</sup> Wi 'shaus in der Seeklaus.

## Im oberen Scheibeneck die Aufschrift:

## V o n M i s t f ü h r ' n .

- |  |   |
|--|---|
| <p>1. Auf die hoiarig Scheib'n<br/>Hiat i bald nixi g'wißt,<br/>Wann sa sö nit ban Karl<br/>Mit'n Mistführ'n hiat g'spießt.</p> <p>2. Hob'n doans da zwee Ochsen,<br/>Mit den vordan geht sie<br/>Und er mit den hintan<br/>A so geht's holt dahi.</p> <p>3. Wia's üban Anger kemmand,<br/>Zuckt a außer 's Spektiv,<br/>Er muaß schau'n weg'n da Gams,<br/>Weil er g'hört hat an Pffiff.</p> <p>4. Da Ochs is alloa hiazt,<br/>Er denkt eahm: sitzt auf!<br/>Und springt z'gleicher Fuaß<br/>Auf dan vordern Schlitten hint d'rauf.</p> | <p>5. Da vorda nimmt oba<br/>Koan Padischern (Passagier) on.<br/>Er fangt halt an z'laufen<br/>Ja was er nur kann.</p> <p>6. D'Thresl mocht sö auf d'Seit'n,<br/>Ihr mocht das hiazt z'warm.<br/>Er hat a von Schlitten<br/>Dö ganz'n Bretter valor'n.</p> <p>7. Hiazt kimmt wohl da Karl<br/>Daher in oan Saus.<br/>Daweil sand scho d'Ochsen<br/>Woaß Gott wo hinaus.</p> <p>8. So lauft er halt weiter,<br/>'s Gamsanschau'n thuat an vared'n,<br/>Daweil kimmt eahm da Ochs scho<br/>Ohni Schlitt'n entgöng.</p> <p>9. Da zweite steht int'n<br/>Ban Misthauf'n fein.<br/>Auf da Scheib'n bist das drittmal,<br/>Karl, loß da nix sein.</p> |
|--|---|

Im rechten und linken Scheibeneck die Jahreszahl. Auf der unteren Abbildung wird derselbe Gegenstand verspottet wie auf dem gleichzeitigen Gößler Faschingsbriefe. Wir sehen den kleinen Holzknecht Johann Rastl, vulgo Traninger (schon 1904 auf der Scheibe und 1909 und 1910 auf dem Faschingsbrief) und seine um einiges größere Frau Sabina beim nächtlichen Schöbern. Auf dem vorderen Hüafla (so heißen geschälte Tannenzwipfel zum Aufhängen und Trocknen des Heus) hängt die Laterne, welche Strahlen wie eine Sonne versendet, am Boden zwei Rechen, eine Heugabel und eine Pfeife, im Hintergrunde sieht man die Villa Roth am Grundlsee. Im unteren Scheibeneck die Aufschrift:

## V o m S c h i w a n .

- |  |   |
|--|---|
| <p>1. Hiazt hon i erst no<br/>Epps do auf da Scheib'n,<br/>Die G'schieht' hot sö zuatrog'n<br/>In vorig'n Summa ban Heig'n.</p> <p>2. Oana, a kloana,<br/>Hot dos Stückl g'mocht,<br/>Er hot jo brav g'schwascht<br/>Ba rob'nfinstara Nocht.</p> | <p>3. Ös kunnt's enk's jo denka,<br/>Er braucht do a Liacht,<br/>Hängt d'Latern' neb'n in an Hifla,<br/>Daß a zan Schiwan schö siacht.</p> <p>4. So fongt a holt intn<br/>Ba da Nieda schön an,<br/>Ausfüll'n tuat sei Olte,<br/>Weil er nit glanga kon.</p> <p>5. Wer hot dan dos Schiwan<br/>Ba da Nocht wohl aufbrocht?<br/>Ös kunnts 'n leicht find'n<br/>Ban Bildstoa drein auf d'Nocht.</p> |
|--|---|

Der kleine Rastl wird gern damit geneckt, daß ihn seine Alte strafweise Nachts ausperre, so daß er unter dem Bildstein, einem vorspringenden Felsblock unweit seines Hauses, übernachten müsse. Das letzte Gsetzl spielt auf einen bekannten Vierzeiler an, welcher lautet:

Wer hät dänn däs Schüwan  
Und Häut'ln aufbrächt?  
Daß d'Leit aso schüwan  
Und häuf'ln auf d'Nächt?

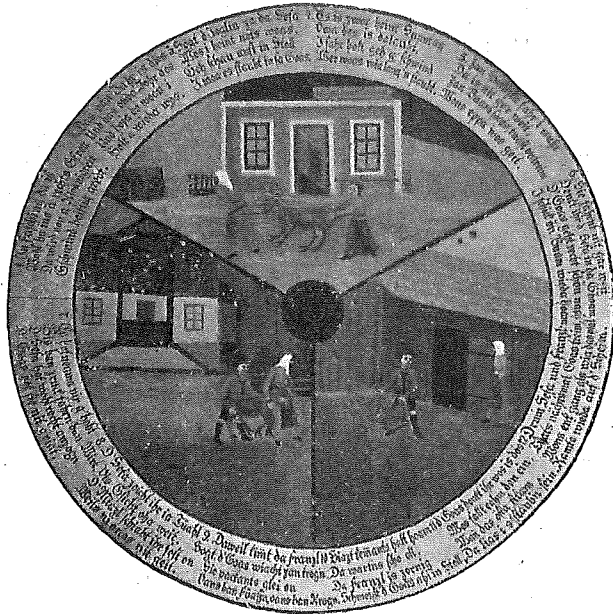


Fig. 35. Gaiswinkler Faschingsscheibe von 1911.

1911.

Oben sehen wir die Frau Sefa des gräfllich Kesselstattschen Jägers Franz Rastl, vulgo Domanjägler Franzl, vor dem Lindlbauernwirthshaus die widerspenstige Gais an einer Kette ziehen, die Kellnerin Mirzl hilft ihr anschieben. Links unten wird die Gais vom Jagl Franzl und der Sefa getragen, rechts wirft der Franzl die Gais, die er bei allen vieren hält, in den Stall und seine Frau schaut zu. Im oberen Scheibeneck die Inschrift:

Dö widerspenstig' Goas.

In Fasching da is 's  
Wohl ba ins a recht's G'frett,  
Da wird von a Kloanigkeit  
G'schwind heiftig<sup>1)</sup> g'red't.

Das oan Jahr is dies  
Und das onda Jahr dos,  
Und hoja do woas i  
Holt a wieda wos.

Sogt d'Joglin<sup>2)</sup> za da Sefa;  
Wos i heint nois woas,  
Geh' schau auss i Stoll,  
I moa, es staubt<sup>3)</sup> insa Goas.

Es is zwor heint Sunntag,  
Owa dos is dalaubt,  
I fahr<sup>4)</sup> holt geh g'schwind,  
Wer woas, wia lang's staubt.

Zan Herlizka<sup>5)</sup> fahr' i auss i,  
Das is nit gar weit,  
Zan Buam sogl's, tuast ontrem,  
Won's eppa wos geit.

Sie fahrnt nit gar weit,  
Denkt ihr d'Sefa in da G'hoam,  
D'Goas geht schön nach,  
I schjick' ön Buam wieda hoam.

Es hot neama nix g'hobt,  
Bis ban Z'ruckfahr'n ban Wirt,  
D'Sefa hot wohl recht anzog'n,  
D'Goas hot sie nit g'riat.

D'Sefa ziacht ihr ia Tüahl<sup>6)</sup>  
Vis<sup>7)</sup> G'sicht oha weit,  
D'Mirzl schiabt ihr fest on,  
Weil's nix onas<sup>8)</sup> nit geit.

<sup>1)</sup> viel. — <sup>2)</sup> Mutter des Franzl. — <sup>3)</sup> Verlangt nach dem Bock (bei der Kuh sagt man „sie stiert“). — <sup>4)</sup> Zum Bock oder Stier „fährt man“ mit der Gais oder Kuh. — <sup>5)</sup> Hausmeister des Herrn v. Rebenburg in der Seeklaus. — <sup>6)</sup> Tüa-hl, zweisilbig = Tüchel. — <sup>7)</sup> vor's Gesicht. — <sup>8)</sup> nichts anderes.

Daweil kimmt da Franzl,  
Sogt, d'Goas wiacht<sup>1)</sup> zan trog'n,  
Sie packant's glei on,  
Oans ban Füaß'n, oans ban Krog'n.

Hiazt kemmants halt hoam,  
Da wart'n s' scho oll,  
Da Franzl is zornig,  
Schmeißt d'Goas ahi<sup>2)</sup> in Stoll.

D'Goas denkt ihr, wos is dos,  
Wos fallt eahm denn ein,  
Wann das öfta fikam,<sup>3)</sup>  
Da liaß i 's Staub'n sein.

Drum, Sefa und Franzl,  
Tuat's nächtsmal Goas treim,  
Won's enk gang als wie dasmal,  
Kants wieda auf d'Scheim.

Auch die Scheibendichter lüften ihr Inkognito nicht freiwillig. Indessen darf ich wohl verraten, daß der Kreuz Hansl, der, wie wir gehört haben, selber malt und auch ein bißl schnitzelt, die Scheibentexte von 1905, 1906, 1908, 1909 und 1910 auf dem Gewissen hat, und auch der Konradler im Gaiswinkel, recte Konrad Otter, im Rufe eines »Dichterlings« steht. Die 1903er-Scheibe ist vom Iring Hermann, recte Hermann Grieshofer im Schachen, welcher im Jahr darauf beim Eislaufen im Grundlsee ertrank, »zämmdicht«.

So ungenlenk die bäuerlichen Malereien auch sind, entbehren sie doch nicht einer schätzenswerten Genauigkeit in der Wiedergabe aller Einzelheiten. Die Häuser und Interieurs sind für den Eingeweihten leicht zu erkennen. Außer den Scheiben finden sich am Grundlsee auch noch zahlreiche Marterln, hier kurzweg »Büldln« genannt, sowie einige wenige Motivbilder, die insofern Beachtung verdienen, weil sie zum Teil auch die ältere bäuerliche Tracht veranschaulichen. Außerdem finden sich gemalte Hausnummern; meistens ist rechts und links von der Nummer der heilige Florian als Feuerschutzpatron und der heilige Leonhard als Aushilfsviehipatron abgebildet. Solche Hausnummern habe ich aber nur in Gschlößl und im Radling, Gemeinde Straßen, beobachtet.

Die zwölf Gaiswinkler Faschingsscheiben sind vom Maler und Anstreicher Augustin Köberl, vulgo Hummler auf'n Gallhof bei Grundlsee, hergestellt.

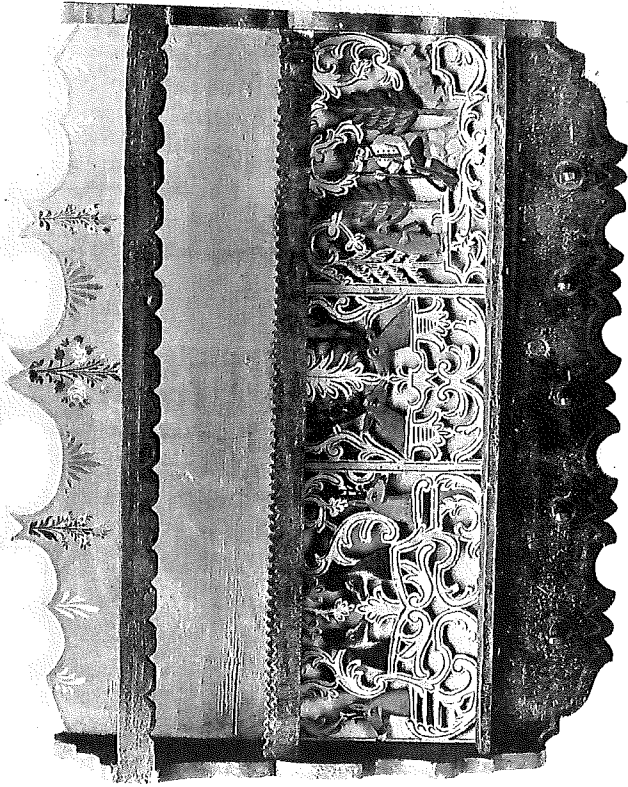
Herr Professor Haberlandt sagt auf Seite 148 des Textbandes seiner »Österreichischen Volkskunst«: »Es ist meist die Arbeit ortsansässiger Tischler . . . , die . . . solche anspruchslose Pinseleien im hergebrachten Volksgeschmack und unter Bewahrung altertümlicher Konzeption auf Bestellung liefern, . . . es ist in der Tat der gleiche Geistes- und Bildungsstand, aus dem diese Art von Malerei einerseits und diese Art von Literatur andererseits hervorgehen.«

Die prächtige Naivität des Volkes zieht, wie wir aus der 1907er- und 1908er-Scheibe sehen, auch ganz moderne Errungenschaften, wie Eisenbahn oder Tennisplatz, in den Bereich ihrer Darstellung, welche, was Größenverhältnisse, Perspektive oder Anbringung ein und derselben Person auf einem Bilde in verschiedenen Tätigkeiten nebeneinander anbelangt, noch an das 15. und 14. Jahrhundert gemahnt.

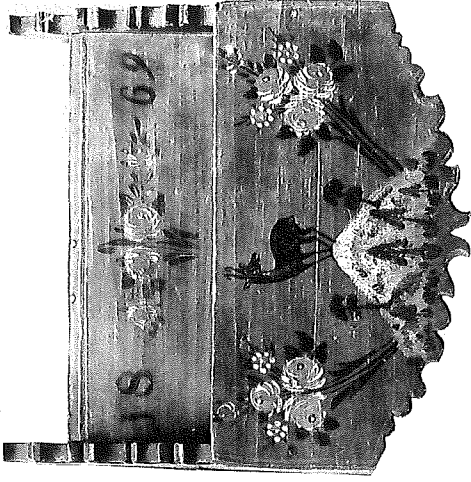
Professor Haberlandt drückt dies an der oben angeführten Stelle treffend aus: »Es ist der Kontrast mit dem korrekt Konventionellen

<sup>1)</sup> wird. — <sup>2)</sup> aiti = hinein. — <sup>3)</sup> vorkäme.

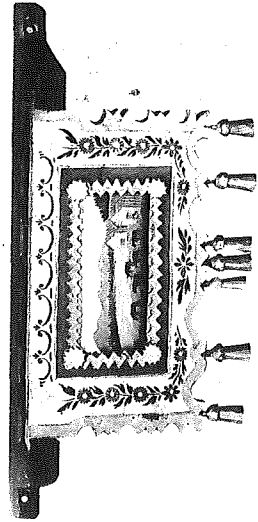
Schüsselrem des Franz Moser vulgo Fäitler,  
unten sind Häfnägél angebracht.



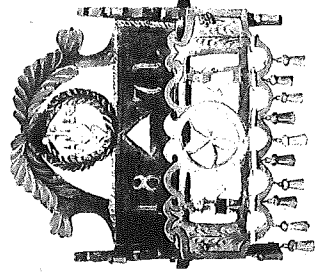
Löffelrem des „Krister ban Weaner“.



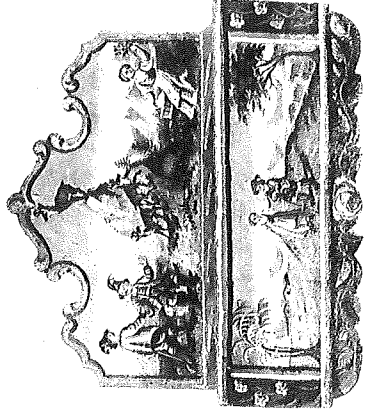
Löffelrem der „Liendl Poldina“.



Löffelrem des Wirtes Veit in Goessl.



Löffelrem des Fäitler.



der Bildungsprodukte, den wir beiderseitig (das heißt in Wort und Bild) gleichmäßig und dabei wohlthuend empfinden.«

Der Scheibenmaler Hummler malt auch Betten, Kasten, Tischplatten und Marterln ganz in der Art seines Vaters, welcher auch schon Maler war. Mit besonderer Vorliebe malte der alte Hummler die Flucht nach Ägypten. Im Walde nahe der Gößler Schwaiber hängt ein solches »Büldl« aus den Fünfzigerjahren. Die Stelle heißt aus diesem Grunde »Beim Josef«.

Der alte Hummler verstand sich auch darauf, geschnitzte und bemalte Almen mit Sennerinnen, Kühen, Gamsen und Jägern als Staffage herzustellen. Meistens verwendete er ein abenteuerlich geformtes Stück Holz als wildes Gebirge, auf welchem er dann die Almhütten und Bäume anbrachte. Er malte auch sehr hübsche Schüssel- und Löffelreme (Rechen) in den Sechziger- und Siebzigerjahren, deren einige, sämtliche aus Gößler Besitz, auf Tafel III abgebildet erscheinen.

Die Reme des Hummler sind einfach aus flachen Brettchen mit der Laubsäge hergestellt und dann bemalt, während Baron Andrian Abbildungen von viel kunstreicheren Löffelremen bringt (»Die Altaussee«, pag. 52 und 53). Namentlich die letztere ist ein besonders hübsches bäuerliches Erzeugnis, welches (siehe pag. 121) laut Andrian von Johann Mrasner (sic!) aus der Lupitsch geschnitzt und vom Maler Köberl in der Kainisch bemalt ist. Dieser Maler ist der Vater des jetzt lebenden Verfertigers der Eselsbacher Stahelschützenscheiben, der den Vulgärnamen Klamm führt.

Der Name Mrasner beruht aber wahrscheinlich auf einem Irrtum. Es dürfte der in der Lupitsch ansässige Johann Wasner gemeint sein, der allgemein unter dem Spitznamen »Der schön' Mörth« bekannt ist und allerlei Kunstfertigkeiten ausübt.

Dem Schreiber dieser Zeilen war es im Laufe des verflossenen Sommers vergönnt, den schönen Mörth, der seinem Namen trotz seiner 84 Jahre noch alle Ehre macht, in Gesellschaft Herrn Professor Haberlandts in Altaussee aufzusuchen. Er hat dort eine Villa, die er an Fremde vermietet. Sie ist vollgehängt mit Hirsch-, Reh- und Gemsköpfen, Schüssel- und Löffelbrettern sowie Kleiderhaken und Rahmen, lauter Kindern seiner Schnitzerlaune, welche in der Art der bei Andriau abgebildeten Löffelrem hergestellt und bunt bemalt sind.

Mit dem Bilde dieses alten Bastlers schließe dieser Aufsatz.



Fig. 36. Johann Wasner.

## Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund.

Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt.

Welch breiten und hervorragenden Raum der Flachs und seine Verwertung im Leben primitiver Völker eingenommen hat, können wir uns bei dem heutigen Stande der Industrie und dem weitverzweigten Handel unserer Zeit gar nicht mehr vorstellen. Es scheint, daß der Flachs und die Fachsindustrie auch bei den Germanen in graue Vorzeit zurückreicht; nach den Untersuchungen von V. Hehn (Kulturpflanzen und Haustiere, Berlin 1894, 6) wird es sogar wahrscheinlich, daß beide von den Indogermanen schon aus der Urheimat mitgebracht worden seien. (Belege für das hohe Alter des Flachsbaues und der Flachsindustrie ebenda S. 182 ff.) Daß die Germanen zu Tacitus' Zeiten Flachs gebaut und verwendet haben, wissen wir aus Germania 17, daß sie Linnenkleider für die schönsten hielten, bezeugen Plinius und Strabo. Die Übereinstimmung von ahd. flahs, ags. fleax mit gr. πλέκω bezeichnet den Flachs als Pflanze, aus der Strähne zu Geflechten und Geweben gewonnen werden; die Gleichung gem. germ. haru, an. hgr. = kärnt. hâr (masc. »Flachs«) mit gr. κάρπον (Nuß) kennzeichnet ihn als Gewächs mit kleinen, nußförmigen Samenkäpschen, deren Öl in der Technik und Volkswirtschaft seit alters Verwendung fand. Mag auch diese Betrachtung allein nicht hinreichen, das Alter dieser bedeutsamen Kulturpflanze bei den Germanen absolut zu bestimmen, so sprechen doch zahllose deutsche Volksbräuche der Gegenwart, meist Ausläufer uralter Kulthandlungen, dafür, daß diese Pflanze unter allen Kulturgewächsen einer derart bevorzugten Stellung im Volksleben der Germanen sich erfreute, wie sie aus der jetzigen Ackerwirtschaft kaum mehr zu begreifen ist.

Auch in Kärnten, wo der Flachsbau wegen der zeitraubenden und Geduld erfordernden Arbeit, die er verlangt, immer mehr einschrumpft und dem völligen Absterben entgegengeht, zielen die noch erhaltenen Zauberhandlungen zumeist auf das Gedeihen des Flachses ab. Nicht die nährenden Getreidearten, sondern die unscheinbare Flachspflanze bildet auch heute noch die größte Sorge der Hausfrau. Noch bevor der Same der Erde anvertraut wird, trachtet sie schon den Ausfall der Flachsernte dadurch zu erkunden, daß sie an den drei Fastnachtstagen einige Körnchen in einen Topf sät und dann abmißt, wie hoch die Pflänzchen geraten oder die Länge der drei Eiszapfen, die an diesen Tagen vom Dachrande hängen, als bestimmend erachtet für die Länge des heurigen Flachses.

Noch vor kurzem fand im Gailtal um die Dreikönigszeit das sogenannte Härlängfâr'n (Haarlangfahren) statt; eine magische Handlung, welche das gute Gedeihen des Flachses gewährleisten sollte. Man fuhr über Wiesen und Felder, und je ausgedehnter diese



Fahrten waren, um so länger wurde nach dem Volksglauben der Här. In dem Glauben an die Wirksamkeit des aktiven Zaubers wurzelt eine andere Volksmeinung: Die Bauern der Umgebung von St. Veit a. d. Gl. sind überzeugt, daß ihre Möntscher (Mägde) und Knechte das Wachstum des Flachses günstig beeinflussen, wenn sie im Fasching beim Tanze recht hoch springen. Und wenn die Paare in hohem Sprunge das Sonnwendfeuer übersetzen, schließt man aus der Höhe der Sprünge wieder auf die Länge des Här, wie der Sonnwend-spruch besagt: Flächs, Flächs, daß d'r Flächs sieb'm Öll'n hoach wächs! <sup>1)</sup>

Saat- und Erntegebräuche, die in alter Zeit auch an den Getreidebau geknüpft waren, längst erstorbene abergläubische Handlungen haben, wenn auch nicht mehr in voller Anzahl, sich in Verbindung mit dem Flachsbau noch erhalten; darf man in manchen deutschen Gegenden am Mittwoch keinen Flachs säen, damit nicht das Roß des Gottes Wodan die Pflanzen zertrete, so läßt man in der Millstätter Gegend bei der Flachsernte die letzte Garbe auf dem Felde stehen, ähnlich wie dies bei der Getreideernte in vielen Gegenden Deutschlands geschieht, damit das Roß Wodans auch nach der Ernte noch sein Futter finde. (Vergl. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, I, 176.

Wenn die grünen Stämmchen kaum dem Boden entwachsen sind, steckt man ebendort auf einer hohen Gerte, die wieder bestimmend auf die Höhe des erwachsenen Flachses wirken soll, ein rotes Papierfähnchen ins Feld oder man sichert das Gedeihen der Saat durch Anbringung eines grünen Fichtenbaumes als Repräsentanten der Lebenskraft, die der Erde innewohnt. Im Gailtale steckt die Hausfrau am Sonnwendabend ein Elsenstäbchen, das am Fronleichnamstag geweiht sein muß, mit einem Kranz aus Feldblumen in die Mitte des blühenden Flachsfeldes: so hoch der Stab, so hoch wird der Här, während der Blütenkranz die Stelle des oben erwähnten Fichtenbäumchens vertritt; oder man steckt an drei Ecken des Feldes Elsenzweige in den Boden, um ihn vor allem Hexenvolk und Ungeziefer (Krankheitsdämonen) zu schützen, die sich infolge des Zaubers durch die offene Seite des Feldes entfernen müssen.

So ist die ganze Zeit, in der der Flachs vom Samen sich zu Blüte und Frucht entwickelt, wie mit einem Kranze abergläubischer Bräuche umgeben. Aber so sorgfältig die Zurichtung des Ackers, auf dem man ihn pflanzt, die Aussaat und das Jäten vorgenommen werden muß, ist doch dieser Teil der Arbeit, welche der Flachs verlangt, verhältnismäßig gering und die große Mühe beginnt erst mit dem räfn (ziehn, rupfn), dem Ausraufen der gereiften Pflanzen, die samt den Wurzeln in lange Reihen (reid'n) gelegt werden.

Charakteristisch für die zeitraubende Bearbeitung des Flachses ist die von R. Waizer (Kultur- und Lebensbilder aus Kärnten, Klagenfurt 1882, S. 113) angeführte Erzählung aus dem Maltatale, wonach

<sup>1)</sup> Vergl. Grien: D. Myth. II, 1036 f. über Flachssegen.

ein hädisches Fräule zur Zeit des Flachsjäätens aus ihrer Höhle ins Tal gekommen sei und die Bäuerin um so viel Flachs gebeten habe, als sie für ein Hemd brauchte; sie sei wieder in ihr Hädnstüble (Heidenstüblein) zurückgekehrt, als sie erfuhr, wie viel Arbeit es noch bedürfe, bis aus dem Flachs ein Hemd entstehe.

Hierin liegt der Hauptgrund, warum der Flachsbau in Kärnten so stark zurückgeht: man nützt den Boden in anderer Weise leichter und ergiebiger aus und beschafft sich im Kaufwege die für den Hausbedarf nötige Leinwand, während das einst beliebte Leinöl dem wohlfeileren tierischen Fette weichen muß; so ersetzt man auch die als vorzügliches Viehfutter bekannten Leinsamenhülsen durch andere, teilweise durch den Handel vermittelte Produkte.

Vor noch nicht fünfzig Jahren war der Flachsbau in Kärnten weit verbreitet und wurde sogar im großen betrieben. Größere Bauern verkauften manchmal in einem Jahre um 1000 Gulden Flachs. Ein gutes Absatzgebiet waren die Karstländer. Heute sät der Kärntner Bauer nur mehr so viel Flachs, als er für den Hausgebrauch benötigt.

Der moderne Kulturhistoriker möchte vielleicht dem Flachs nicht jene bedeutsame Stellung einräumen, die dieser im Volksglauben und in den Volksgebräuchen der Gegenwart noch genießt, und lieber dem Brotgetreide den Vorzug geben, das nach unserer Auffassung für die Volkswirtschaft bedeutend wichtiger ist. Und doch trägt gerade die primitive Bearbeitung des Flachses den Charakter höchsten Alters und zeigt, wie mannigfaltig man dieses Gewächs auszunützen verstand: Stengel und Wurzeln zur Herstellung des schmiegsamen Linnens, die Abfälle zu allerhand technischen Zwecken, den Samen als bewährtes Heil- und vorzügliches Genußmittel.

Damit sei eine kurze Betrachtung der wichtigsten Stadien in der Bearbeitung des Flachses in Kärnten gerechtfertigt.

In langen Reihen liegen die gerauften Pflänzchen ausgebreitet zum ersten Trocknen; nach einigen Tagen bindet man sie zu Garben (Härbeaslan) und läßt diese auf dem Felde stehen oder schichtet sie auf die Hiflbām'r, das sind astreiche Stangen, die eigens zu diesem Zwecke in den Boden gesteckt werden. Ist der Flachs trocken, was einige Wochen beansprucht, so wird er von den Stangen abgenommen und mit dem Rißl (das ist ein eiserner Rechen) bearbeitet (g'riflt), indem man größere oder kleinere Büschel durch den Eisenkamm zieht, so daß die Samenkapseln (»Pollen«) abfallen; an einigen Orten werden die Garben zu diesem Zwecke wie das Getreide gedroschen. Nun gilt es, die Samenkörner ihrer Hülsen zu entledigen, und das geschieht durch Schlagen mit eigens geformten Hölzern (klock'n = klopfen, Här pöl'n, den Flachssamen schlagen, mhd. boln rollen, werfen); die reine Frucht (Härsām, Linsæt, Härkinsæt) sowie das daraus bereitete Öl wurden vordem als Volksnahrungsmittel sehr geschätzt. Noch heute erfreuen sich die Ölkrapfen bei den unteren Schichten der

Kärntner Bevölkerung großer Beliebtheit; als Salatöl ziehen diese noch immer das heimische Leinöl dem ausländischen Olivenöl vor; es vertritt ferner beim Abschmalzen gewisser Speisen und beim »Einbrennen« vielfach die Stelle des tierischen Fettes. Von den Samenkapseln (der Poul, pl. die Pould'n oder die Polle, dim. Pöllile, pl. die Pālan) schälen sich beim Dreschen die Hülsen von dem öligen Kerne ab, die sogenannten Fleid'n oder Poulfleid'n; diese geben gekocht ein gutes Schweine- und Kuhfutter; mit Fleid'n füllt man auch Polster, Decken und Bettunterlagen.

Die Gewinnung des Öles ist außerordentlich primitiv und mühsam. Der gereinigte Härśām, glänzenschwarze, schlüpfrige Körner, wird zuerst im Ofen gedōrrt (dīr'n) und wandert von dort in einen großen Mörser (der Stāmpf), wo er eingestampft wird, um hernach in einer großen Pfanne auf dem Feuer gerōstet zu werden (lind'n). Den gerōsteten Brei schlägt man in ein Tuch ein und legt ihn samt diesem in die Presse, wo das Tuch den Filter versieht und das Öl rein durch die Löcher der Presse in das darunter gestellte Gefäß abrinnt. Im Tuche bleibt eine steinharte Masse zurück, welche zerhackt ein vorzügliches Viehfutter abgibt. Das ist der »Zelte, Zōlt'n oder Leinsēt-zōlt'n, Linsetzelta, dim. Zelt'l. Der getrocknete Leinsame, zerstoßen und in Wasser aufgesotten (Leinsāmkoeh), dient zum »Zeitigen« der Geschwüre. Wenn die Pferde an der Kōl'n, Kel'n (Katarrh) leiden, stellt man ihnen dampfendes Leinsāmkoeh unter die Nüstern, damit der Schleim gelōst werde.

Nachdem nun die Leinstämmchen der Früchte beraubt sind, werden sie zur ersten Bleiche auf Wiesen ausgebreitet (ānlōg'n) und längere Zeit der atmosphärischen Feuchtigkeit ausgesetzt, wodurch sich die ersten Fäden zu lösen beginnen; sobald dies der Flachs genügend erkennen läßt, bildet man aus den in langen Reihen aufgeschlichteten Stengeln wieder Garben (Hōgg'rlan) und trägt diese zum Dörren (das nennt man aufhōb'm). Mittlerweile hat das sogenannte Härweible oder die Pātschin (weil sie nebstbei die Wurzeln der noch nicht gebrochenen Flachsbüschel mit einem kegelförmigen Holze weich schlägt) den Ofen in der Bādstub'm geheizt; wo es eigene Dōrrhütten oder Dōrrgruben gibt, geschieht dies dort. Der Flachs bleibt dann so lange der Hitze ausgesetzt, bis er »geht«, das heißt, bis die Fasern sich lösen. Nun kann das Brecheln beginnen.

Da die Brechelbräuche weiter unten ausführlich besprochen werden, möge hier die Beschreibung der Brechelarbeit genügen.

Die in der Brechelstube, der Brechelhütte oder in der Laube des Brechelhauses versammelten Brechlerinnen erhalten die Flachsbesen frisch vom Ofen weg und schlagen nun in fast regelmäßigem Takt wie die Drescher mit der eigenartig geformten Brechel, dem hölzernen Brech'lschwing'l, Brech'lholz, auf die Büschel los; die grōbste Arbeit besorgt die Übrschlāgerin mit einer größeren Brechel, unter der die

größten Fasern abfallen. Den so bearbeiteten Flachs übernehmen die Wächmächerrinnen und klopfen ihn mit ihren kleineren Brecheln. Die abfallende Spreu heißt der Åge, pl. Åg'n oder Oag'n. Größere Abfälle werden durchgeschüttelt und die zurückgebliebenen Stämmchen nochmals gebrechelt. Auch Spreu und Werg dienen zum Füllen von Decken und Bettsäcken. Das Brecheln dauert bei größeren Flachsmengen oft einige Tage.

Nun geht es ans Hecheln (hach'ln). Die Häch'l ist meist ein hölzernes Brett, besetzt mit Nägeln, deren Spitzen nach aufwärts stehen. Es gibt grobe Hecheln mit weiter abstehenden, starken Nägeln und feine mit engerstehenden, dünnen Eisenspitzen. Durch diese Vorrichtung zieht man, wie früher beim Rif'ln, die Flachssträhne; das Werg, welches bei der groben Hechel abfällt, heißt Ruffech n. oder Werch, dim. Werch'l; aus dem gesponnenen Werg bereitet man die grobe Leinwand (für Säcke und Dienstbotenkleidung): das Wirchene, die ruffene leimet. Daraus verfertigte Hosen heißen Grishos'n (vergl. Schmeller <sup>2</sup>, 1, 1012 grishari steifhaarig). Dieses Linnen wird nicht gebleicht und behält seine natürliche graue Farbe. Für grobes Werg und daraus bereitete Leinwand besteht manchenorts der Ausdruck »Braut«.

Was dagegen in der feinen Hechel bleibt, heißt das Häch'lwerch und wird zusammen mit dem in der Hand gebliebenen Werg zu feiner Leinwand verarbeitet. Sowohl das feine Werg als auch die daraus gesponnene Leinwand trägt den Namen Reiste, Reist'n, dim. Reist'l (mhd. rîste f. oben zusammengedrehter Büschel gehechelten Flachses; reisten swv. als verkohlter Teil abfallen).

Das Werg wandert in die poesieumwobene Spinnstube<sup>1)</sup> und bedarf noch langer Arbeit, ehe daraus unter den Händen des Webers die zur Bekleidung oder als Bettwäsche dienende Leinwand entsteht.

Mühseliger als das Spinnen ist das Aufhaspeln (håšp'm) des Garnes auf die Garnwinde (Håšp'l), das darauffolgende vierzehn Tage dauernde Einweichen und Waschen der Strähne und das Aufspulen. Damit ist endlich jener Stand der Bearbeitung des Flachses erreicht, in dem ihn der Weber übernehmen und zu Leinwand verarbeiten kann.

Ein Umstand verdient noch Beachtung. In Kärnten wird die Färbung der Leinwand in Streifen nach alter Weise bewerkstelligt. Einzelnen Leinwandstücken wird nämlich an beiden Querenden ein »Eintråg« eingewebt, das sind blaue oder rote Farbstreifen; eine Technik, die lebhaft an die Schilderung der germanischen Frauentracht in Germ. c. 17 erinnert. Die Streifen können auch in größerer Anzahl und so eingewebt werden, daß sie sich in rechten Winkeln kreuzen.

<sup>1)</sup> Über die Spinnstube und die poesiereiche Arbeit des Spinnens auf dem Lande vergleiche man R. Waizer, S. 181 ff. Hier mag bloß erwähnt werden, daß auch in diese Tätigkeit die Mythologie unserer Altvordern hereinragt, indem die (uralte) Perchtra baba „Frau Perhta“ als Schutzgöttin und Aufseherin der Spinnstube gilt.

Diese Leinwand wurde früher besonders gern zur Herstellung der Dienstbotenkleidung verwendet.

Der vollständig unmoderne und zeitraubende Betrieb des Flachsbauens und die Art, wie das Öl, Garn und Linnen hergestellt werden, gewähren einen Ausblick auf die primitiven Zustände dieses Zweiges der Volkswirtschaft in älterer Zeit; sie lehren aber auch verstehen, weshalb aussterbende Volksbräuche gerade an den Flachsbau sich klammern, während auf anderen Gebieten der Landwirtschaft die ältere Betriebsart durch eine zweckentsprechende moderne ersetzt worden ist; dort wurzelt eben der Volksbrauch noch in seinem alten Boden und konnte sich vielleicht sogar aus germanischer Zeit bis auf unsere Tage ohne wesentliche Beeinträchtigung fristen. Daß dies gerade in Kärnten zutrifft, soll an den Brechelbräuchen nachgewiesen werden.

In den seit alters von den Germanen als Festzeit bevorzugten Spätherbst, da die silbern glitzernden Fäden, wie von unsichtbarer Hand gewoben, durch die Luft fliegen, da das Laub der Bäume vergilbt und die Natur wie zu einem großen Leichenbrände Bäume und Sträucher in goldigrot glühende Fackeln wandelt, fällt das Brecheln des Flachses. Zu dieser Arbeit sowie dem daran sich schließenden Fest eignet sich der Herbst vor allen übrigen Jahreszeiten; aus demselben Grunde, weshalb schon bei den alten Germanen nach getaner Erntearbeit, nach dem Einheimsen der Früchte, nach dem Abtrieb des Viehes von den Almen und dem großen Einschlachten das Fest des Jahresanfanges gefeiert wurde, verrichtet man auch jetzt noch in Kärnten solche Geschäfte, die Muße fordern, wie das Brecheln, vor dem Eintritt des Winters und feiert, froh der beendeten Arbeit, im Herbste den Beginn eines neuen Zeitabschnittes. In alter Zeit mögen wie in anderen Gegenden Deutschlands auch hier noch Herbstfeste und Kirchtage nach dem Einbringen der Getreideernte gefeiert worden sein; heute gibt es, allgemein gesprochen, solche Erntefeste in Kärnten nicht mehr. Das einzige, aber uralte Herbstfest steht hier in Verbindung mit der Flachsernte und einem gewissen Fortschritt in der Bearbeitung dieser für das Altertum so wertvollen Kulturpflanze. Es ist die sogenannte Brech'lstear.<sup>1)</sup>

In der Brechelzeit — Ende Oktober bis Ende November — versieht sich jede Hausfrau, die Flachs besitzt, mit der gehörigen

<sup>1)</sup> Meine Beschreibung fußt größtenteils auf mündlichen und schriftlichen Mitteilungen aus verschiedenen Gegenden Kärntens; verglichen wurden ferner folgende Aufsätze: Waizer a. a. O. S. 111 ff.; F. Franziszi, Über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten, Graz 1908, S. 72 ff.; Carinthia 1817, Nr. 1; Car. I, 1902, S. 111 ff.; die Textproben stammen aus der Beschreibung der Brechelstear von Schüttelkopf: Car. I, 1891, S. 185 ff.; überall, wo die Brechelstear stattfindet, bewegen sich die Reden im großen und ganzen in denselben Grenzen, nur daß persönliche und lokale Anspielungen wechseln; man kann daher diesen bisher leider vereinzelt gebliebenen Text aus dem oberen Görttschitztale in gewissem Sinne auf alle derartigen Aufzüge übertragen, ohne gegen die Wahrheit zu verstoßen.

Anzahl von Brechlerinnen und sendet in die nächsten umliegenden Bauernhöfe, bis genug Mägde für diese Arbeit gewonnen sind. Der Bauer verlangt für die Abgabe seiner Arbeitskräfte eine Entschädigung, die Brechlerinnen dagegen erhalten von der Hausfrau, bei der sie arbeiten, nichts als die Kost und diese kommt ihr hoch genug zu stehen; denn die schwierige, Tag und Nacht währende Arbeit in der qualmigen und staubigen Brechelstube verlangt gute und reiche Kost.

Mehrere Bauern besitzen oft gemeinsam eine Brechelhütte, weshalb sie für deren Benützung eine gewisse Reihenfolge vereinbaren. Zuerst wird der Flachs des wohlhabendsten Bauers gebrechelt und dann geht es der Reihe nach fort bis zum ärmsten Kleinbauer. Auch mit den Brechlerinnen muß man sich gegenseitig aushelfen.

Auf dem Gang zur Brechelstube sind die Mädchen allen möglichen Neckereien der Burschen ausgesetzt: man verstellt ihnen durch Baumklötze oder Stämme den Weg, da und dort versteckt sich einer hinter Busch und Strauch und läßt die verschiedensten Tierstimmen und Laute ertönen. Diese Männer heißen Brech'lschröck'r. In Reisach (Gailtal) knallen die Burschen mit Peitschen hinter den Brechlerinnen her, um sie, wie man meint, zu schrecken; meist bleiben die Mädchen eine neckende Antwort nicht schuldig.

Hinter diesem in seiner gegenwärtigen Form verblaßten und anders ausgelegten Volksbrauche verbirgt sich ein alter Sinn: die Pflanzenseelen, Verkörperungen der wachsenden Bäume und Gräser, haben eine auch außerhalb ihres Sitzes fortdauernde Existenz und machen sich in dem vom Winde bewirkten Wiegen des Baumes, dem Wogen des Kornes, Flachses u. s. w. bemerkbar. Die Volksphantasie sieht in diesen Bewegungen die Wirksamkeit der Pflanzendämonen; es kennt den Roggenwolf, die Roggensau, den Roggenhund, den Kornstier und die Kornmutter, den Haferbock, Hafermann und die Habergeiß. Man fängt sie leicht in der letzten Garbe und bewahrt sie bis zur nächsten Aussaat auf der Tenne auf. In der neuen Saat beginnen sie ihre Tätigkeit wieder.

Diese Pflanzenseelen, welche Menschen- und Tiergestalt annehmen, werden beim Fällen eines Baumes, beim Schnitt des Kornes und dem Flachsraufen frei und fahren dann im Wirbelwind oder Sturm daher. (Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, 146, 149.) Hierin berühren sie sich mit dem Wesen des alten Seelen- und Totengottes Wôdan, der auch mit seinen Scharen durch die Lüfte zieht. In unserem Falle ist ihnen also durch die Flachsernte der Unterstand geraubt, sie sind heimatlos und verfolgen deshalb die Menschen, welche ihnen das angetan. In Vertretung der Geister ahmen die Burschen Tierstimmen nach, offenbar weil man sich die Dämonen des Flachsfeldes als Tiere dachte.

Der Peitschenknall soll die von ihrem Wohnsitz vertriebenen Flachsdämonen verscheuchen, damit sie den Brechlerinnen nicht

schaden; umgekehrt stellt die Nachahmung der verschiedenen Tierlaute Unwillensäußerungen der um ihren Wohnsitz gebrachten Flachsgeister dar. Ein solcher ist die Habergeiß, welche in einem an den Schimmelritt sich anschließenden Aufzug in der kärntnerischen Reichenau durch einen Burschen dargestellt wird. Sie erscheint als altes, häßliches Weib in zerlumpten Kleidern, mit Werg auf dem Kopfe und einer Mistgabel bewaffnet. Wenn man nämlich mit dem Brecheln fertig ist, erhalten die Dienstleute am nächsten Morgen ein kräftiges Frühstück, gewöhnlich die landesüblichen gefüllten Bauernnudel, die in einer großen hölzernen Schüssel auf den Tisch kommen. Alle essen von einem gemeinsamen Teller, auf dem die Bäuerin vorschneidet. Während des Frühstücks erscheint nun die Habergeiß am Fenster und läßt die verschiedensten Tierstimmen erschallen, während sie mit der Gabel durch das Fenster in die Schüssel langt und einige Nudel aufspießt. Sie will auch ins Haus kommen, um hier Böses anzustiften; allein sobald sie auf der Tür ein weißes Kreuz oder das Trudenzeichen findet, darf sie das Haus nicht betreten und mit ihrer Macht ist's aus. Das ist doch offenbar der Geist des Flachsfeldes, der für den Verlust seiner Heimstätte Entgelt fordert und dessen dämonischer Charakter wie in der Kleidung so dadurch zutage tritt, daß er durch hexenabwehrende Zeichen verscheucht wird.

Die Brecheltätigkeit wird mit einem Mahl nach Mitternacht eingeleitet, bei dem die Reihenfolge und Beschaffenheit der Gerichte auf altem Herkommen beruht: meist besteht diese Mahlzeit aus saurer Suppe, Milchbrein, Bohnen, Kaffee und Semmeln. Dann beginnt um 2 oder 3 Uhr morgens das Brecheln und dauert bis 11 Uhr mittags; bei diesem Mahl erhalten die Brechlerinnen Suppe, Fleisch, Nudeln, gedörrte Birnen, Strudel, Zipfelkrapfen und Kaffee mit Kuchen. Besonderen Zuspruches erfreuen sich die oberkärntnerischen Nigelan (in Schmalz gebackene nußförmige Krapfen).

Eine Stunde später gehen die Brechlerinnen von neuem an die Arbeit und setzen erst in der Nacht wieder aus; so wiederholt sich der Kreislauf, bis der Flachsvorrat gebrechelt ist.

Im Maltatale öffnet man, während die Brechlerinnen beim Essen versammelt sind, die Fenster der Stube. Da kommen arme Leute herbei, um gleichsam mit teilzunehmen an dem freudigen Feste und ihre Glückwünsche ohne Worte darzubringen. Die Bettler reichen jeder eine lange Haselrute, auf deren Ende ein brennendes Kerzchen klebt, zum Fenster in die Stube hinein; die Lichter werden von der Bäuerin abgenommen, dafür steckt sie einige Krapfen an die Rute und bedankt sich so für den stummen Segen der Armen durch eine Gegengabe.

Der Haselstaude schreibt der kärntnerische Volksglaube wunderbare Kräfte zu. »Wer unter einer solchen sitzt, ist vor dem Blitz sicher. Die Haselnüsse sind ein Sinnbild der Fruchtbarkeit: gibt es

in einem Jahre viele Nüsse, so werden auch viele Kinder geboren.« (Lexer, Kärnt. Wb. 135.) Ebenso weisen die brennenden Kerzchen auf heidnischen Ursprung und erinnern an die bei Mannhardt, Wald- und Feldkulte, I, S. 244 ff., aufgezählten Fälle, in denen die den Lebensbaum vorstellenden Zweige und Bäumchen, der Christbaum und Julblock, mit Lichtern geschmückt wurden.

Rüstig schreitet die Arbeit vor; ein Flachsbesen nach dem anderen wandert vom Dörröfen durch die Hände der fleißigen Brechlerinnen. Dabei geht es durchaus nicht eintönig zu, denn diese, mitunter recht junge, lebenslustige Dirnlein, singen fröhliche Lieder, daß es weithin schallt und beleben die Arbeit durch gegenseitige Neckereien, witzige Einfälle oder erzählen sich alte und neue Geschichten; das alles löst in der Brechelstube eine derart heitere Stimmung aus, daß man die Beschwerden des Aufenthaltes in der stauberfüllten, heißen Luft fast zu vergessen scheint. Auch genießen die Weiber während des Brechels Vorrechte, die allein schon für viele bestimmend sein mögen, sich dem an und für sich wenig verlockenden Geschäfte zu widmen.

Im windischen Gailtale lassen sie bei Tage keinen Mann in die Nähe und sind sehr gefürchtet. Die Brechelstube ist gleichsam ein durch die Arbeit geheiligter Ort, wo das Weib κατ' ἐξοχίην waltet und jedem Manne der Eintritt verwehrt ist. Besonders die Brechelbadstube, wo der Flachs gedörret wird, darf von niemand als dem Härpätsch oder der Härpätschin betreten werden. So heißt das Weib, welches den Brechlerinnen aus der stark rauchenden und rußigen Dörrstube den Flachs zuträgt. Sie ist von ihrem Geschäfte schwarz an Händen und Gesicht. Erspäht sie zufällig ein Knechtlein, so führt sie es unter schallendem Gelächter gewaltsam zum Tanze, daß er auf und auf sich beruht. Weniger Bevorzugte bestreut sie mit Abfällen; oft aber erhält einer zur besonderen Ehre ein Kränzlein aus Werg und Blumen und spendet dafür einen kleinen Betrag.

Das Schlagen der Brecheln erfolgt im Takte, ja manche Brechlerinnen verstehen kunstreiche »Weisen« zu klopfen, wozu der Härpätsch allerhand Stimmen erschallen läßt und mitunter einer Dirne mit seiner Hand ins Gesicht fährt, daß sie laut aufkreischt. Fügt es sich aber, daß einer absichtlich oder durch Zufall an der Brechelstube vorbeikommt, so geschieht dies nicht ungestraft. Ich komme später ausführlich auf das ausgelassene Treiben der Brechlerinnen und das eigentümliche Vorwalten des weiblichen Elements beim Brecheln zu sprechen und schildere vorläufig einige der gebräuchlichsten Brechelsitten.

Gerät ein bekannter Knecht oder Bauernsohn in die Nähe der Brechlerinnen, so wird er sogleich von ihnen umringt und trotz heftigen Sträubens mit Werg umwickelt, dann an Händen und Füßen gepackt und an einem daliegenden Baumstamm unsanft gehobelt



(Oberkärnten). Oder man legt über zwei parallel gestellte Baumrollen ein Brett und rollt den Gefangenen auf einen Abhang, wo ihn die Brechelweiber samt seiner Unterlage mit starkem Schwung auslassen, daß er den Rain hinunterkollert, was ihm große Schande einträgt (Feldkirchen). Glimpflicher ergeht es einem Mann, wenn sich die Brechlerinnen damit begnügen, ihm Gesicht und Hals erbarmungslos einzureiben, bis er sich durch ein Lösegeld befreit. Im Lesachtal legen sie ein Bündel Flachsreiser auf den Weg und ein Blumensträußchen dazu; wer es aufhebt, muß eine Geldabgabe entrichten. Oder man »kragelt« den Vorübergehenden, indem man ihm ein Büschel Werg um den Hals bindet.

Angeseheneren Bauern, älteren Herren und Fremden, die man nach ihrer Kleidung höher schätzt, bringt die schönste, von ihren Genossinnen gewählte Brechlerin mit aller Höflichkeit einen Brennessel- oder Wergkranz auf einem Teller entgegen und jener muß für diese Ehrung ein Geldstück erlegen. Auch Flachsabfälle bietet man an. Weigert sich jemand, das Gebotene anzunehmen oder zu zahlen, so fühlen sich die Brechlerinnen beleidigt und werfen ihn faustweise mit Flachsspreu oder werden noch zudringlicher und stecken sie ihm hinter den Kragen und füllen damit seine Taschen. Distinguierten Persönlichkeiten setzt die Schönste den Kranz auf oder legt ein Wergbüschel mit Flachsfasern umwunden vor sie auf den Boden und sie müssen sich ebenfalls loskaufen, um nicht unsanfter behandelt zu werden. Dem Pfarrer umwindet man bloß Arm und Hand mit Werg.

Wieder anderswo gemahnen die Brechelbräuche an uralte, obszöne Handlungen, die einst mit phallischem Kult verbunden waren und aus kirchlichen Verboten und Bußordnungen bekannt sind: In der Feldkirchner Gegend werden alle Vorübergehenden, die sich der Belustigung halber oft absichtlich einstellen, gezwungen, sich rücklings auf den Boden zu legen und die Brechlerinnen schreiten nun der Reihe nach über ihn hinweg (ib'r'steig'n). Diese Gelegenheit lassen sich viele Burschen nicht entgehen und verüben an den Mädchen allerlei ausgelassenen Scherz; eine Zeremonie, die lebhaft an ähnliche Bräuche erinnert, wobei durch Paare, die sich auf dem Ackerfelde wälzen oder symbolisch den Beischlaf üben, die Befruchtung der Erde für das kommende Erntejahr angedeutet werden soll.

Noch beliebter ist das sogenannte Bettlerhåls'n. Ahnungslos Vorübergehende werden von den Mädchen gefangen, umarmt und geherzt, zugleich aber mit Flachsspreu eingerieben, bis sie ein Lösegeld zahlen; ferner das Hös'l'n: Man zieht dem Mann gewaltsam die Hose ab und füllt sie mit Spreu; dieselbe Behandlung tritt in milderer Form auf, wenn sich die Weiber damit begnügen, dem Gefangenen alle Taschen und Hosenöffnungen mit spitzigen Flachsabfällen vollzustopfen, so daß er sich nicht von der Stelle rühren kann und oft unter Zurücklassung der Beinkleider das Weite sucht.

Der Erlös des Geldes wird zur Anschaffung der Gaben verwendet, die mit dem Einladungsschreiben dem Brechelritter und seinem Anhang zugehen, der Rest geht in Bier, Wein und Schnaps auf.

Ist auch der Sinn dieser Bräuche stark verdunkelt und hält man sie auch nur für harmlose, lustige Unterbrechungen der Arbeit, so fühlt doch das Volk noch die Ausgelassenheit der Brechelzeit und setzt sie auf Rechnung der fröhlichen Erntestimmung. Über sittliche Bedenken setzt man sich hinweg mit dem Volksspruche, daß zur Brechelzeit unser Herrgott ins Wälische (Welschland) gehe.

So vergehen in reicher Abwechslung zwischen Scherz und ernster Arbeit die Brecheltage. Bevor das Brecheln zu Ende geht, sendet die Tochter des Hauses oder die Schönste, welche von ihren Genossinnen dazu ausersehen wird, ihrem Liebhaber oder sonst einem Verehrer ein Körbchen mit einem Kuchen (Reindling), Äpfeln, Zigarren, Schnaps und dergleichen; es ist mit Blumensträußen und werggeflochtenen Kränzlein geschmückt, die für die Geladenen bestimmt sind. Ein weißgekleidetes oder sonntäglich geputztes Mädchen soll dieses Körbchen ins Gehöft bringen, wo der zum Brechelritter bestimmte Bursche wohnt, darf sich jedoch unterwegs nicht erwischen lassen, sondern muß unbemerkt in die fremde Stube kommen, sonst trägt es ihr großen Spott bei den Brechlerinnen ein. Am besten eignet sich hierzu die Mittagszeit, wo der Bauer mit seinem ganzen Gesinde beim Mahle sitzt. Sie setzt, in der Stube angelangt, das Körbchen, in welchem sich auch das gereimte Einladungsschreiben befindet, eiligst auf den Tisch und entfernt sich ebenso schnell wie sie gekommen, um auf dem Heimwege nicht eingeholt zu werden (Unterkärnten).

Im windischen Gailtale überbringt sie einen Spieß (rogou) oder ein Fichtenwipfelchen, das mit ähnlichen Gaben behängt und dem die Einladung beigefügt ist.

Der feierlich Eingeladene hat die Pflicht, entweder selbst den Brechelritter zu spielen und für die Herstellung des Schimmels zu sorgen oder, wenn er über die nötigen Fähigkeiten nicht verfügt, einen gewiegten Reimfechter zu gewinnen, der die Rolle übernimmt; ebenso muß er die Musikanten beschaffen. Meist begnügt man sich mit einem Flöten- und einem Harmonikaspieler; endlich hat der Ritter die nötige Anzahl von Tänzern mitzubringen.

In fröhlicher Erwartung beeilen sich die Brechlerinnen, den Rest des Flachses aufzuarbeiten; endlich rückt der Abend heran, das letzte Büschel stäubt unter den Brecheln und die Hausfrau gebietet Feierabend.

In der Küche wurde unterdessen geschafft und gerüstet, um den Ansprüchen des Festes zu genügen. Nicht selten geht ein ganzes Schaf auf und die Brechlerinnen erhalten beim Fortgehen für ihren Fleiß noch Weizenbrot, Krapfen, Selchfleisch und Würste zum Geschenk. Außerdem lockt das Brechelfest, wo es in alter Weise

begangen wird, auch auswärtige Gäste herbei, die sich zu Wagen und zu Fuß beim Brechelhause einstellen. Die Stube ist von den Überresten und Zeugen der Arbeit gereinigt und gewährt mit der langen Festtafel einen feierlichen Anblick. Schon von weitem erkennt man das Brechelhaus, denn einige junge Leute haben auf dem Dachfirst oder neben dem Hause einen mächtigen Maibaum gepflanzt; von seiner Spitze grüßt ein Fichtenwipfel, geziert mit einem wergumflochtenen Blumenstrauß, dessen farbige Bänder lustig im Winde flattern.

Die Brechlerinnen haben sich zurückgezogen, um den Staub von Gesicht und Händen zu waschen und den Sonntagsstaat anzulegen und erscheinen endlich zum festlichen Mahle, das den Abschluß der Brechelarbeit bildet. Während der letzten Zurüstungen der Tafel verteilen sie unter die Geladenen und Gäste Blumensträußchen und setzen sich dann an die mit weißen Linnen überdeckte Festtafel, wo die letzten Herbstblumen aus Flur und Garten prangen. Was Keller und Küche zu bieten vermag, wird aufgetragen; im allgemeinen richtet sich auch hier die Anzahl und Gattung der Speisen nach altem Brauch: Brennsuppe, Dampfnudeln, Fleischspeisen mit gekochten Dörrzwetschken, Krapfen, Kuchen, getränkt in Honig und Schnaps, Kaffee und anderes, das dem Ermessen der Bäuerin anheimgestellt bleibt. Bei der Fülle des Gebotenen entwickelt sich unter den Brechlerinnen bald fröhliche Festesstimmung, die noch erhöht wird durch die Erwartung des Aufzuges und die vor dem Hause ertönde Musik, zu deren Klängen sich schon einige Paare im Tanze drehen. Denn während des Mahles darf noch vielfach außer den Brechlerinnen niemand die Stube betreten; in langer Reihe sitzen diese um die Festtafel, während ein schmückes, redegewandtes Dirnlein, die »Brechelbrautmutter«, ihren eigenen Platz einnimmt und an einem von der großen Tafel durch Bänke und Stühle gesonderten Tische die »Brechelbraut« hütet. Diese besteht aus einem großen Laib Weizenbrot (»Reindling«, abzuleiten von Reine f., irdenes oder hölzernes Milchgefäß, welches auch zum Backen dient), ist mit Silber- und Goldblättchen (den Symbolen der Fruchtbarkeit) und roten Bändern verziert und mit der bräutlichen Pflanze, einem Rosmarin-zweig, geschmückt.

Kaum ist das Mahl beendet, so verkünden Pistolenschüsse und Pöllerknall das Nahen des Schimmelreiters und seines Gefolges.<sup>1)</sup>

Drei auffällig gekleidete Männer treten durch die Türe ein und ziehen die Aufmerksamkeit auf sich, teils infolge ihres sonderbaren

<sup>1)</sup> Wenn im folgenden die Textproben aus der Beschreibung von Schüttelkopf genommen sind, der sie im oberen Görtschitztal aufzeichnete, so ist zu bemerken, daß dieselbe Sitte mit geringen Variationen bis vor kurzem auch in den Tälern der Drau von Bleiburg bis Villach und hinauf bis zum Millstätter- und Ossiachersee, der Metnitz und Gurk bei Deutschen und Slowenen zu finden war, wo sie heute nur mehr rudimentär sich erhalten hat.

Aussehens, noch mehr aber durch ihre Worte. Der erste stellt sich als Kutscher vor, trägt Fuhrmannsstiefel und eine Peitsche in der Hand und berichtet von der beendeten Fahrt. In dreizehn Tagen will er vierzehn Meilen zurückgelegt und seither nichts gegessen haben. Sein Herr habe ihn abgewiesen, so oft er sich ihm zu nähern versucht; er droht daher, den Schimmel selbst zu reiten und jenen nachlaufen zu lassen. So rasend sei der Wagen über Stock und Stein geflogen, daß er nun in Trümmern liege.

(Dieses Gefährte werden wir später als das des Luftreiters Wödan erkennen, der hier, nach älterer Vorstellung, noch auf einem Wagen fährt; der Kutscher ist nur eine jüngere, durch Abspaltung von der Person des Schimmelreiters entstandene Figur, die wahrscheinlich dem Bestreben des Volkes nach Ausgestaltung dieser einleitenden Szene ihr Leben verdankt.)

Ihm gesellt sich der Schmiedmeister zu, eine mächtige, rußgeschwärzte Gestalt, die trotz der gegenteiligen Versicherung mit starker Hand einen großen Hammer schwingt. In gereimter Rede erzählt er, daß er den Schimmel beschlagen solle, aber Hammer und Zange verloren habe; auch der Amboß sei dahin. (Ist jener, mythisch gefaßt, die Personifikation des Sturmwindes, so muß man wohl auch diesen zunächst mythologisch deuten; er dürfte eine dem Donar-Thor verwandte Personifikation des Gewittersturmes und seiner Begleiterscheinungen darstellen; noch näher liegt es, ihn geradezu für ein verblaßtes Bild des alten Gewittergottes zu halten. Hammer und Zange hat er verloren: so erging es nach der Thrymsqvitha auch Thor, der den gestohlenen Hammer aus der Gewalt des Riesen zurückgewinnen muß.)

Der dritte im Bunde erregt allgemeine Heiterkeit und nennt sich Schinder (Schinter von schint'n, schinden, die Haut abziehen). Wie wir beim Schmied und Kutscher Qualitäten, die auf ihre Beschäftigung zurückgingen, mit unverkennbaren mythischen Merkmalen alter Göttergestalten in seltsamem Gemisch vereint fanden, so tritt auch der Schinder teils in Ausübung seines Berufes auf, teils kennzeichnet er sich durch die merkwürdige Ausstattung als mythisches Wesen: jenes, indem das Volk glaubt, der ebenfalls mythische Schimmel verfallt nach seiner Auslösung ihm; dies, indem der Schinder früher in ganz Mittel- und Unterkärnten bis hinauf zum Gurktale, heute nur mehr selten, mit einem künstlich gebildeten, ungeheuren Priap dargestellt wurde.

Wenn sich die drei vorgestellt haben, reitet der Brechelbrautritter auf seinem künstlichen Schimmel ein, der von drei Männern gebildet ist: der erste trägt auf einem Stützgestell im Nacken einen täuschend nachgebildeten Roßkopf, der aus einem geschickt gebundenen Polster, Heusack oder dergleichen besteht; Augen, Nase und Maul sind mit Kohlenstrichen angedeutet. Der zweite legt in

gebückter Stellung seine Hände auf die Achseln des Vordermannes, bildet den Rumpf des Pferdes und trägt auf den Achseln den Reiter, während der letzte in gleicher Weise sich anschließt und frei einhergeht, damit er beim Beschlagen des Schimmels kräftiger stoßen kann. Alle drei sind mit weißen Linnentüchern bedeckt und täuschen das Bild eines sechsbeinigen Schimmels mit seinem Reiter vor. Auch dieser trägt entweder eine Leinenhülle in Gestalt eines Chorrockes oder Mantels oder erscheint in Hemdärmeln mit einem niederen, breitrempigen Strohhut bedeckt, von dem bunte Schärpen auf seine Schultern fallen. In Mittelkärnten ist der Hut mit einem Strahlenbüschel aus Stroh geziert. Deutet schon dieser Umstand auf die Sonne, so vergleiche dazu unten S. 170.

Nach wenigen Begrüßungsworten beginnt er die Brechelbrautmutter, an die er sich allein wendet, zu necken und fordert sie zu einem Wortgeplänkel heraus, wobei er nicht nur sie schilt, sondern an allen Brechlerinnen Mängel bemerkt; die Brechelbrautmutter hat schwere Arbeit, sich und jene durch schlagfertige Antworten zu schützen und die Hiebe des Ritters zu parieren.

Geübte Reimsprecher lassen sich selbstverständlich die Gelegenheit nicht entgehen, lokale und persönliche Angelegenheiten mit spöttischen Bemerkungen zu bedenken und ihre Reden mit allerlei Spässen im Geschmack ihrer Zuhörer, der bedenklich an die satirischen Erzeugnisse des 16. Jahrhunderts erinnert, zu würzen.

Hierauf verläßt der Reiter sein Pferd, besteigt einen Stuhl und hält eine Predigt, die uns wohl über den sakralen Charakter dieses Brauches nicht in Zweifel läßt, ihrer jetzigen Form nach aber nichts anderes ist, als eine nach meistersängerlicher Manier in Reimpaaren gehaltene Abhandlung über das Thema, das auch in Fastnachtsspielen des 16. Jahrhunderts wiederholt begegnet: das Weib ist von Natur aus schlecht. Beispiele hierfür bietet von Eva an die Bibel in großer Zahl.

Der zweite Teil der Brechelpredigt richtet sich gegen die Verderbtheit der Leute überhaupt, wobei wieder das weibliche Geschlecht minder gut abkommt.

Im dritten Teil erfolgt die Verkündigung des magischen Brautpaares, aber ganz im Sinne des Fastnachtsspieles. Die Komik wird erreicht durch wortspielerische Verdrehung von Personen- und Ortsnamen und erlogene, unmögliche Angaben; die alte Bedeutung ist vollständig geschwunden, alles geht nur auf Erweckung der Heiterkeit aus: der Bräutigam Hans Fränz Fuchsschwänz, gebürtig in der Löbzelterpfarr, ist seines Handwerkes a Stocknarr; die Jungfrau Katharina stammt von dem Hofe »bei der Zuabekeuschenjungfrau...«

Weitere Folgerungen aus diesem Brautpaar und seinen irreführenden Namen zu ziehen, wäre nutzlos; eines aber muß festgehalten werden: der Bräutigam, dem die Brechelbraut angehören wird, ist gewiß nicht der Schimmelreiter; dieser verkörpert vielmehr eine

geisterhafte Gestalt und trachtet, die Braut für einen uns noch nicht bekannten, nur ganz allgemein und phantastisch beschriebenen Bräutigam zu erlangen.

Nach der Verkündigung der Brautleute besteigt der Ritter wieder seinen Schimmel, begrüßt als Ritter von Polen die versammelten Brechlerinnen und begehrt die Brechelbraut.

(Wenn die weiße Gestalt vorgibt, von Polen zu kommen, so liegt, wie man durch Mannhardt weiß, darin ein Hinweis, daß er als mythische Erscheinung aufzufassen ist; überall, wo die Wiederkehr eines Vegetationsdämons in feierlichem Aufzuge gefeiert wird, heißt es, um seine geisterhafte Natur zu bezeichnen, er sei aus weiter Ferne nach langer Abwesenheit ins Land gekommen. In echt volkstümlicher Verkennung dieses Umstandes trägt er bald den Namen Mohrenkönig, bald Römischer Kaiser, König von Frankreich, von Preußen und dergleichen. [Wald- und Feldkulte I, Kap. IV.]

Der Wortwechsel zwischen Schimmelreiter und Brechelbrautmutter ist gerade bei Schüttelkopf nicht in typischer, sondern ziemlich entarteter Form überliefert. Hier hat die Volksphantasie in spielerischer Lust frei geschaltet. Aber aus der Übereinstimmung mehrerer Brecheltexte geht mit Sicherheit hervor, daß der ganze Streit um die Brechelbraut ein Rätselstreit, ein Wortwechsel über allerlei verborgene Dinge im Menschenleben und Weltenlauf war. In Mittel- wie in Unterkärnten kommt das noch deutlich zum Ausdruck, wenn die Brechelbrautmutter an die Übergabe der Braut die Bedingung knüpft, daß der Schimmelreiter mehrere Rätselfragen schnell und richtig beantworte. In einem mir vorliegenden Text verlangt sie folgende, unfafßbare Dinge:

Wenn Du willst dâherreit'n und um a Brechelbraut frâg'n,  
Muaßt Du die Sympathiemittel hâb'n:  
Dâs Hâße vom Feuer, dâs Rumplate von der Bruck'n,  
Das Rauschende vom Wâsser, den Schein vom Spieg'l,  
Die Strâhl'n von der Sunn, den Klopfer vom Donner;  
Und wenn Du dâs âlles wirst hâb'n,  
Kânnt Du kôm um die Brechelbraut frâg'n.

Seine Weisheit erprobt sie durch folgendes schöne Rätsel:

Wenn Du mi willst zu aner Brechelbraut hâb'n,  
So muaßt Du auf meine Frâg'n die richtige Ântwort sâg'n:  
Wo is a Haus, drin is ka Tisch?  
Wo is a Wâsser, drin is ka Fisch?  
Wo is a Turm, drauf is ka Knopf?  
Wo is a Jungfrau, die flechtat kan Zopf?  
Wo is a Strâß'n, drauf is ka Stâb?  
Wo is denn a Bâm, der kriegt ka Lâb?

Der Schimmelreiter erweist sich ihr in jedem Falle als überlegen; denn überall erklärt sie sich schließlich für besiegt und händigt ihm die verlangte Braut aus. Solche und andere Rätselfragen gehören zum ältesten Bestande dieses Aufzuges und sind sehr bedeutsam.

Denn wie L. v. Schroeder<sup>1)</sup> erwiesen hat, spielen Rätselfragen nach den Geheimnissen der Welt, der Naturmächte, der Götter und ihres Wesens, des Opfers und dergleichen mehr schon im ältesten indischen Kult eine Rolle und scheinen überhaupt zu einem altarischen Opfertypus zu gehören, da sie auch in der Edda (Vaffrudnismál, Allwissmál und Grimnismál) vorkommen.

Aus den Worten der Brechelbrautmutter, die die Schönheit ihrer Tochter rühmt und entsprechende Bürgen verlangt, schimmert noch blaß die Erinnerung an alte Hochzeitsbräuche durch, nach denen die Braut nicht ohne Bürgen und Entgelt dem Bräutigam übergeben wurde. Der Ritter ist aber nicht geneigt, so ohneweiters eine Abfindung zu zahlen, und sagt: »Die Braut is schon gänz welch, sie wär guat, a weane begoss'n.« Er befaßt sich aber doch schon mit dem Gedanken an einen Bürgen und fragt: »Wo muaß i dir denn um an Bürg'n schau'n, untern Zaun oder ober'n Zaun?«<sup>2)</sup>

Die Pausen des mitunter stockenden Gespräches füllt der Schmied aus, indem er den Schimmel beschlägt, während seine Frau dabei hilft; das Pferd wird ungeduldig und schlägt kräftig aus, daß die schwangere Schmiedfrau rücklings auf den Boden fällt. In früheren Jahren spielte sich nun dabei eine Szene ab, die uns später als Fingerzeig für die Bewertung des Brechelfestes dienen soll: der Schinder warf sich, sobald er das Weib liegen sah, darauf und vollzog vor allen Zuschauern symbolisch den Zeugungsakt. In unseren Tagen hat man kaum mehr Gelegenheit zu dieser Beobachtung, da man aus begreiflichen Gründen diese Szene fallen läßt, besonders wenn sich fremde Zuschauer einstellen.

Die Brechelbrautmutter stellt nun die Bedingungen, an die sie die Auslieferung der Braut knüpft:

Wänn du willst die Brech'lbraut vom Wink'l hãb'n,  
Muaß über'n Tisch a goldene Bruck'n schläg'n.

Worauf der Ritter antwortet:

Wänn i muaß über'n Tisch a goldene Bruck'n schläg'n,  
Muaß die Brech'lbraut silberne Schua anhãb'n.

In beiden Sprüchen liegt eine nicht mehr verstandene Beziehung. Heute freilich nimmt der Ritter die Aufforderung wörtlich und erichtet eine »goldene Brücke«, indem er funkelnde Geldstücke über

<sup>1)</sup> L. v. Schroeder: Die Wurzeln der Sage vom heil. Gral, Sitzungsbericht der Akademie der Wissenschaften. Wien 1910, phil.-hist. Kl. 166, 2, S. 79.

<sup>2)</sup> Es wird sich später zeigen, daß der Ritter mit dem Begießen die in grauer Vorzeit erfolgte Hinrichtung des Mädchens, der Brechelbraut, meint, die ins Wasser versenkt wurde.

Die Bürgen unterm Zaun stellen die Wachstumskräfte der Erde vor, aus der alle Gewächse, namentlich die für den Ackerbauer in Betracht kommenden Kulturgewächse, sprießen; die Bürgen oberm Zaun hingegen sind atmosphärische Erscheinungen, wie Wind, Sonnenschein, befruchtende Gewitter, ebenfalls wichtige Faktoren im Leben des Landmannes.

den Tisch hinstreut, hinter welchem die Brechelbrautmutter sitzt. Durch diesen leikaf, wie die Summe heißt, erwirbt er sich den rechtlichen Anspruch auf die Brechelbraut. (Kärnt. leikaf, mhd. lîtkouf, Gelöbnistrunk beim Abschluß eines Rechtsgeschäftes, Angeld. In Kärnten erhalten die Brautleute nach der Kopulation vom Priester am Altare ein Glas Johannessegen, ein letzter Rest des älteren lîtkouf.)

Möglich, ja sogar wahrscheinlich ist es, daß in obigen zwei Reimpaaren die verblaßte Erinnerung an einen, wie es scheint, schon in vorhistorischer Zeit abgekommenen Sonnenkult vorliegt. Der Brechelritter scheint als Personifikation der Sonne auch an folgender Stelle eines ungedruckten Textes gedacht zu sein:

Wenn Du willst hergeh'n um die Brechelbraut fräg'n,  
 Muabst Du an anders G'wänd anháb'n,  
 Muabst háb'n an silbern Sporn und a goldene Brust,  
 Sunst hát die Brechelbraut zum Röd'n ka Lust.

Seine Braut mit den »silbernen Schuhen« ist dann der Mond.

Mag diese Erklärung gekünstelt scheinen, so fühle ich mich doch versucht, an sie zu glauben, wenn ich bei L. v. Schroeder a. a. O. 42 f. von dem großen Hochzeitsliede (Rigveda, 10, 85) und von lettischen Sonnenliedern lese. Dort wird die Hochzeit der jungen Sonne Sûryâ, der Tochter des Sonnenkönigs Savitar, mit dem Monde, Soma, gefeiert; hier die Hochzeit der Sonnenjungfrau, der Saules meita. Und nun seien Schroeders eigene Worte angeführt: »Aller Wahrscheinlichkeit nach wurden solche Lieder ursprünglich bei den Frühlings- und Sommerfesten der Arier gesungen, während die Hochzeit der gefeierten himmlischen Wesen, die als größte Vegetationsmächte das Gedeihen der irdischen Welt beherrschen, kultlich-dramatisch vorgeführt wurde.

Eine solche kultlich dramatische Darstellung der himmlischen Hochzeit zwischen Sonne und Mond ist somit im kärntnerischen Schimmelreiteraufzuge aus fernster Urzeit erhalten. Was aufs schönste zu diesem Ergebnisse stimmt, ist ein anderer wichtiger Umstand: Schroeder weist a. a. O., S. 8—41, nach, daß der Hirsebrei und der Breitopf nach urarischer Auffassung Symbole der Sonne sind. Hirsebrei wird nun beim Brechelfest in Mittelkärnten an die Stubendecke geschleudert, auf einem Hirseacker wird in Pernegg das Sonnwendfeuer entzündet (Z. f. d. A., 53, 172 Anm.), dieses selbst nennt man bei Feldkirchen das »Grieshätz'n« und wie der Rest eines alten rituellen Opfermahles bei einem Sonnenfeste mutet es an, wenn im windischen Gailtale beim Brechlermahl ein Bursche gezwungen wird, eine Schüssel voll Hirsebrei aufzuessen, will er nicht mit dem Reste eingerieben werden.

So führt die vergleichende Betrachtung eines Brauches der Gegenwart zurück auf einen der ältesten arischen Kulte; wir vermögen die Denkweise längst vergangener Jahrtausende in ihren



Wurzeln aufzudecken, wir staunen über die ursprüngliche Kraft dieser poesiereichen Religion, wo die goldene Sonne als Mann, der silberne Mond als Frau Leben gewinnen. Doch schon in vorhistorischer Zeit tritt dieser Kult des Sonnen- und Himmelsgottes mehr und mehr zurück. Jüngere Stämme flößen den alten starren Ritualformen neues Leben ein, schieben ihnen neue Deutungen unter, mit den Errungenschaften der fortschreitenden Kultur tauchen andere Göttergestalten auf, aus der veränderten Lebensanschauung der Völker geboren. So kommt es, daß schon in heidnischer Zeit der Brechelritter kaum mehr als Personifikation des Sonnengottes verstanden wurde, dem die glänzende Mondgöttin vermählt wird.

Hat der Ritter die Summe gezahlt, so zögert auch die Brechelbrautmutter nicht länger und händigt ihm die Brechelbraut ein. Dem so benannten, festlich geschmückten Kuchen sind meist einige Flaschen Wein oder Schnaps beigegeben. (Das erinnert an andere Erntebrauch; so hängt man vielfach an die letzte Garbe eine Flasche mit Flüssigkeit oder legt eine solche dem eingegrabenen Vegetationsdämon bei, um auf magische Weise das befruchtende Naß auch für das nächste Erntejahr zu erzwingen. Mannhardt, 214 ff., 313, 328, 355 ff. u. ö. Mit der Übergabe der Brechelbraut ist sonach ein Regenzauber verbunden.)

Kaum hat der Ritter die Braut empfangen, so geizt auch er mit dem Danke nicht und verheißt dem ganzen Hause reichen Erntertrag für das kommende Jahr:

Für die Brech'lbraut tua i mi schean bedänk'n  
 Durch a luckate Plänk'n,<sup>1)</sup>  
 Durch an guldan Ring,<sup>2)</sup>  
 Dort sein drei scheane Vögalan drin:<sup>3)</sup>  
 Dås erste hât kån Måg'n,  
 Dås zweite hât kån Kråg'n,  
 Dås dritte läßt dem Herrn und der Frau und der Brech'lbraut-  
 muatter sowie ällen a guate Nâcht sâg'n  
 Und wünscht a glückliches Jâbr;  
 Es sollt' grâten klâfterlång's Hâr.

Mit der Braut entfernt sich der Schimmelreiter und das Roß löst sich unterdessen auf; jener kommt ohne das Körbchen wieder und eröffnet mit der ihm über »die goldene Brücke« entgegen-tanzenden Brechelbrautmutter den allgemeinen Reigen.

Nicht überall, wo in Kärnten das Brechelfest begangen wird, besteht noch dieser feierliche Aufzug. In manchen Orten haben sich davon nur kärgliche Reste erhalten; Schimmel und Reiter sind ver-

<sup>1)</sup> Der Erntesegeu möge so reich ausfallen, daß man beladene Wagen nicht durch das Tor des Zaunes bringen kann, sondern die Planken niederreißen muß, um die Fruchtfülle zu bergen.

<sup>2)</sup> Das Gold in derartigen Sprüchen ist immer ein Symbol der höchsten Kostbarkeit, der Fülle und des Reichtums überhaupt.

<sup>3)</sup> Die Vögel ohne Kopf und Magen stammen aus dem Mythos. Von ihnen wird unten noch die Rede sein.

schwunden, nur der Name Brechelbraut klingt aus älterer Zeit noch nach. Im Bleiburger Bezirk zum Beispiel wirft die Hausfrau den zum Brecheltanz geladenen Burschen drei Äpfel zu, wovon einer mit einem Kreuze bezeichnet ist. Wer diesen erhascht, erhält die Brechelbraut, den bereits geschilderten Kuchen. Der durch das Apffelos Bestimmte muß dann mit jeder Brechlerin tanzen.

Eine ebenfalls jüngere Abart dieses Brauches lebt im oberen Drautal und sonstwo in Oberkärnten fort: die Brechelbrautmutter wählt sich aus den um den Kuchen werbenden Burschen einen aus, meist ihren Liebhaber, übergibt ihm die Braut und wird dafür von ihm zum Tanze geführt.

Halten wir nun eine Zeitlang inne, um einen Überblick über die Vorgänge beim Brechelfest zu gewinnen und die Hauptmomente des Festes aus dem Ganzen auslösen zu können. Dieses sonderbare Volksfest weist unverkennbare Merkmale der altgermanischen Feste auf: vor allem die mimische Darstellung eines Gewitterdämons (Schmied), eines Fruchtbarkeitsdämons (Schinder) und eines auf eigenartigem Schimmel umziehenden Reiters. Der sakrale Charakter des Festes kommt besonders in der volkstümlich gestalteten Brechelpredigt und der an kirchliche Formen angelehnten Verkündigung eines mythischen Brautpaares zum Ausdruck; ferner die Übergabe eines Festkuchens, der den auffallenden Namen »Brechelbraut« trägt, und die dafür erlegte Kaufsumme, die an die alte Sitte erinnert, Rechtsgeschäfte mit einem Gelöbnistrunk abzuschließen; endlich das bei keinem germanischen Feste fehlende Gelage, woran sich eine Tanzunterhaltung schließt.

Zu beachten ist ferner, daß die Zeit, in der das Brechelfest gefeiert wird (Mitte Oktober bis Ende November), eher auf heidnischen als christlichen Ursprung schließen läßt. In dieser Jahreszeit gibt es kein größeres Kirchenfest; vielmehr fällt die Brechelfeier in einen natürlichen Abschnitt der durch die Ackerwirtschaft gegebenen Verhältnisse und diese sind mit geringen Schwankungen seit jeher in den germanischen Ländern dieselben geblieben, nur daß im hohen Norden beim frühen Eintritt des Winters auch die Ernte und das Einschlagen früher fällt als etwa in südlichen Gauen, wo diese Geschäfte etwas weiter in den Winter hineinrücken. Es kann also der Gedanke nicht rundweg abgewiesen werden, daß hier ein von christlichem Einfluß noch unberührtes altheidnisches Fest sich in volkstümlicher Umgestaltung erhalten habe. Das Allerseelenfest paßt mit seinem düsteren Charakter nicht zur Erntefeier und kann als Totenfest kaum eine Anknüpfungsmöglichkeit für eine solche geboten haben.

Für den heidnischen Ursprung des Brechelaufzuges spricht ferner ein anderer Umstand: da zweifellos ein Erntefest vorliegt und die freudige Stimmung der Teilnehmer ausgelöst erscheint durch die

glückliche Sicherstellung des letzten Ertrages der Flachsernte, fügt es sich eigenartig, wenn aus den segenverheißenden Sprüchen des Schimmelreiters nur die Aussicht auf die nächstjährige Ernte sich eröffnet und nicht ein Wort des Dankes gegen eine höhere Macht — weder aus seinem noch irgendeines anderen Munde — fällt, während gerade das Christentum bemüht war, in den Herzen der Bekehrten den Sinn für die Nächstenliebe wie für die Dankbarkeit gegen Wohltäter jeder Art, besonders gegen den höchsten Wohltäter zu wecken, der sowohl das Leben als auch den dafür notwendigen Ertrag der Felder und Fluren spendet. Für einen christlichen Einfluß spricht aber außer der ganz äußerlich an die Predigt und das Verkünden der Brautleute sich anlehnenen Stelle in der Rede des Brechelbrautritters — wovon die erste noch dazu unwesentlich ist — nicht die leiseste Spur: so ist der Naturmensch, so auch das Kind; das sichere Gefühl, daß das hereingebrachte Gut nicht mehr von der Gunst tausendfacher Zufälle abhängt, läßt den Gedanken an das Wirken einer gütigen höheren Macht, der man nach christlicher Lehre alles zu verdanken hat, gar nicht aufkommen.

Ebensowenig als der moderne Naturforscher (wie etwa noch vor hundert Jahren) sich damit begnügt, die äußeren Erscheinungen nach zufälligen Merkmalen zusammenzustellen und zu registrieren, sondern auf biologische Zusammenhänge, auf das Erkennen der Entstehung und Entwicklung aller Dinge drängt, kann sich der moderne Kulturforscher zufrieden geben, die Erscheinungen des Volkslebens bloß aufzuzeichnen und zu beschreiben. Auch ihm drängen sich andere, wichtigere Fragen auf: wo ist ein Brauch entstanden; ist er bodenständig oder durch Übertragung von außen her ins Land gekommen, und wenn dies zutrifft, wann trat er zuerst auf und welche Wandlungen hat er durch veränderten Zeitgeschmack, religiöse und politische Umwälzungen etwa erlitten?

Die verhältnismäßig spärlichen Nachrichten über die ältesten germanischen Opferfeste stimmen alle darin überein, daß diese in solchen Jahreszeiten gehalten wurden, welche in der Ackerwirtschaft eine natürliche Pause bezeichnen: zu Wintersanfang, der für die rauheren nördlichen Landstriche Germaniens zu Tacitus' Zeit noch in den Spätherbst fiel (Oktober-November). Dieses Fest des Jahresanfanges scheint seine Fortsetzung gefunden zu haben in dem fast allen Germanen bekannten Mittwinterfest; denn beide sollen einen glücklichen Jahresertrag, Wohlfahrt, Frieden und Gedeihen für die bevorstehende Erntezeit verbürgen. Der Winter eignete sich auch insofern für große Opferbegehungen, da alles Volk in die Häuser gebannt war, die Vorräte in Küche und Keller und Schöunen lagen und zu geselligen Zusammenkünften einluden. Denn solche entsprangen nicht nur dem Bedürfnisse nach Abwechslung, sondern auch der praktisch-religiösen Rücksicht auf die im Mittwinter erfolgende

Sonnenwende; von da an befreite sich die gütige Segenspenderin Sonne allmählich von bösen Mächten, unter deren Laune sie eine Zeitlang gestanden, und schritt unaufhaltsam dem völligen Siege über die feindliche Gewalt der Nebel- und Winterdämonen entgegen.

Die dritte große Opferzeit fällt in den Frühling: in jene Monate, da man mit dem Pflügen und der Aussaat beginnt und an den Erstlingstrieben der Gewächse die Ankunft des ersehnten Frühlings bemerken kann.

Alle Feste haben das gemeinsame Merkmal, daß sie nicht so sehr Dankopfer in unserem Sinne, sondern durchwegs von magischen Handlungen begleitet sind, deren Absicht auf die Zukunft geht, auf den das gesamte Volksleben bedingenden guten Ausfall des anbrechenden Erntejahres. Bei allen wiederholen sich ferner Tier- und Menschenopfer, welche die lebenbedingenden Gottheiten dem Volke geneigt machen sollen.

Neben den Opfern größerer Verbände gingen seit jeher die Einzelopfer einher, aus persönlichem Bedürfnis dargebracht; über alle germanischen Stämme erstrecken sich die Kriegs- und Schlachtenopfer, die naturgemäß auch an keine bestimmte Zeit gebunden waren.

Diente schon das Herbstfest, womit man gewissermaßen das Jahr einleitete, deutlich der Absicht, die Acker- und Fruchtbarkeitsdämonen sich für das neue Jahr zu verpflichten, so verband sich bei den Frühlingsfesten, wie beispielsweise bei der Nerthusfeier, damit noch ausgelassene Freude über den Beginn des vegetabilischen Lebens, weil dadurch die gedeihliche Tätigkeit der im Sommer wirksamen Erdkräfte gleichsam als gesichert galt. Im allgemeinen mögen die Privatopfer, wie viele Parallelriten gegenwärtig noch bestehender Volksbräuche für das gesamte germanische Sprachgebiet beweisen, sich länger gefristet und selbst in ganz christlichen Zeiten als Volksbrauch und -Sitte ein weniger beachtetes Dasein geführt haben. Es ist aber nicht zu leugnen, daß trotz der schon im 2. und 3. Jahrhundert bei einzelnen Germanenstämmen durchgeführten Christianisierung doch auch solche Opfer, welche einst von größeren Stammverbänden begangen wurden, nicht auf einmal verschwanden. Im Norden, wo das Heidentum weit in die christliche Zeit hereinragt, dauern altheidnische Opferfeste bis ins 11. Jahrhundert und weiter herauf fort. Aus dem Süden des von Germanen besiedelten Gebietes ist kein ähnliches Beispiel bekannt. Hier hat im allgemeinen das antik-christliche Geistesleben dem heidnischen Glauben seine Nahrung in stetem Wechselverkehr und Zusammenleben der zugewanderten Germanen mit den Romanen entzogen. Und doch gibt es auch in südlichen Gauen, wo Germanen eine zweite Heimat fanden, noch Zeugen ihres uralten Glaubens; freilich verdeckt mit fremdem, neuem Mantel und deshalb schwerer erkennbar. Aber es gilt nur, die Hülle zu lüften und dem staunenden Auge bieten sich Dinge, von deren Vorhandensein die kühnste Phantasie vorher nicht zu träumen wagte.

Wir kehren zu diesem Behufe zurück zum Kärntner Brechel-feste, um das, was oben als besonders charakteristisch hervor-gehoben wurde, einer historisch-kritischen Betrachtung zu unter-ziehen.

Was zunächst die Brechelbraut anlangt, so ist aus dem Brauche in seiner heutigen Gestalt nicht zu ersehen, was es mit ihr für eine Bewandnis hat, was diese Gabe in alter Zeit vorstellte und wer sie in Empfang nahm; wohl aber bringt Licht in dieses Dunkel die Betrachtung eines anderen kärntnerischen Brauches, der seinem Wesen nach in demselben Gedanken wurzelt wie das Brechelfest und dieses oder ein ähnliches Fest sozusagen voraussetzt:

An bestimmten Abenden der Adventzeit (Dienstag, Donnerstag oder Freitag) ziehen im Drau-, Möll-, Gail- und Maltatale sowie im ganzen Millstätter Bezirk erwachsene Burschen oder noch schul-pflichtige Kinder von Haus zu Haus, klopfen unter Schellengeläute an die Türen und Fenster, sagen dann ihre Segenssprüche her und erhalten dafür allerlei Gaben als Entgelt. Sie sind dabei absonderlich gekleidet, die Röcke haben sie verkehrt an, einige erscheinen mit geschwärzten Gesichtern oder in Stroh gehüllt, mit Schellen und hölzernen Klopfhämmerchen versehen (kärnt. klock'n klopfen), wonach sie Klöckler genannt werden; im Mölltale heißen sie Līsner, weil gerade um die Weihnachtszeit nach dem Volksglauben die Zauber-mächte sich in den Dienst der Menschen stellen, wenn gewisse Formalitäten eingehalten werden. Da kann man die Zukunft erforschen, »leasl'n oder līsnen«; ahd. hliuzan, mhd. liuzen, Los werfen, wahr-sagen, zaubern. (Hierher gehört auch die bei Lexer, Kärnt. Wb. 161 nicht ganz erklärte Art, wie man die Zukunft erforscht: in der Adventzeit bis Dreikönig klopfen neugierige Leute an den Bretter-wänden der Ställe oder Stalltüren und horchen hierauf, ob die Stall-tiere sprechen; was man hört, geht untrüglich in Erfüllung. Mündlich aus dem Liesertale.)

Wo nun die Klöckler an ein Haus kommen, da pochen sie mit-unter sehr ungestüm mit ihren Hämmerlein, Holzscheitern oder nur mit den Fäusten an Türen und Fenster, wozu die Schellen erklingen. Bevor ihnen aufgetan und eine Spende gereicht wird, entspinnt sich ein Reimwettstreit voll echten Volkswitzes und Humors; jüngere und ältere Elemente mischen sich dabei, wie bei ähnlichen Volksbräuchen immer. Aus einzelnen solcher Klöcklerreime, die uralt sein müssen, spricht noch deutlich der Sinn dieses Brauches. Auf jedesmaliges Klopfen erfolgt nämlich von den Hausbewohnern das sogenannte Hinauswünschen. Drei der gebräuchlichsten Sprüche lauten:

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Unt'n im Moos<br/>Liegt a toat's Roß,<br/>Is hint'n und vorn off'n,<br/>Seint die Klöckler draus g'schlöff'n.</p> | <p>2. Drauß'n bei der Rind'l (Dachrinne)<br/>Sitzt die Kathrind'l,<br/>Gibt Zweschp'n und Mänd'lkern,<br/>Dö ös'n die Klöckler gern.</p> |
|---|--|

3. Drauß'n auf'n Feld  
 Dã is a Hauf'n Geld;  
 Is kã Schauf'l dabei,  
 Fãßt's n'r lei mit'n Hãnd'n frei.<sup>1)</sup>

Die so bespöttelten Klöckler — denn die ursprüngliche Bedeutung dieser Worte ist dem Volksbewußtsein gänzlich entschwunden — erwidern in Knittelversen oder Vierzeilern, werden aber endlich doch eingelassen und sagen dann den Klöcklersegen her, der allen Hausbewohnern unermessliches Glück, dem Vieh stetes Gedeihen und den Feldern reiche Fruchtbarkeit zusichert. (Der Wortlaut bei R. Waizer, Kulturbilder und Skizzen aus Kärnten, Klagenfurt 1890, S. 3 f.; F. Franziszi, Volksleben . . . 1908, S. 47; Carinthia I, 1902, S. 151 f.)

Der Glückwunsch bewegt sich jedoch in den bekannten Ausdrücken der volkstümlichen Bildersprache: sie wünschen nebst anderem der Bäuerin einen goldenen Herd, der Tochter ein goldenes Rad, der Magd eine goldene Wiege, auf jeder Staffel ein Wiegenkind, dem Knecht eine goldene Axt, den Kindern einen reich besetzten goldenen Tisch u. s. w.

Wie schon oben angedeutet, versinnbildet das Gold in derartigen Volkssprüchen ursprünglich vielleicht die segenspendende Sonne oder den im befruchtenden Gewitter erscheinenden Blitz, ins allgemeine umgesetzt dann Fruchtbarkeit überhaupt. In diesem Sinne erlangt das Gold im Volksglauben und alten Bräuchen große Bedeutung: die Geschenke der Waldweiber verwandeln sich in Gold (Mannhardt a. a. O. S. 152); bekannt sind die vergoldeten Nüsse und die Goldflimmer auf dem Christbaum; goldene Schärpen tragen die Puppenträgerinnen in Oberschlesien (Mannhardt S. 181). Das Goldstück, welches man vor Aufrichtung des Maibaumes am Sonnwendabend durch den Mund zieht, ist die runde, das Wachstum befördernde Sonnenscheibe (Mannhardt S. 187). Der jungen Braut wird Kindersegen beschieden, wenn sie am Hochzeitsmorgen ein Goldstück oder überhaupt eine Münze hinter das Hemd steckt und am Leibe herabgleiten läßt. (Aberglaube in Kärnten.) Derselben bildlichen Ausdrucksweise bedienen sich auch die Kärntner Bauernregeln. So lautet zum Beispiel ein derartiger Spruch aus St. Veit: Wenn die Zwetschkenbäume blühen, haben die Kaib'ln (Kälber) goldene Schwäf, das heißt sie sind sehr teuer.

Für den glückverheißenden Spruch erhalten die Klöckler außer einem Imbiß noch verschiedene andere Gaben, mit denen sie die mitgebrachten Hängetaschen füllen: Dörrobst, Nüsse, Speck, Brot u. dgl.

Als wichtigste Merkmale dieses Brauches sind hervorzuheben:

1. Die Vermummung der Klöckler (das Einhüllen in Stroh und Schwärzen der Gesichter), welche wir seit Mannhardt als kennzeichnende Eigenschaften der Repräsentanten des Vegetationsdämons kennen.

<sup>1)</sup> Vergl. R. Dürnwirth, Die Klöckler in der Millstätter Gegend, Car. I, 1902, S. 146 ff.

2. Das Schellen oder Glockengeläute, daß laute Schlagen mit Hämmern oder Scheitern.

3. Der im Klöcklerspruch vorhandene Bezug dieses Brauches auf das Gedeihen des Hauses und der Feldfrüchte.

(Schluß folgt.)

## II. Kleine Mitteilungen.

### Sieben Beschwörungsformeln (beside oder zagóvori) aus dem slowenischen Teile des Küstenlandes.

(Drei aus dem Norden, vier aus dem Osten.)

Aufgezeichnet aus dem Munde alter Bauernweiber von Prof. Johannes Košťál, Görz.

#### I. Z a a b u.<sup>1)</sup>

Buh 'n temeněš ša<sup>2)</sup> jest prgájnem tébe, bod prisád al bod ájer, al ábu al abica, al bod same al samica, z garečiga al z mókriga lúhta, z júžnga lúhta al s kúžnga lúhta, bod s pobóškniga lúhta al ájerje, al bod s céstniga lúhta al ájerje, bod s pouniga lúhta in ájerje al cerkóvniga lúhta in ájerje al cerkóvniga praga lúhta in ájerje in mrstváškiga britafa lúhta al ájerje, fergamenta al bitra lúhta al ájerje; v imén svéte trajice, v imén svétiga Stúblanka, svétega Róka in uséh svetnic in svetnikov, skuz bóžje pamúč jest tébe prgájnem in te prežénem, de se morš pabrát s kostí, z masku in krbés in mesa, čisto z uséga žvota morš it dou h vod, gor po vod, pr te rus skalc morš prebívát da sódniga dnéva in tega člebka morš pu.tit tájšnga, ki je na sbit pršú.

#### Gegen Wundbrand.

Gott und im Namen Jesu, ich vertreibe Dich, sei es Brand oder Luft, männlicher oder weiblicher Brand, sei es Männchen oder Weibchen, aus brennender oder aus nasser Luft, aus südlicher oder aus Pestluft, aus Waldluft oder Atmosphäre, sei es aus Straßenluft oder Atmosphäre, sei es aus voller Luft und Atmosphäre oder Kirchenluft und Atmosphäre, oder aus Kirchschwennenluft und Atmosphäre und Totenfriedhofsluft und Atmosphäre, aus Firmament(?) oder Windluft oder Atmosphäre; im Namen der heil. Dreifaltigkeit, im Namen des heil. St. Wolfgang, des heil. Rochus und aller männlichen und weiblichen Heiligen, durch Gottes Hilfe suche ich Dich zu vertreiben und werde Dich austreiben, so daß Du verschwinden mußt aus den Knochen, aus dem Mark und Blut und Fleisch, ganz aus dem ganzen Leibe mußt Du gehen, hinab zum Wasser, hinauf auf dem Wasser, beim roten Felsen mußt Du weilen bis zum jüngsten Gericht und diesen Menschen mußt Du so lassen, wie er auf die Welt gekommen ist!

#### II. Z a p r t í l j.<sup>3)</sup>

Buh 'n temeněš ša, jest tébe prgájnem in prežénem, bod prtíl j al prtíca, bod z júžnga al tístiga lúhta, ki češ, bod lesičji, pásji, kunjí, máčji, kokóšji, mišji al podgánji, krotji, žábji, močerádji, madrásji, húde lizavéne, v lúhtu letavnih tíčev, sbijnjsk, kojnsk, kravljí, kózji, ad usé sórte mibne žvalí pozémejske in usé sórte zberíne in

#### Gegen Gicht.

Gott und im Namen Jesu, ich suche Dich zu vertreiben und werde Dich vertreiben, sei es männliche oder weibliche Gicht, aus südlicher oder aus welcher Luft Du willst, sei es (die Gicht) vom Fuchs, Hund, Marder, von der Katze, Henne, Maus oder Ratte, Kröte, vom Frosch, Salamander, von der Viper, bösen Reptilien, in der Luft fliegenden

<sup>1)</sup> Diktirt von Maria Rutar in Krn bei Karfreit. — <sup>2)</sup> Schnellsprechform für: ta v iméni Jéžuša. — <sup>3)</sup> Diktirt von Barbara Gregórič in Vrsno.

zbíne; v imén svétga Valentína in v imén svétga Stúblanka, v imén svétga Róka, v imén svéte trajíce jest tébe prgájnem, skoz bôžje pamuč jest te prgájnem in te prezénem; bod prtílj al prtíca, un z glabe, s čéla, z ačí, z mažgán, z nasníc, čelúst, z uratú, z rok, s plejč, s hrbta, z rebri, s pod rebri, z drabú, trúpla, s križa, s škripcov, z nogé, s kalína, z rib in z uséh škripcov morš it na podplate, na visoke pejči, nkúl h abédni žbal in abédnemu člebíku, ga morš pustít glib tákega, ki je na sbit pršú ad mátere.

### III. Za ma dráse.<sup>1)</sup>

Buh in temenésša! Buh in sbet Péter sta šla pa sbit, tam sta sréjčela nga húdga strpénga mažá z rúglestim jezicam in špikastim répam. Kaj čákaš tle, ti strpén mož? Jest čakam dbinsédemdesét nasréjč, jest imám dbinsédemdesét rcnij, jest grem v Jerúzalem, jest grem v Bétlehem, nótre je svet Jur in sbéta Marjéta in sbet Ampás, noter jest usé strpéne káče pamarím in usé biparje in usé strpéne jezike in usé špičmarje; jest tebe zaratím pred žibim hógam, jest trikrat vode vržem in trikrat dihnem in trikrat pihnem in tváje nasréjče morje bit hitra aduzéte.

### IV. Kadar zmet piči.<sup>2)</sup>

O Búoh, dej liék en preliék, lúba divica Marija en svéti Šampás. On stoji tom na 'ni silni skáli. Jest te prósim, Marija, prósi zo vsemi svečeníki vred in pošlji svétega Pétra in Pávla in tistih, kir ti viés en znaš, za ozdrávit ot te naznáne bolézni, ot tega strpéniga črva, da ga na bo ne srbielo, ne holielo. Tuo je za v strup, če upiči zmet.

Vögeln, vom Schwein, Roß, von der Kuh, Ziege, von allen Arten kleiner irdischer Tiere und allerlei Wild und Vieh; im Namen des heil. Valentin und im Namen des heil. St. Wolfgang, im Namen des heil. Rochus, im Namen der heil. Dreifaltigkeit suche ich Dich zu vertreiben, durch Gottes Hilfe suche ich Dich zu vertreiben und werde Dich auch austreiben, sei es männliche oder weibliche Gicht, hinaus aus dem Kopf, aus der Stirne, aus den Augen, aus dem Hirn, aus den Nasenlöchern, Kinnbacken, aus dem Halse, den Händen, Schultern, dem Rücken, aus den Rippen, unter den Rippen hervor, aus dem Gekröse, dem Unterleib, dem Kreuz, den Gelenken, dem Fuße, dem Knie, den Waden und allen Gelenken mußt Du gehn in die Sohlen; auf hohe Felsen, zu keinem Tiere und keinem Menschen jemals; Du mußt ihn gerade so lassen, wie er aus dem Mutterleibe auf die Welt gekommen ist.

### Gegen Vipern.

Gott und in Jesu Namen! Gott und der heil. Peter gingen auf der Welt umher, da begegneten sie einem bösen giftigen Mann mit zackiger Zunge und spitzigem Schweife. Was wartest Du hier, Du giftiger Mann? Ich warte auf 72 Unglücksfälle, ich habe 72 Arzneien, ich gehe nach Jerusalem, ich gehe nach Bettehem, drinnen ist St. Georg und die heil. Margarete und St. Ampas,<sup>2)</sup> drinnen werde ich alle giftigen Schlangen töten und alle Vipern und alle giftigen Zungen und alle Fledermäuse; ich beschwöre Dich beim lebendigen Gott, ich werfe (schütte) dreimal Wasser und hauche dreimal und blase dreimal und Dein Unglück (eigentlich Plural!) muß schnell hinweggenommen werden.

### Gegen Vipernbiß.

O Gott, gib Arznei und Gegengift, liebe Jungfrau Maria und heil. „St. Bassus“. Er steht dort auf einem festen Felsen. Ich bitte Dich, Maria, bitte samt allen Heiligen und schicke den heil. Peter und Paul und jene, die Du weißt und kennst, um von der unbekanntnen Krankheit zu heilen, vom giftigen Wurm, auf daß es ihn nicht mehr jucke noch schmerze. Dies ist in das Gift zu tun, wenn einen eine Viper bißt.

<sup>1)</sup> Aus dem Munde der Maria Sivec in Krn. — <sup>2)</sup> Entstellt aus Šempás = Šent Bas = St. Bassus. — <sup>3)</sup> Diktirt von Maria Vales aus Gabrije, Post Šmarje (bei Hejdenschaft). —



V. Für alles.<sup>1)</sup>

Světa Lúcija je zgúda vstála, je vzála svoj škafc, ga je lepú umila inu molíla, je šla cie v štálico, je vzála dva jermiča, je vkleníla dva voliča, je šla cie v ravno púlje síját sieme črno en biélo; zgor je ostálo črno, zdol biélo, da ti holiézen imaš jet ot tega žégnaniga telésa inu ot tega krščeniga krvesa.

Moli pet očenášev in petkrat Česčéna si Marija!

VI. Za prti.<sup>2)</sup>

Světi Blaž je ímu úosem bratov, od 8 je pršlo 7, od 7 je pršlo 6, od 6 je pršlo 5, od 5 je pršlo 4, od 4 je pršlo 3, od 3 so pršlo 2, od 2 je pršu áden, od ánga nobéden. Kóker so se zgubíli tih úosem brátov, zgúbi se tudi holiézen ti!

VII. Für alles.<sup>3)</sup>

Zahválen bódi Jézus Kristus. Óča Adam, po zdrávlje sem pršu, bolítezen pustím; če si ti prédnik, pojdi pod peró; če si prédnica, pójdi na peró, pojdi cie na závrno morje! Žégni me, búh óča, kir si me vstváru; žégni me, búh sin, kir si me odriešu; žégni me, búh sveti duh, kir si me posvíetu; zahválen bódi ta, ki pride v iméni tega gospúda!

Die heil. Luzia stand früh auf, nahm ihr kleines Schaff, wusch es schön und betete, ging sodann in den Stall, nahm zwei Joche, spannte zwei Ochselein ein, ging aufs ebene Feld schwarzen und weißen Samen säen; obenau blieb der schwarze, unten der weiße, auf daß Du, Krankheit, diesen gesegneten Leib und dieses getaufte Blut verlassest.

Bete fünf Vaterunser und fünf „Gegrüßest seiest Du, Maria!“

## Gegen Gicht.

St. Blasius hatte acht Brüder, aus 8 wurden 7, aus 7 wurden 6, aus 6 wurden 5, aus 5 wurden 4, aus 4 wurden 3, aus 3 wurden 2, aus zweien ward einer, aus einem keiner. Wie sich diese acht Brüder verloren haben, so verschwinde auch Du, Krankheit!

Gedankt sei Jesu Christo! Vater Adam, um Gesundheit bin ich gekommen, die Krankheit lasse ich da; bist Du ein Vorfahr, gehe unter das Blatt, bist Du eine Vorfahrin, gehe auf das Blatt, geh' bin aufs saubere(?) Meer! Segne mich, Gott Vater, der Du mich erschaffen; segne mich, Gott Sohn, der Du mich erlöst; segne mich, Gott heil. Geist, der Du mich geheiligt hast; gelobt sei der, der da kommen wird im Namen des Herrn!

NB. Außer dem heil. Wolfgang und Bassus spielt auch St. Quirin (Kurin, Kirin, Krin, im Tolmeinischen Krn) eine große Rolle, namentlich als Viehpatron. Nach Quirin, Wolfgang und Bassus sind einige Dörfer, Kirchen und Berge benannt; aus Quirin sind sehr viele Familiennamen entstanden.

## Zur Sage vom Schwarzpfaffen.

Von Matthias Bena, Wien.

Einige Kenner des slawischen Volkslebens betrachten den bei den Slowaken noch heutzutage spukenden Schwarzpfaffen, Zauberer (černokuažník), als einen Überrest der ersten Christenzeit. Als nämlich die slawisch-orientalische Kirche, deren erste Verkünder die Heiligen Cyrillus und Methodius waren, zersprengt und mit Gewalt unterjocht ward, erschien in unseren Gauen zum erstenmal die Gestalt eines römisch-deutschen Priesters, der, schwarz gekleidet, von den Jüngern der Slawenapostel, die sich wohl etwa lichter kleiden mochten, auffallend abstach.

Die Karolinger verstanden in Glaubenssachen keinen Spaß, der Pfaffe wurde mit Feuer und Schwert unterstützt, und das eingeschüchterte Volk beugte sich der Gewalt. Ob dieser Schwarzpfaffe als mächtiger Zauberer aus dieser Zeit herrührt oder nicht, mag dahingestellt bleiben. Ich kann nur sagen, daß der Glauben an den Schwarzpfaffen und seine Zauberkünste im Volke unerschüttert, trotz der vordringenden Aufklärung, fortbestehen, und will hier einige Beispiele hiervon aus meiner Jugendzeit erzählen.

<sup>1)</sup> Aus dem Munde der Franziska Rener in Štjak bei Sesana. — <sup>2)</sup> Aus dem Munde der Rosalia Ukmar aus Branica, Post Štanjel. — <sup>3)</sup> Aus dem Munde der Christine Birsa in Reifenberg.

„Unsere Großmutter hat einen Schwarzpaffen (černokuažník) in den Bergen gesehen,“ erzählte mir einst ein kleines Mädchen, und das ganze Dörflein lief zum alten Weiblein und ließ sich seine Fabeleien erzählen. Natürlich durfte ich diese so günstige Gelegenheit, über den Zauberer etwas Positiveres zu erfahren, nicht versäumen. Aus dem ganzen Redeschwall des alten Mütterchens brachte ich folgendes heraus: Das alte Weiblein wurde im Walde beim Holzklauben vom plötzlichen Gewitter überrascht. Es versteckte sich im Gebüsch und sah plötzlich einen schwarzen Mann, der im Vorbeigehen aus einem schwarzen Buche las. Das Buch war natürlich schwarz und unmenschlich groß — der Zauberer machte eine Handbewegung, und im Nu leuchtete die Sonne klar und ein herrlicher Regenbogen erschien am Himmelsplan. — Was konnte dieses schwarze Buch anderes enthalten, als geheimnisvolle Zauberformeln? Wer mochte damals, beim Gewitter sorglos spazieren gehend, den Stoff zum Zauberer hergeliefert haben?

Auf eine analoge Weise bin ich selbst einmal zum Schwarzpaffen geworden. Ich verbrachte nämlich einige Wochen während der Ferien in der Gegend des Vlárapasses und erstieg eines Tages einen steilen, felsigen Berg in der Nähe der Eisenbahnstation Srní (Felsö Szernye). Ermüdet setzte ich mich nieder und war im Begriffe, einige Farnkräuter mit Hilfe meines botanischen Taschenschlüssels näher zu bestimmen, als ich plötzlich einige Herden samt schreienden Kindern in wilder Hast zu Tal stürmend gewahr wurde. Ich widmete dieser Verwirrung keine weitere Aufmerksamkeit, denn ich schrieb sie der Bremse zu, welche den Rinderherden in der heißen Jahreszeit arg zusetzt und durch ihre Stiche die Tiere zur wahnsinnigen Flucht zwingt.

Nicht selten wurde ein Kind vom rasenden, durch den Bremsenstich zur Raserei gebrachten Rinde zu Tode geschleift oder zerstampft.

Ich vertiefte mich daher in mein Büchlein, ohne es zu ahnen, daß man heimlich jede meiner Bewegungen scharf beobachtet. Nach vollzogener Arbeit sprang ich frisch vom Felsen herab, eilte bergab ins Tal, und da es mir meine solide Beschuhung gestattete, einen weiten Umweg zur Brücke zu ersparen, sprang ich ohne Säumen in das übrigens sehr seichte Fläßchen Vlára hinein, durchschritt das Wasser und verschwand im gegenüberliegenden Walde. Durch manches Interessante angezogen, bummelte ich bis ziemlich spät in den Wäldern. — Und siehe da! Als ich nach Hause kam, war das Märchen vom Schwarzkünstler bereits fertig, der Wirt tischte es mir frisch auf und ich hatte meine Freude daran.

„Die Hirten haben einen Schwarzpaffen in den Bergen gesehen. Er saß hoch oben am Felsen, las aus einem großen, schwarzen Buche Zauberformeln heraus, hob sich dann mit Hilfe schwarzer Flügel (wahrscheinlich die flatternden Zipfel meines Oberrockes!) in die Lüfte, flog übers Wasser und verschwand.“

Im oberwähnten Dorfe haben einige Nummern der periodischen, humoristischen Zeitschrift „Černokuažník“ („Schwarzkünstler“, erscheint in Turocz St. Márton) eine wahre Revolution verursacht. Das Volk verhielt sich damals gegen alles Gedruckte völlig gleichgiltig und außer obligaten Gebetbüchern und höchstens einigen alten Kalendern war im ganzen Dorfe nichts zu finden.

Jemand mochte es aber doch herauspioniert haben, daß ich den „Černokuažník“ besitze, und plötzlich war ein förmlicher Run auf meine Wohnung veranstaltet. Jeder wollte etwas vom Zauberkünstler, lesen und die Nummern, die ich herlieb, kehrten in meine Hände ganz zerlesen und zerfetzt zurück; und immer und immer verlangte man neue und neue Nummern. Ich war nicht wenig verwundert über den ungeahnten Wissensdurst meiner Bewohner, doch dachte ich mir, daß man in der Zeitschrift vielleicht Märchen und Sagen vom Zauberkünstler zu finden wünsche. Ein Mädchen verlangte dringend, ja ungestüm für seine Mutter einige Nummern. Ich fragte es: „Wozu braucht denn Deine Mutter den Černokuažník?“ — „Damit wir wissen, wie wir uns vor seinen Zauberkünsten zu schützen haben!“

Einiges habe ich bei allen diesen Märchen und Erzählungen beobachtet und darin stimmen all diese Phantastereien überein: immer ist der Zauberer schwarz angezogen — eine andere Farbe ist ausgeschlossen; immer besitzt er ein großes, schwarzes Buch, aus

dem er Zaubertormeln herliest, und stets besitzt er eine übermenschliche Gewalt über Elemente und Naturkräfte, die er nach seinem Willen mittels des Zauberstabes bezähmt und lenkt.

Eine unbeschreibliche Abneigung hegt das Volk gegen alles Schleimige, Gleitende und Schleichende. „Du Schlange!“ ist die empfindlichste Beschimpfung, und immer habe ich beobachtet, daß dem also Beschimpften Schamröte ins Gesicht stieg oder daß er erblaßte und erbehte. Das Volk hat es herausgeföhlt, daß sich so manche Schlange mit Menschenantlitz ins stille Dörflein eingeschlichen, um die Volksseele zu vergiften, durch Schmeichelworte zu betäuben und auszuplündern. In unzähligen Sagen und Märchen spielen die Schlangen eine geheimnisvoll erschauernde Rolle, und wehe der Kröte oder der Schlange, die einem in die Hände fällt. Nicht nur etwa die Kinder aus Mutwillen und Zerstörungslust, auch die Alten stillen gerne ihr Mütchen an diesen armen Tieren. Herzlich mußte ich lachen, als ich einmal versteckt ein Männlein sah, das sich wügend gebärdete, fluchte und mehreremal ausspie, mit dem Stocke Donnerschläge versetzte und schließlich noch einmal kräftig ausspeiend und dreifachen Fluch herausschleudernd sich davon machte. Ich begab mich zur Stelle und fand eine förmlich in Stücke zerschlagene unschuldige Natter. Da nützt blutwenig eine Belehrung in der Schule, keine Wanderpredigten über die Nützlichkeit der Kröte, Blindschleiche etc. Das Angestammte, Ererbte siegt über die Vernunft, die Gestalt, Lebensweise, das Kriechende ist einmal dem Volke zuwider und sollte ausgerottet werden.

Es soll aber eine gar böse Brut sein, diese Kröten und Schlangen. Sobald man einer von beiden ansichtig wird, muß man sofort die Lippen fest aneinanderpressen, damit es der Zauberin (die Seele der bösesten Zauberin lebt in der Kröte fort, daher nennt man die Kröte auch schlechtweg „*čoradonica*“, Zauberin, Hexe) nicht gelänge, die Zähne im Munde zusammenzuzählen. Gelingt es ihr, so muß der Mensch im Laufe des Jahres sterben, mindestens wird er aber schwer krank. Dieses blöde Gerede mag Ursache sein, daß manche Kinder wirklich beim Anblick der Kröte ernstlich erkranken — aus Schreck.

Wird die Kröte im Stalle ertappt, da ist erst ein noch größeres Unglück im Zuge, als wenn ein Kind stürbe. Sie saugt den Kühen die Milch aus dem Euter aus, behext die Rinder derart, daß sie nicht mehr melken lassen und keine Kälber kriegen, und besitzt so viel Gift, daß der ganze Stall vergiftet und auf Jahre lang todbringend wird. (Erklärung der oft grassierend verheerenden Rinderkrankheiten, der Milz- und Klauenseuche!)

Gegen diese Verzauberung und Vergiftung der Kuhställe gibt es ein einziges Mittel. Man muß den Backofen durch lauter einjährige Heckenrosentriebe glühend machen (eine saubere Arbeit!), dann nimmt man einen ganz neuen Topf samt Deckel, tut ein wenig Mischung von Milch und Urin der behexten Kühe hinein, steckt die Mischung in den Backofen, und bis die Flüssigkeit ausdünstet, platzt der Topf unter großem Gekrache — und in demselben Moment platzt auch die Hexe, die das Unglück verschuldet hatte.

Ein anderes, aber wie es scheint minder bewährtes Mittel besteht darin, daß man die Kröte „in flagranti“, das heißt beim Hexen im Stalle ertappen muß; hernach schlägt man sie so lange mit Rosenstöcken, bis sie ganz zerfasert, das heißt zu Staub geschlagen wird, sonst würden ihre Zaubereien nicht wirkungslos bleiben.

Warum spielen hier die Rosenruten eine exklusive Rolle? Sollte es ganz ohne Bedeutung sein, ganz der Willkür des Volkes überlassen? Doch selten unternimmt das Volk etwas ohne tiefere Begründung, wenn es uns auch manchmal grundlos erscheint.

### III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

**Trachtenfeste.** Am 11. Juni d. J. fand in Osternberg ein Oberinnviertler Trachtenfest statt, um dessen Gelingen sich besonders unser geschätztes Mitglied Herr Maler und Gutsbesitzer Hugo v. Preen verdient gemacht hat. Auch Lehrer Fritz Holzinger führte mit seinen Taufkirchnern eine Reihe altertümlicher Tänze und Spiele vor, den Stebenschnitt, Landler, Schwabentanz, Zipf Adam, Eckerischen und Mühlradanz. — Am

13. August veranstaltete der Verein für Heimatschutz in Steiermark ein obersteirisches Trachtenfest in Untergrimming, bei welchem besonders die Gruppe der Gößler vom Grundlsee unter Führung unseres Mitgliedes Herrn Konrad Mautner durch Trachterscheinung und volkstümliche Vorführungen glänzte. — Gelegentlich des Denkmalschutztages in Salzburg fand am 15. September im Hof der Festung Hohensalzburg eine Reihe volkstümlicher Vorführungen statt, deren Programm folgendermaßen lautete. In der Reihenfolge des Aufzuges waren vertreten: 1. Die Struberschützenkompanie von Werfen in Abordnung, wie sämtliche im Zug eingereichte Schützengarden. 2. Die Aperschnalzer von Liefering. 3. Die wilden oder „schiachen Perchten“, als Begleitung der 4 Pongauer Tafelperchten, und zwar je ein Spiegel-, Vogel- und Blumenpercht mit ihren „G'sellinnen“. 5. Die Grödiger Schützen. 6. Die Lungauer Reif- und Bandltänzer. 7. Die Oberndorfer Schiffergarde. 8. Die Bergknappen vom Dürnberg. 9. Die Bauernschützen aus St. Johann im Pongau. 10. Die Stelzenbandltänzer aus Unken im Pinzgau. 11. Die Habergaß der Anifer Bauernburschen. Nach Aufstellung sämtlicher Gruppen auf dem Festplatze gelangte zur Aufführung: 1. Schnalzen der Aperschnalzer. 2. Der Stelzenbandltanz. 3. Bandltanz. 4. Der Lungauer Reittanz. 5. Der Tanz der Pongauer Tafelperchten. 6. Der Pinzgauer Perchtentanz. 7. Der Dürnberger Schwerttanz. Herrn Fachlehrer K. Adrian fällt das größte Verdienst bei der mühsamen Vorbereitung dieser überaus interessanten Aufführung zu.

**Gemeinsame Tagung für Denkmalpflege und Heimatschutz in Salzburg (13. bis 15. September).** Gelegentlich dieser äußerst zahlreich besuchten Versammlung, welcher der Gefertigte in Vertretung des Vereines und des k. k. Museums für österreichische Volkskunde beiwohnte, wurden eine Reihe von Vorträgen hervorragender Fachmänner gehalten, welche auch das Gebiet der Volkskunde und Volkskunst berührten. Es seien darunter hervorgehoben die Referate über „Entwicklung und Ziele des Heimatschutzes in Deutschland und Österreich“ von Dr. Giannoni und Dr. v. Szenetkowski (Graz), der Vortrag von Prof. Dr. Dehio (Straßburg): „Denkmalpflege und Museen“ sowie von Prälat Prof. Dr. Swoboda: „Kirchliche Denkmalschutzgesetzgebung“. Überall wurde dabei auch der Pflege und dem Schutze der Volkskunst als einer wesentlichen Teilaufgabe des Heimatschutzes auf das wärmste das Wort geredet.

**Hauptversammlung des Gesamtvereines der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Graz (4. bis 8. September).** In der fünften Abteilung dieser Versammlung, die bekanntlich der Volkskunde gewidmet ist, wurde eine Reihe von Vorträgen abgehalten, auf welche hiermit die Aufmerksamkeit gelenkt sei. Dr. Viktor Ritter v. Geramb sprach über die Bedeutung des Erzherzogs Johann für die Volkskunde, Prof. Dr. R. Meringer verbreitete sich über die Geschichte des Kachelofens und den Ursprung des oberdeutschen Hauses; Prof. Dr. Lauffer, der Vorsitzende der fünften Abteilung, erörterte die Bedeutung der deutschen Bauordnungen für die Erforschung des Bürgerhauses in Deutschland; Prof. Dr. M. Murko gab einen Überblick über den derzeitigen Stand der südslawischen Volkskunde; Dr. Bein endlich besprach die Bauern- und Mandlkalender mit besonderer Berücksichtigung der steirischen Mandlkalender.

**Kärntner Landes-Handwerker Ausstellung in Klagenfurt.** Von Dr. G. Graber, Klagenfurt. In der Zeit vom 29. Juli bis 3. September fand unter stärkster Beteiligung des Kärntner Handwerkerstandes diese überaus anziehende und reichhaltige Ausstellung statt, bei welcher auch der retrospektive Gesichtspunkt und die Berücksichtigung der volkskünstlerischen Leistungen des Kärntner Volkes nicht fehlten. An der Spitze des Komitees stand der Obmann des Wiener Kärntnervereines, kaiserlicher Rat Jakob Themeßl. Der Zweck der Ausstellung war eigentlich, zu zeigen, was das Handwerk im 18. Jahrhundert zu leisten vermochte und zum Vergleiche mit den Erzeugnissen der Gegenwart, die natürlich den meisten Platz einnahmen, herauszufordern. Tatsache ist, daß in der historischen Abteilung weder ein Material noch eine Technik des 18. Jahrhunderts gefehlt hat und nich

wenigstens durch ein Stück vertreten war. Beim Goldschmuck und den Goldarbeiten mußte selbstverständlich die kirchliche Kunst aushelfen. Freilich konnte die Scheidelinie zwischen echter Volkskunst und Handwerkserzeugnissen nicht immer streng beachtet bleiben. Die nächste Aufgabe der Ausstellung war, zu zeigen, wie die Handwerks-erzeugnisse des 18. Jahrhunderts hergestellt wurden. Diesem Zwecke dienten die sehr interessanten Handwerksstuben; aber auch hier waren einzelne Stücke untergebracht, die man der bäuerlichen Hausindustrie hätte zuzählen müssen, es wurden nämlich augenblicklich keine echten Handwerksstücke aufgebracht. So zum Beispiel in der Weberei der Webstuhl, der wahrscheinlich bäuerlicher Herkunft war. Die Tischlerei und Drechslerei waren vereinigt. Hier stand ein sehr schönes Erzeugnis der Hausindustrie: ein Himmelbett aus dem Jahre 1674, jetzt im Museum. Säulen, Decke und Seitenstücke sind kunstreich geschnitzt und zeigen Reste von Bemalung. Hier fand man einzelne Werkzeuge aus der bäuerlichen Werkstätte, zum Beispiel einen Schleifstein, eine Schnitzbank, Stangendrehbank aus dem 18. Jahrhundert und anderes. Für die Schneidewerkstätte gelang es nicht, alte Trachten ausfindig zu machen, das heißt es existieren solche zahlreich, aber sie werden sorgfältig verwahrt und von den Besitzern nicht abgegeben. Dafür prangten zwei echte Trachten in der Prunkstube und in der Bauernstube. Beim Trachtenfest dagegen sah man einzelne Prachtstücke aus dem Rosen-, Gail-, Gurk- und Lavanttal sowie aus der Griffener Gegend, während das Galantal fehlte. Wie immer bei solchen Gelegenheiten, gab es auch zahlreiche Salonbauerntrachten. Die Schusterwerkstätte bot lauter echtes Handwerkzeug und alte Einrichtung: ein Galgen mit Glaskugeln, drei verschiedene Sitzformen, und zwar den Drehstuhl, den gewöhnlichen Dreifuß, den auf dem Podium stehenden Dreifuß, dessen rückwärtiger verlängerter Fuß auf dem Boden steht. Verhältnismäßig am reichsten war die Schmiede ausgestattet. In der Zunftstube standen Sachen, die wohl ausschließlich dem Handwerk eigen sind, ferner Zunfttruhen und sogenannte Meisterstücke. Die Bauernstube dagegen mit umlaufender Bank scheint eine alte Amtsstube oder dergleichen gewesen zu sein. Sie stammte aus dem Schlosse Mallenthein bei Gmünd. Der ursprüngliche Plan ging dahin, ein echtes Bauernhaus aufzustellen mit der im Lande heute noch gebräuchlichen Stör- und Hausindustrie. Direktor Schreyer, einer der Hauptveranstalter, meint, in Kärnten wäre es in einem Jahre leicht ausführbar, diesen Zweig des Volkslebens lückenlos zu illustrieren. Nur fehlen dazu der notwendige Raum und teilweise die Mittel. Sämtliche Werkstätten sind vom Lande angekauft und sollen seinerzeit aufgestellt werden. Die einzelnen Gegenstände waren in festem Besitz: Zunfttruhen und Urkunden lieferten die Genossenschaften, die Zunftzeichen stammten von Wirtshäusern, waren aber nicht zu erwerben. Im Hofe des Ausstellungsgebäudes war ein Friedhof mit vielen alten Grabkreuzen eingerichtet. Von diesem fehlt leider eine Abbildung. Aus den Volksbräuchen Kärntens wurde einiges auf dem Festplatze vorgeführt: Der Gailtaler Hochzeitszug mit den berittenen Teilnehmern; das Kufenstechen und der Tanz unter der Linde. Meines Erachtens verlieren diese Dinge, auf Kulturboden verpflanzt, vollständig ihren Reiz und werden zu Schaustellungen, was sie auf eigener Erde niemals sind. Im großen und ganzen hat es sich überall gezeigt, daß Kärnten dem volkskundlichen Forscher eine unerschöpfliche Quelle bietet; zu einer einheitlichen Ausgestaltung einzelner Zweige der Handwerks- und Volkserzeugnisse war die Zeit der Vorbereitungen viel zu kurz bemessen.<sup>1)</sup>

**Zur geographischen Namenkunde Mitteleuropas.** Von Prof. Paul Langhans, Gotha.

Die Geographische Anstalt von Justus Perthes bereitet eine Neuausgabe von Vogels Karte des Deutschen Reiches in 1:500.000 vor, die nach Süden bis an den Südfuß der Alpen erweitert und damit zu einer „Karte des Deutschen Reiches und der Alpenländer“ wird. Die Karte begreift, wie die beistehende Übersicht zeigt, außer dem Deutschen Reiche, Luxemburg und der Schweiz fast die gesamten westlichen Kronländer Österreichs sowie

<sup>1)</sup> Vergl. Dr. Franz G. Hann: Die Historia in der Kärnter Landes-Handwerker-Ausstellung. Klagenfurt 1911.

größere Teile der übrigen Länder Mitteleuropas. Entsprechend diesem erweiterten Umfang darf sie auf Beachtung über die Grenzen des Deutschen Reiches hinaus rechnen.

Die Neubearbeitung trägt gleicherweise Rechnung den Fortschritten der topographischen Vermessung der dargestellten Gebiete wie den Ergebnissen wissenschaftlicher Landesforschung in den letzten Jahrzehnten.

Als vor einem Vierteljahrhundert unter Vogels Leitung die Vorarbeiten für die neue Reichskarte in die Wege geleitet wurden, lag für weite Strecken, wie zum Beispiel für den Nordwesten des Reiches, lediglich veraltetes Material vor, auf dem der Aufbau der neuen Karte erfolgen mußte. Seitdem ist die aus den Originalaufnahmen reduzierte 100.000teilige Karte des Deutschen Reiches vollendet worden, zahlreiche Meßtischneuaufnahmen berichten deren ältere Blätter, die neuen Kartenwerke der Preußischen Landesaufnahme, die Übersichtskarte des Deutschen Reiches in 1:200.000 und die Übersichtskarte von Mitteleuropa in 1:300.000, ergänzen das Bild und erleichtern den Überblick über den Aufbau und die Gliederung des Landes, letztere bis weit über die Ostgrenze des Reiches hinaus. So bot sich reiches Material für die Neubearbeitung der topographischen Unterlage der Karte, die natürlich auch aufmerksam Rechnung trug den Veränderungen in der Auffassung der Darstellung in den letzten Jahrzehnten.

Besondere Berücksichtigung gefunden hat bei der Auswahl der aufzunehmenden kulturellen Einzelheiten das lokale Orientierungsbedürfnis von Wissenschaft und Wirtschaft. Wo immer nur es der Maßstab erlaubt, haben die tausenderlei Einzelheiten Aufnahme gefunden, an die sich in irgendeiner Beziehung das Interesse der Forschung oder des täglichen Lebens knüpft. Für die möglichst lückenlose Wiedergabe dieser Einzelheiten, besonders aber für die Kritik der Namengebung der Karte haben in dankenswerter Weise die Mitglieder der „Zentralkommission für wissenschaftliche Landeskunde von Deutschland“ ihre Mitarbeit zur Verfügung gestellt. Ihre Gutachten werden, soweit sie sich der Form nach dazu eignen, in „Petermanns Geographischen Mitteilungen“ veröffentlicht werden.

Zugleich aber möchten diese Zeilen wie die Aufsätze, denen sie als Einführung dienen, dem ganzen Leserkreis von „Petermanns Mitteilungen“ Anregung geben zur Sammlung des landschaftlichen Namenmaterials für die neue Karte. Die wissenschaftliche Landeskunde für Mitteleuropa steckt mit Ausnahme weniger Landesteile noch stark in den Anfängen. Sie liefert nur für einen geringen Teil der dargestellten Fläche dem Zeichner kritische Unterlagen für die Beschreibung der Kartenblätter. Hier möchte die ortskundige Heimatforschung einspringen und durch ihre Mitarbeit für die Lebenderhaltung wenig bekannter oder richtiggestellter Ortsnamen aller Art sorgen. Der Maßstab gestattet die Wiedergabe auch kleinerer Objekte, so daß die Karte ein getreues Bild der noch gegenwärtig im Volksmunde gebräuchlichen Namen bieten wird. Sie würde gewiß als Beitrag zur Heimatpflege, als Sammelstelle aller bodenständigen Landschaftsnamen dankbar begrüßt werden.

## IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

### 1. Besprechungen:

11. **Österreichische Kunsttopographie.** Band III: Die Denkmäler des politischen Bezirks Melk. Bearbeitet von Dr. Hans Tietze. Mit Beiträgen von Dr. Ed. Katschthaler, Dr. Hugo Obermaier und Dr. Heinrich Sitte. 1 Karte, 28 Tafeln, 481 Textabbildungen. Wien 1909.

An der Spitze steht, wie bei anderen Bänden, eine Übersicht der vorgeschichtlich-römischen und kunstgeschichtlichen Verhältnisse. Behandelt werden im Text alle kunstgeschichtlich irgendwie beachtenswerten Gebäude, wie Kirchen, Kapellen, Pfarrhöfe, Schlösser, Wirts- und Bauernhäuser, nach Erfordernis mit Abbildungen, Grundrissen, Schnitten und auch geometrischen Plänen versehen, weiters Denkmäler im Freien, als Platzsäulen, Brunnen, Bildstöcke und Kreuze. Von inneren Einrichtungen der Kirchen sind

alte Flügelaltäre, Barockaltäre mit den Bildern, Sakramentshäuschen, Kanzeln, Gestühle, Gitter- und Abschlußwerke, Taufbecken, Orgeln, Wandbilder, Grabdenkmäler aus Stein und Holz, Gedenktafeln, Monstranzen, Kelche, Fahnen, Meßgewänder, Statuen und Gruppen aus Stein und Holz, Stuckornamente, viele Deckengemälde, andere Fresken und Glasmalereien beschrieben und oft abgebildet. Auch bei öffentlichen und privaten Häusern sind die besseren Leistungen an den Fassaden, der inneren Einrichtung an Möbeln, Öfen, Gemälden, Stuck- und Holzdecken, Porzellansachen, Uhren u. s. w. besprochen. Überall wurden die erforderlichen Angaben über Baustoff, Farbe, besondere Behandlung vermerkt. Nicht geringe Beachtung wird der Goldschmiedearbeit und Tafelmalerei gewidmet. Die Geschichte von Kirchen und Schlössern ist kurz und genau angegeben, von Ortschaften, soweit interessant, die Anlage beschrieben.

Das ganze Werk wird daher ein genaues Inventar aller Kunstschätze des Reiches sein und damit einen lange gehegten Wunsch der Freunde des Denkmalschutzes erfüllen. Damit ist das Verunstalten, Verschleppen und Unterschieben minderwertiger Nachahmungen von Kunstwerken sehr erschwert und es wird den berufenen Aufsichtsorganen und Kunstfreunden leicht werden, bei jedem Anlaß sich über derlei drohende Ereignisse zu unterrichten und Schritte zur Verhinderung zu tun.

Beim Durchsehen der erschienenen Bände wird jedermann erstaunt sein, daß Österreich trotz vieler widrigen Umstände auch noch in Dorfkirchen und kleinen Schlössern beachtenswerte Kunstgegenstände aufweisen kann.

Das Werk beschäftigt sich auch, soviel noch aufgedeckt werden konnte, mit den ausführenden Künstlern und Kunsthandwerkern und gibt in manchen Fällen auch Daten über dieselben. Vertreten sind Architekten, Bildhauer, Maler, Steinmetze, Stukkateure, Marmorierer, Tischler, Goldschmiede, Glockengießer, Uhrmacher, Vergolder, Orgelbauer, Zimmerleute. Dadurch ist für die engere Kunstgeschichte Österreichs reichlicher Stoff ans Licht gebracht worden und es ist nun nicht mehr so umständlich wie bisher, auch das Leben bescheidener Barockkünstler zu schreiben. Nicht selten finden wir auch bekanntere Namen, wie Daffinger, Kriehuber, Fuger und andere vertreten.

Ein nach verschiedenen Richtungen gegliedertes Register, die genaue Beziehung zwischen Abbildung und Text erlauben schnelle Zurechtfindung. Papier, Druck und Abbildungen sind gleichfalls ausgezeichnet.

Anton Dachler.

**12. Prof. Dr. Karl v. Spiess:** Der Mythos als Grundlage der Bauernkunst. Separatabdruck aus dem Programm des k. k. Staatsobergymnasiums zu Wiener-Neustadt. 28 S.

Der in dem Titel des Schriftchens ausgedrückte Grundgedanke, als sei bei der Entstehung und Ausgestaltung der Volkskunst die mythische Überlieferung des Volkes irgendwie schöpferisch beteiligt, ist nach des Referenten Aussicht wohl vollständig irrig; aber in dem Schriftchen ist die Forderung einer wissenschaftlichen Erforschung der europäischen Volkskunst mit so viel Wärme vertreten und es sind so viele vortreffliche Bemerkungen über Art und Wesen der bäuerlichen Kunstbetätigung darin enthalten, daß jedermann das Werkchen mit Vergnügen und Nutzen studieren wird. Die Volkskunst ist durchaus von den ihr im Laufe des Kulturganges zugekommenen höheren Kunstmotiven abhängig, die zum Teil aus dem frühen Orient und dem klassischen Altertum oder der frühchristlichen Epoche stammen und hier in uralter Geschichtszeit vielleicht Zusammenhänge mit dem Mythos hatten, zum größten Teil aber von späthistorischen Reminiszenzen beherrscht, so weit nicht überhaupt eine naturalistische Gegenständlichkeit als Schmückungsprinzip in den Vordergrund tritt. Mit den lebendigen mythischen Vorstellungen der ältesten Volksentwicklungen haben die Motive der Volkskunst wohl nirgends direkten Zusammenhang, noch weniger, daß sie vom Volke selbst als irgendwie symbolisch empfunden würden. Ich verweise diesbezüglich auf die Ausführungen im Textband meines Werkes „Österreichische Volkskunst“, die dem Verfasser wohl zu spät bekannt geworden sein dürften, um auf seine Grundansichten noch wesentlichen Einfluß gewinnen zu können.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**13. Die Indogermanen.** Von Dr. phil. O. Schrader. Mit 6 Tafeln.

Auf Grundlage seiner älteren großen Arbeiten hat hier der berühmte indogermanische Altertumsforscher nicht für Forscher, sondern für die gebildete Welt überhaupt zusammengefaßt, was sich bisher über die Herkunft und die ältesten Kulturzustände der Völker indogermanischer Zunge ermitteln ließ. Nach den einleitenden methodologischen Ausführungen erhalten wir eine Darstellung der Wirtschaftsform, Siedlungsweise, Handel und Gewerbe, welcher soziologische Kapitel über die Familie, Stamm und Volk, Religion folgen. Eine Auseinandersetzung über die Frage der indogermanischen Urheimat beschließt das inhaltreiche Werkchen, dem die beigegebenen sechs Tafeln sehr zum Gewinn für den Leser gereichen. Wer sich kurzerhand über den derzeitigen Stand der von verschiedenen Wissenschaften bearbeiteten und geförderten indogermanischen Altertumswissenschaft, für welche auch die Volkskunde in erster Linie von Wichtigkeit ist, orientieren will, mag getrost zu diesem ausgezeichneten Werkchen greifen. Prof. Dr. M. Haberlandt.

**14. Karl Lacher: Aufsätze und künstlerische Arbeiten.** Von Karl W. Gawalowski. Graz 1911. Ulrich Mosers Buchhandlung.

Eine edle Erinnerungsgabe an die zahlreichen Freunde und Verehrer Karl Lachers bildet das vorliegende schöne Werk. Der Mann, dessen Lebenswerk hier in knappen Zügen geschildert wird, ist als der Schöpfer des herrlichen kulturhistorischen und Kunstgewerbemuseums in Graz weithin bekannt. Seinem Wirken zugunsten der heimischen Volkskunde und Volkskunst ist hier mit seinen eigenen Arbeiten das würdigste Denkmal gesetzt. Die neu zum Abdruck gebrachten Aufsätze Lachers über die Kunstindustrie in der Steiermark, über die Aufgabe der Kunstgewerbemuseen auf kulturhistorischem Gebiet und über die Hausindustrie und Volkskunst in der Steiermark haben bleibenden Wert. Eine liebevoll geschriebene biographische Skizze Karl Lachers ruft die Erinnerung an seine umfassende Wirksamkeit in Graz und der Steiermark wach. So ist dies Werkchen ein würdiges Denkmal der selbstlosen aufopfernden Tätigkeit einer für die Volkskunst begeisterten Vollnatur und wird sicher dazu beitragen, die Liebe zu ihr weiterhin auf andere Herzen zu übertragen.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**15. Dr. Wilhelm Leonhardt: Liebe und Erotik in den Uranfängen der deutschen Dichtkunst.** Dresden 1910. Verlag von Rudolf Kraut.

Mit großem Takt und wissenschaftlichem Ernst ist in vorliegendem Werk dieses eigentlich anthropologische Thema auf literarhistorischem Wege verfolgt und zur Darstellung gebracht. Von sittengeschichtlichem und volkskundlichem Interesse sind die nicht leicht zugänglichen Zitate aus der ältesten deutschen Dichtung, welche von den frühesten Zeiten bis in die geistliche und die Spielmannsdichtung des späteren Mittelalters reichen. Überall tritt des Verfassers Vertrautheit mit den ethnographischen Parallelen aus dem Leben der Primitivvölker zutage, wodurch seine Darstellung an wissenschaftlicher Tiefe gewinnt. Das Werkchen ist ein völlig ernster Beitrag zu den „Anthropophyteia“, die nicht immer in so einwandfreier Art und Absicht dargeboten werden.

Prof. Dr. M. Haberlandt.

**16. K. Spless: Die deutschen Volkstrachten.** Aus Natur und Geisteswelt. 342. Bändchen. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1911.

Mit großer Gewissenhaftigkeit ist hier an der Hand der mit Fleiß benützten Quellen eine übersichtliche Darstellung der deutschen Volkstrachten in ihrer geschichtlichen Entwicklung versucht. Sie soll zunächst dem Verständnis der Volkstrachten in weiteren Kreisen dienen. Diesen Zweck wird das Büchlein sicher erfüllen. Es soll zum Sammeln der Trachtenstücke zu kulturgeschichtlichen Forschungszwecken anregen und endlich die Verarbeitung des lokalen Stoffes in Trachtenmonographien vorbereiten helfen. Etwas dürftig ist das unumgänglich erforderliche Abbildungsmaterial. Recht dankenswert die nach den verschiedenen deutschen Landschaften angeordnete Bibliographie, die freilich nur die neuesten und wichtigsten Arbeiten nennt. Prof. Dr. M. Haberlandt.



**17. Veselé chvíle v životě lidu českého.** Sv. VIII. (Kurzweil im tschechischen Volksleben. Bd. VIII.) Dr. Č. Zibrť. Na tom našem dvoře . . . (Auf unserm Hofe . . .) Mit 6 Abbildungen. Prag, Šimáček, 1911.

Im 8. Heft der schon bekannten Reihe, die allerorten günstig aufgenommen wurde, beleuchtet der Verfasser eine Schattenseite des Volkslebens, die zum Glück für unsere Kultur heute bereits verschwundenen tierquälerischen Bräuche und Volksbelustigungen, indem er zeigt, in welchen Formen dieselben bei den Tschechen aufgetreten waren. Auch der neue Band dieses Festkalenders gestaltet sich durch sein Tatsachenmaterial zu einer förmlichen Urkundensammlung für die Kulturgeschichte der Tschechen in den letzten Jahrhunderten. J. B.

**18. Dr. Č. Zibrť.** Bibliographie české historie. (V. Teil, Bd. 1. Böhmisches Geschichte vom Jahre 1632 bis 1670. Nr. 11.821—22.998.)

Bei der von Zibrť geleisteten Riesenarbeit der Historischen Bibliographie fällt auch für Kulturgeschichte und Volkskunde ein Nutzen ab, da das Verzeichnis sich naturgemäß nicht auf rein historische Werke beschränken kann und auch alle irgendwie kulturhistorisch bedeutsamen Bücher verzeichnet, die auf Böhmen Bezug haben. So finden wir auf S. 304 bis 319 sämtliche Werke für die Rubezahlagen und die volkstümlichen Überlieferungen des 17. Jahrhunderts wichtigen Praetorius genannt; die S. 94, 116, 165, 166, 248 zählen historische Lieder und Sagen, S. 287 Krippenlieder jener Zeit auf. J. B.

**19. Věstník městského muzea v Klatovech 1882—1908.** Nachrichten aus dem städtischen Museum in Klattau. Klattau 1909.

Das Heft gibt Zeugnis von der Sammel- und Bautätigkeit der letzten 25 Jahre. Von den reichen Sammlungen interessieren uns vor allem die volkskundlichen, die namentlich das Gebiet der Volkstrachten, des Hausfleißes und der alten heimischen Industrien umfassen. Den Grund zum Museum hat ein einfacher Mann, der Müllermeister Jung gelegt, dessen Sammlungen 1882 in den Besitz der Stadt Klattau übergingen und seither in eifriger Arbeit vermehrt wurden. Der in dem Hefte enthaltene „Führer durch die Sammlungen“ bringt zahlreiche Abbildungen aus dem volkskundlichen Teile des Museums: Dieses ist seit 1907 in prächtigen Räumen untergebracht. Die Seele der ganzen Museumstätigkeit sind Bezirksobmann Dr. Hostaš, der langjährige Verwalter und Mehrerer der Sammlungen, und der k. k. Konservator Prof. Ferdinand Vaněk. J. B.

## V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

### a) Verein.

#### 1. Verleihung des Titels „kaiserlich-königlich“ an das Museum für österreichische Volkskunde.

Seine Majestät der Kaiser hat mit Allerhöchster Entschliebung vom 3. August 1911 dem Verein für österreichische Volkskunde in Wien die Führung der Bezeichnung „kaiserlich-königlich“ im Titel des von ihm gegründeten und erhaltenen Museums für österreichische Volkskunde in Wien und des Reichsadlers im Siegel dieses Museums allergnädigst zu bewilligen geruht.

Wir dürfen in dieser Allerhöchsten Auszeichnung, welche wir der huldvollen Fürsprache des erhabenen Vereinsprotectors Seiner k. u. k. Hoheit des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Ferdinand verdanken, die ehrenvollste Anerkennung unserer patriotisch-wissenschaftlichen Bestrebungen und der bisher erreichten Erfolge betrachten und bitten alle Gönner und Freunde unseres Instituts aus diesem hochehrenreichen Anlasse,

uns auch in Zukunft wie bisher nach Kräften unterstützen zu wollen. Bei dieser Gelegenheit sind der Museumsdirektion von befreundeten Instituten und Förderern zahlreiche Glückwünsche zugekommen, so von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, von der Direktion des k. k. österreichischen Museums in Wien, der k. u. k. Hofbibliothek, dem Präsidium des Technischen Museums, des Erzherzog Rainer-Museums in Brünn, des Steiermärkischen kulturhistorischen und Kunstgewerbe-Museums in Graz, des Landesmuseums in Sarajewo, des Rudolfinums in Laibach, unserem Stifter Herrenhausmitglied Anton Dreher, Bergrat Max Ritter v. Gutmann, Dr. Rudolf Trebitsch, Baronin Stephanie v. Rubido-Zichy in Abbazia, Prof. Dr. M. Fabiani, Höfrat Dr. R. Schindler, Direktor E. Weslowski in Kimpolung u. v. a.

Hierfür wird auch an dieser Stelle der verbindlichste Dank ausgesprochen.

## 2. Stellung des Museumsdirektors.

Der Direktor des Museums Prof. Dr. M. Haberlandt wurde von seiner Stellung als Kustos I. Klasse am k. k. Naturhistorischen Hofmuseum mit 1. Oktober d. J. beurlaubt und in die Lage gesetzt, sich ausschließlich den Angelegenheiten des Vereines und k. k. Museums für österreichische Volkskunde zu widmen. (Sprechstunden im k. k. Museum für österreichische Volkskunde täglich von 10 bis 12 Uhr.)

## 3. Siebentes Supplementheft

zum XVII. Bande der „Zeitschrift für österreichische Volkskunde“.

Als siebentes Supplementheft ist im August d. J. die Abhandlung von Hofrat Dr. M. Höfler: Gebildbrote der Hochzeit (mit 57 Textabbildungen) erschienen. Dieselbe ist für Vereinsmitglieder und befreundete Vereine um den ermäßigten Preis von K 3 (Buchhandelspreis: K 5) zu beziehen. Bestellungen werden bei der Vereinskasse unter Einsendung des Betrages von K 3 erbeten, worauf die kostenlose Zustellung erfolgt. Der Herr Autor hat einen namhaften Druckkostenzuschuß geleistet, wofür ihm bestens gedankt sei.

## 4. Subventionen und Spenden.

Das hohe k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht hat außer der ordentlichen Jahressubvention von K 8000 einen Zuschußbetrag von K 1750 bewilligt. — Von Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten Johann von und zu Liechtenstein in neuerlicher Betätigung fürstlicher Munifizienz für Sammlungszwecke K 3000, von Herrenhausmitglied Anton Dreher K 1000, von der Ersten österreichischen Sparkasse K 100, Herrn K. Mautner K 100. Von der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer erhielten wir K 800. Für sämtliche hochherzige Spenden wird hiermit der ergebenste Dank ausgesprochen.

## b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

### 1. Allerhöchster Besuch des Museums.

Am Pfingstmontag nachmittag besichtigte Seine Majestät König Ferdinand von Bulgarien, der in Begleitung des Freiherrn v. Egloffstein erschien, das Museum unter Führung des Direktors Prof. Dr. M. Haberlandt und des Volontärs Dr. Artur Haberlandt in eingehendster Weise. Seine Majestät nahm mit hohem Interesse sämtliche Abteilungen des Museums in Augenschein, insbesondere auch die südslawischen.

### 2. Vermehrung der Sammlungen.

#### Ethnographische Hauptsammlung.

(Fortsetzung.)

#### a) Ankauf:

14. Aus Niederösterreich: 23 Nummern, darunter Tongeschirr, Strohbild, Kostümstücke.

15. Aus Oberösterreich: 115 Nummern, darunter Majoliken, Holzgeräte, Stickereien, Kostümstücke.

16. Aus Steiermark: 179 Nummern, zumeist aus dem steirischen Salzkammergut, darunter Votive, Tongeschirr, Holzschnitzwerke.

17. Aus Salzburg: 22 Nummern.

18. Aus Tirol: 122 Nummern, Hausrat, Schmuck, Majoliken, Kacheln, Holzschnitzereien u. s. w.

19. Aus Vorarlberg: 132 Nummern, vorwiegend aus dem Montafontale.

20. Aus Istrien: 17 Nummern.

21. Aus Dalmatien: 32 Nummern.

22. Aus Bosnien: 120 gefärbte Ostereier.

23. Aus Mähren und der ungarischen Slowakei: 28 Nummern, Holzschnitzereien und Majoliken.

24. Aus Böhmen: 5 Nummern.

25. Aus Schlesien: 3 Frauenhauben.

26. Aus Galizien: 129 Nummern, von Zakopane und aus der Umgebung von Kossów (Huzulenarbeiten).

27. Balkengebiet: 16 Nummern.

28. Diverses: 23 Nummern (aus Skandinavien, Rußland, Italien).

#### b) Geschenke:

17. 3 Spiegelglasbilder, Umgebung von St. Wolfgang. Von Fräulein *E. v. Klein*, Wien.

18. 1 Paar Schuhschnallen mit Silberauflage und 1 Glaskästchen, Böhmen. Von Herrn *Ant. Abraham*, Wien.

19. Winzermesser, Tabakpfeife, 2 Ziergläser, Spalato. Von Herrn Ingenieur *Franz Richter*, Wien.

20. Bruderschaftskrug, mit Reliefaufgabe und farbiger Glasur verziert. 1780. Hermannstadt. Von Herrn *Hans Edl. v. Medinger*, Nußdorf.

21. Slowakischer Plutzer von Maria im Tal bei Preßburg. Von Frau *St. Galambos*, Wien.

22. 3 bemalte Ostereier, fein graviert. Von Herrn *J. Pechaček*, Wien.

23. Deckelkrug, bez. 1687, Gmunden. Von Herrn *Alfred Walcher Ritter von Mollheim*, Wien.

24. 13 Arbeiten der Rumänen und Zigeuner, Siebenbürgen. Von Herrn Direktor *Emil Sigerus*, Hermannstadt.

25. 13 Eisengeräte der Zigeuner, Siebenbürgen. Von Herrn *Haldenwang*, Schäßburg.

26. Tonpfeife, bemalt, Czenstochau. Von Fräulein *Eugenie Goldstern*, Wien.

27. 7 Schürzen, Kopftücher, Handtücher, 14 Nummern, Bosnien. Von Frau Regierungsrat *Milena Preindlsberger-Mrazović*, Sarajewo.

28. 2 Weihegaben: Leinwandpösterchen und Löffel. Aus Maria-Frundl bei Kröpf, Oberösterreich. Von Herrn Lehrer *Fritz Holzinger*, Taufkirchen.

29. Stickerei, „na česty“, auf ungebleichter Leinwand, Bánow. Von Fräulein *Marie Bena*, Wien.

30. Gewebtes Band, Südtirol. Von Herrn *A. Grubhofer*, Bozen.

31. Gesticktes Kopftuch, Kroatien. Von Frau Professor *Doelter*, Wien.

32. Holzbecher, Istrien. Von Frau Baronin *Stephanie v. Rubido-Zichy*, Abbazia.

33. Tongefäß, bemalt, Bosnien. Von Herrn Ingenieur *Franz Richter*, Wien.

#### c) Durch Tausch:

38 Gegenstände aus Tirol, vom *Museum für Völkerkunde* in Hamburg.

Herr *Josef Salzer* und Herr Ingenieur *Fritz Wilfort* in Wien haben 66 Stück ausgewählte und ausgezeichnete Volkskunstarbeiten und Kostümstücke aus ihren reichen Privatsammlungen dem Museum zur Aufstellung überlassen, wofür der ergebenste Dank ausgesprochen wird.

### Photographien und Abbildungen.

Der Zuwachs an Photographien betrug 70 Nummern, darunter Geschenke von *Dr. G. Graber* in Klagenfurt, *Anton Dachler*, *Konrad Mautner*, *A. Abraham*, *Dr. O. Storch*, des *k. k. Eisenbahnministeriums*, *Prof. Dr. Michael Haberlandt*.

Die Vermehrung der Abbildungen belief sich auf 45 Nummern, darunter Geschenke des Verlegers *Max Swatschek* in Salzburg, vom Lehrer *Fritz Holzinger* in Taufkirchen, *Dr. Oswald Menghin*, Maler *Kassian Dapoz* in Meran, Fräulein *Eleonore Sochañ* in Tatra-Lomnitz, *Konrad Mautner*.

### Bibliothek.

Die Vermehrung der Bibliothek betrug außer dem Zeitschrifteneinlauf seit dem letzten Ausweis 75 Nummern, darunter Geschenke des *Vereines der Lemberger Kunstfreunde*, des *rumänischen Kultusministeriums*, des *Prof. J. Karafiat* in Teplitz, *Miß A. S. Levetus*, des Lehrers *Fritz Holzinger* in Taufkirchen, *Dr. Rudolf Trebitsch*, *Dr. W. Peßler*, Frau *A. Lacher* in Graz. Sämtlichen Spendern wird der verbindlichste Dank für ihre freundlichen und willkommenen Gaben ausgesprochen.

### 3. Museumsarbeiten.

Vorstehende, seit dem letzten Ausweis eingelaufene Objekte (1132 Nummern) wurden ordnungsgemäß gebucht, wenn nötig restauriert und zum Teil durch Auswechslung mit früher ausgestellttem Material zur Aufstellung gebracht, zum Teil weggepackt. Studienhalber wurden die Museen in Salzburg, Bregenz und Innsbruck besucht und eingehend studiert. Für das Sonderheft des „Studio“: „Peasant art in Austria and Hungary“ wurden eine Anzahl photographischer Aufnahmen gemacht; die Ausarbeitung des Textes für den österreichischen Teil übernahm der Museumsdirektor in Würdigung der Wichtigkeit dieser Publikation für das Verständnis der österreichischen Volkskunst im Ausland. Für das Hamburger Museum für Völkerkunde wurde eine Kollektion österreichischer Ethnographika, namentlich aus den primitiven slawischen Volksgebieten zusammengestellt. In Vertretung des Vereines und Museums für österreichische Volkskunde beteiligte sich *Prof. Dr. M. Haberlandt* an der Salzburger Denkmalschutztagung. An zahlreiche Maler, Kunstgewerbetreibende, Gelehrte und Studierende wurden fortlaufend Auskünfte und Nachweisungen einschlägigen Materials erteilt.

### 4. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch:

27. Gremialhandelsschule.
28. Fachliche Fortbildungsschule für Kleidermacherinnen, IX. Währingerstraße 43.
29. Fachliche Fortbildungsschule für Kleidermacherinnen, XII. Rückergasse 43.
30. Fachliche Fortbildungsschule für Kleidermacherinnen, XIII. Feldmühlgasse 26.
31. Fachliche Fortbildungsschule für Kleidermacherinnen, XV. Friedrichplatz 5.
32. K. u. k. Infanteriekadettenschule in Kamenitz.
33. Korps der k. k. Sicherheitswache in wiederholten Partien.
34. K. k. Kunstgewerbeschule in wiederholten Partien.
35. Männergesangverein Mannheim.

---

Schluß der Redaktion: 15. November 1911.

## I. Abhandlungen und grössere Mitteilungen.

### Alte Gebräuche bei der Flachsernte in Kärnten und ihr religionsgeschichtlicher Hintergrund.

Von Dr. Georg Graber, Klagenfurt.

(Schluß.)

Durch diese Merkmale stellt sich das kärntnerische Klöckeln in die Reihe jener Bräuche, welche Mannhardt a. a. O. 540 ff. unter »Kornaufwecken, Perchtelspringen, Faschingsumläufe« behandelt und wofür er Beispiele aus ganz Deutschland bringt, von der lombardischen Grenze bis hinauf nach Skandinavien und diesem Lande selbst.<sup>1)</sup>

Danach bedeutet das Lärmen mit verschiedenen Instrumenten einen Weckruf, durch welchen die schlafenden Geister der Vegetation wieder ins Leben gebracht werden sollen. (»Das Korn, den Langas [Lenz] wecken, das Gras ausläuten.«)

Um die Zeit der winterlichen Sonnenwende beginnt ja das Pflanzenleben wieder aus dem Winterschlaf zu erwachen, von da ab scheint sich das geheimnisvolle Wirken der Erde zu regen und allmählich zu erstarken, bis der Frühling durch knospende und keimende Pflanzen seine Ankunft kundgibt. (Vergl. meinen Aufsatz über den Schlag mit der Lebensrute, Car. I, 1910, S. 3 ff.) Das Klöckeln ist also eine magische Handlung und mimische Darstellung der umlaufenden Wachstumsgeister, die durch den Schall ihrer Instrumente die schlummernde Pflanzenwelt wecken. Aber schon in ältester Zeit machte sich in allen Vegetationsriten daneben die Anschauung geltend, daß durch den Glockenschall und Lärm die wachstumshindernden Gespenster und Hexen vertrieben würden. Diesem Zwecke dient die Vertauschung der Kleider sowie die Umhüllung mit Grünlaub oder das Tragen von Zweigen, denen schon im Glauben und Kulte des Altertums geisterabwehrende Kraft beigemessen wurde.

Die Beispiele bei Mannhardt sowie das kärntnerische Klöckeln und Georgijagen setzen eine Personifikation des vegetativen Lebens voraus. Ganz besonders tritt dies beim Klöckeln zutage, was ich im folgenden aus den angeführten Klöcklersprüchen nachweisen will, um dann die Ideenverbindung zwischen diesem und den Brechelbräuchen herzustellen.

<sup>1)</sup> Dazu gehört weiter das von Mannhardt nicht besprochene, in Kärnten am 23. April, dem Vortage des heiligen Georg, übliche »Georgijagen«. Auch hier findet ein Umzug von Haus zu Haus statt, nur daß dabei mit Kuhglocken geläutet, mit Peitschen geknallt und mit einem Kuhhorn geblasen wird; ebenso wiederholt sich der Glückwunsch für Haus, Hof und Fluren. An einem anderen Orte soll die zusammenfassende Untersuchung dieser Bräuche erfolgen. Vergl. R. Waizer, Kulturbilder . . . S. 39 ff.

Die Klöckler fördern nach dem Volksglauben tatsächlich das Wachstum: viele Bauern schreiben einen schlechten Ernteertrag dem Ausbleiben der Klöckler im selben Jahre zu. (Oberkärnten.) Sie sind aber weiter selbst Repräsentanten der Vegetation, denn man wirft ihnen vor, daß sie aus einem toten, halbverfaulten Roß, das unten im Moor vergraben liegt, gekrochen seien. Die befruchtende Vorstellung mag wohl die sein: wie aus einem verfaulenden Aas sich die Würmer schlingen, so kommen aus dem der Erdgottheit übergebenen Pferde die Klöckler hervor und wecken die Vegetation zu neuem Leben.

Dieser Vorwurf wird so bestimmt erhoben, daß man annehmen muß, es stehe auch die aus einem bestimmten Grunde erfolgte Tötung des Pferdes in derselben Gedankenreihe, aus der das Klöckeln erwachsen ist. Wir werden nämlich später sehen, daß im Laufe der Zeiten sich die Opfer lebender Objekte verändert und unter dem Einflusse milderer religiöser und sittlicher Anschauungen endlich eine Gestalt angenommen haben, die heute ihren barbarischen Charakter vollständig verleugnet. Auch beweisen die noch zu erklärenden Klöcklersprüche, daß die Pferdeopfer, deren sie erwähnen, nicht bloß prophylaktische Handlungen zugunsten des Viehes darstellen, sondern ebenso eine Gewähr für das Gedeihen der Feldfrüchte, das Wohlergehen und die Fruchtbarkeit der Menschen boten, endlich, daß die Tötung eines Pferdes nicht die Urform des einstigen Opfers bezeichnet, sondern an Stelle eines noch älteren Menschenopfers getreten ist.

Denn der erste und zweite Spruch enthalten einen dunklen, vollständig vergessenen Hinweis auf ein Ernteopfer im Spätherbst, bei dem in germanischer Vorzeit ein Mensch und später ein Tier (Pferd) geopfert wurde, indem man sie in einen Sumpf versenkte. (Diese Milderung einer barbarischen Sitte trat um so leichter ein, als man ja schon in germanischer Zeit neben Menschen- fast immer auch Tieropfer darbrachte.) Zum Versenken wählte man einen Sumpf gerade deshalb, weil hier mit der sakralen Tötung zugleich der für das Gedeihen der Ernte so wichtige Regenzauber verbunden war, der uns noch heute in zahllosen Volksbräuchen, Schattenbildern uralter sakraler Kulthandlungen, bei Frühlings- und Erntefesten entgegentritt, immer aber mit magischer Beziehung auf den beabsichtigten Ertrag der Fruchternte.<sup>1)</sup>

Schon längst ist ferner erwiesen, daß die magische Besprengung des Bildes der geheimnisvollen Gottheit Nerthus sowie die Versenkung der Sklaven im heiligen See (Germ. 40) als eine solche Wassertauche aufgefaßt werden muß.

<sup>1)</sup> Um eine Vorstellung von dem großen Reichtum zu gewinnen, den diese Art von Kulthandlungen aufzuweisen hat, sehe man bloß die Zahlen unter „Wassertauche“ bei Mannhardt a. a. O., Register, S. 644, nach.

Deutlich erkennt man in einem Mölltaler Lisnerspruch die Spur eines sakralen Menschenopfers in Verbindung mit der Wassertauche (Car. 1853, Nr. 82):

Meine liab'n Klöckler, mächt's enk nix draus,  
 Fårt's hin zu Nächp'rs Haus!  
 Dã göb'nt's enk die Leni heraus;  
 Sötzt sie auf an groaß'n Widd'r,  
 Fårt's über'n Berg auf und nieder,  
 Fårt's hin zu d'r Möllbrugg'n,  
 Stoaßt se oach'n in den Sånd,  
 Schauggs, wia se aufer in enk zânt (grünst).

Hier liegt ein Mädchenopfer sonderbarer Art vor, das verbunden ist mit Wasserzauber. Wie wenig das Volk diese Worte versteht, geht daraus hervor, daß die unmenschliche Roheit, die besonders aus der letzten Zeile spricht, die Teilnahmslosigkeit der Opfernden gegen das bejammernswerte Opferobjekt, heute dem Volke gar nicht mehr zum Bewußtsein kommt. Sehr früh müssen diese Bräuche abgekommen sein, denn nur aus blutlosen Schattenbildern lassen sich die Umrisse der alten Formen noch erkennen.

Die Böcke und Widder sind, mythologisch gefaßt, Bilder der Wolken, die, vom Sturmgott gejagt, über Berg und Tal ziehen. Auch die Böcke Donars-Thors haben dieselbe Bedeutung. (Wuttke, 16, 19.) Auf solchen, manchmal kopflosen Tieren reiten nach dem Volksglauben die Hexen und Geister in den Zwölfnächten, mit fürchterlichem Getöse durch die Luft. Wenn sich in diesen Hexenglauben animistische Vorstellungen mischen, entwickeln sie sich zu Todesdämonen. Diese treten als schreckliche, unnatürliche Gebilde auf; besonders christlicher Einfluß ließ sie häßlich und gespenstig erscheinen, wie die uralte, von Haus aus etwas ganz anderes vorstellende Perchtl. Ja einige Todesdämonen erscheinen selbst ohne Kopf und kopflose Tiere jagen in ihrem Gefolge, ein Kennzeichen ihres mythischen Wesens: so der Wilde Jäger, der Schimmelreiter, die Feuermänner, welche alle nachts als Gespenster auftreten und entweder selbst Seelen Gestorbener sind oder solche mit sich in wilder Jagd durch die Lüfte führen. Kopflos oder mit dem Kopf unter dem Arm zeigen sich ferner die aus dem alten Götterglauben stammenden Gestalten (vergl. Wuttke 16, 19, 32), ebenso mythische Tiere (Wuttke 28, 59).

Beim kärntnerischen Brechelfeste sind uns schon solche übernatürliche Vögel begegnet, wie sie eine gute Flachsernte voraussagten. Es sind eben tote, dem Geisterreich angehörige Gebilde, die eben deshalb auch der übernatürlichen Gabe der Weissagung und des Zauberspruches mächtig sind. Daraus erklärt sich zur Genüge, warum gerade zur Weihnachts-(Advent)zeit das Menschenopfer wieder in Erinnerung tritt, welches schon im Herbst beim Erntefest den Todesdämonen übergeben wurde: sowohl das Klöckeln als das Brechelfest fallen in die Zeit der Herbst- und Winterstürme; denn

die Wilde Jagd dauert nach der ältesten Volksüberlieferung von Anfang Oktober bis Anfang Mai. (Vergl. Mannhardt, S. 122 ff)

Dem Mölltaler Spruch ist der oben an zweiter Stelle angeführte beizugesellen, wo ebenso alte Erinnerungen nachzuklingen scheinen. Man sucht die Klöckler abzuweisen, indem man sie auf eine nicht existierende weibliche Person (Kathrind'l) verweist, die bei der Dachrinne Zwetschken und Mandelkerne austeilte. (Vermutlich wegen ihrer ovalen Form Symbole der Fruchtbarkeit.) Freilich sind die ursprünglichen Verhältnisse schon mehr verwischt, aber zwei wichtige Umstände verdienen Beachtung: auf den Regenzauber weist die Dachrinne (Dachtraufe) hin; die Symbole der Fruchtbarkeit, welche das geheimnisvolle Mädchen angeblich an die Klöckler verteilt, kennzeichnen die alte Bedeutung jenes Ernteopfers, das Fruchtfülle und Reichtum gewährleisten sollte.

Im dritten Spruch endlich ist das grausame Menschenopfer vollständig vergessen, nur das Feld (ursprünglich der Sumpf), in dem das Opfer eingescharrt wurde, schwebt dem Volksbewußtsein noch vor als Ort, der einen Schatz verbirgt; einen Schatz, der nicht mit dem Spaten gehoben, sondern mit Händen gefaßt werden kann — wie man die Getreidehalme faßt, schneidet und zu Garben bindet.

Faßt heutzutage das Volk diese Sprüche in vollständiger Verkenning ihres einstigen Inhaltes als Spottverse auf, womit man die Klöckler abzuweisen trachtet, so tritt der spöttische Charakter noch deutlicher hervor, wo jede mythische Anspielung fehlt und die Spottlust, der Humor des Volkes sich ungehindert entfalten kann. (S. Dürnwirth a. a. O., S. 149 f.)

Jene dagegen sind gewissermaßen taube Früchte am Baume des mythischen Denkens; sie haften weiter an dem alten Stamme, aber die Verbindungsadern, die von den Wurzeln und dem Stamme hinaufführen zu den feinsten Zweigen, sind abgestorben. Sie aufzufinden und die wunderbare Beharrlichkeit alter Anschauungen gebührend hervorzuheben, ist die Aufgabe der modernen Volkskunde.

Wir stellen nun die Ergebnisse der obigen Betrachtung übersichtlich zusammen:

Durch das sogenannte Klöckeln suchte man die in der Erde schlummernden Geister des Wachstums zu neuem Leben zu erwecken, die des Mißwachses und der Hungersnot von sich und den Seinen zu verscheuchen. Einige von den alten Klöcklersprüchen lassen ersehen, daß dieser Gedanke von Haus aus dem Klöcklerbrauche eigen war, ja daß die Klöckler selbst als Wachstumsgeister aufgefaßt wurden, die gerade aus der Erde kommen und das neue Pflanzenleben durch ihr Umziehen hervorbringen. Endlich kann als gesichert gelten, daß manche dunkle Anspielung sich auf die mit Regenzauber verbundene Tötung eines Mädchens bezieht, auf ein Opfer, das nur im Herbst kann dargebracht worden sein.



Damit sind zwei uralte Kulturschichten aufgedeckt: das bei den Germanen seit alters bezeugte Menschenopfer sowie das später an seine Stelle getretene, durch eine mildere Auffassung des Lebens erzeugte Tieropfer. Auch in Kärnten muß eine Zeitlang statt eines Menschen ein Roß geopfert worden sein; zuerst durch Versenken in Sumpf oder Wasser, später vielleicht durch Vergraben eines zuvor getöteten Pferdes.

Aus dieser Zeit stammt allem Anscheine nach der im Gefolge des Schimmelreiters beim Brechelfest auftretende Schinder, der heute nur eine Statistenrolle spielt und der dramatischen Ausgestaltung dieser Volksbelustigung Vorschub leistet, sonst aber keine Bedeutung mehr besitzt.

Er wird einst das Opfertier in Empfang genommen und geschlachtet haben. Der Kadaver mag, als man den Sinn des Entfestes noch verstand, auf Acker oder Wiese verscharrt worden sein, um dort seine magische Wirkung auf das Wachstum zu üben; später erst, als auch das verloren ging, wurde der Schinder im Aufzuge des Schimmelreiters zur entbehrlichen Figur, die er heute ist.

Schon Jak. Grimm erkannte aus den Zeugnissen über germanische Opfer wie aus Spuren solcher Opfer in Volksbräuchen der Gegenwart, daß auch Tiere als sühnende Gaben den Göttern dargebracht wurden und nicht selten an die Stelle von Menschenopfern getreten sind. (D. M. I, 37 ff.) Man opferte die den Gottheiten besonders geheiligten Tiere; das vornehmste und feierlichste Tieropfer war das Pferd. Sein Fleisch wurde von den Opferteilnehmern verzehrt und viele kirchliche Verbote aus christlicher Zeit bezeugen, wie eng der Genuß des Pferdefleisches mit alten sakralen Begehungen zusammenhing. Durch die jahrhundertlang fortgesetzten Abmahnungen und Strafdrohungen der Kirche ist es endlich zu der jetzt bestehenden Abneigung breiter Volksschichten gegen das Pferdefleisch gekommen.

Pferde zogen häufig bei Umzügen die Götterwagen, Pferdehäupter befestigte man als Feindeszauber oder zur Abwehr von Seuchen an den Giebeln der Häuser. Daß man aus ihrem Gewieher weissagte, erzählt Tacitus Germ. 9, 10. Nach der Beschreibung, welche Dietmar v. Merseburg von dem großen dänischen Opferfeste in Lethra entwirft, befanden sich Pferde unter den Opfertieren; ebenso bei dem großen Opferfeste in Uppsala.

Bei Seuchen wird ein Tier als Ersatz für die ganze Herde geopfert. (Zeugnisse bei Wuttke, 425, 429, 431, 439.)

Wie man weiß, sind alle periodischen Opfer aus einzelnen prophylaktischen Opfern entstanden. Bei Viehseuchen nun wird der todbringende Dämon, der nach naivem Glauben Anrecht auf die ganze Herde besitzt, dadurch entschädigt, daß ein Stück ihm freiwillig geboten wird, indem man es lebendig unter bestimmten Zeremonien

vergräbt. Beide Formen dieser alten Tieropfer bestehen noch in Kärnten. (Vergl. Zeitschr. f. d. Myth. IV, 407 ff.)

Wenn die Haustiere von einer Viehseuche befallen sind, glaubt man im Drautale, sie seien durch zäberei verbärt (verhext). Man holt einen zauberkundigen Mann und dieser gräbt des Nachts unter der Schwelle des Stalles, in welchem das kranke Vieh steht, nach, bis er die vor alter Zeit dort eingegrabenen Figuren eines eisernen Rindes, Schafes, Schweines oder Pferdes findet. In diesen haben wir Zaubergegenstände zu erblicken, die von irgendeinem böswilligen Nachbar im Stalle versteckt wurden, damit der Zauber den aus- und eingehenden Tieren schade. Helfen die magische Besprechung, Gebete und Handlungen des Zaubermannes nicht, so greift der Bauer auch jetzt noch, freilich mit schwerem Herzen, zum letzten und radikalsten Mittel: er läßt ein Stück der kranken Viehsorte als Ersatz für die ganze Herde, welche einmal dem Krankheitsdämon verfallen ist, lebend in die Erde vergraben.

Das Gewissen sträubt sich jedoch gegen eine solche unmenschliche Tierquälerei aus vorchristlicher Zeit. Eine kärntnerische Sage erzählt sogar, daß auf der Gedrotztratte ein Fleckchen nie mit Gras sich bedecke, weil ein Hirte dort vor vielen Jahren ein junges Lamm (wohl aus dem gleichen Grunde) lebendig verscharrt habe. (Rappold, Sagen aus Kärnten. Augsburg und Leipzig 1887, 23. Über die Fortdauer der alten Tieropfer in Form von Schlachtung oder Vergraben siehe Sepp, Die Religion der alten Deutschen, München 1890, S. 105 ff. und 270 ff.)

Überhaupt müssen diese grausamen Opfer von lebenden Tieren schon früh bei den Germanen einer gemilderten Form Platz gemacht haben. Das geschah auf doppelte Art: man ersetzte entweder das lebende Tier durch einen Teil desselben; das ganze Pferd durch den Schädel, der zum Beispiel noch zu Fastnacht in einzelnen Gegenden Deutschlands vergraben oder im Johannisfeuer verbrannt oder auf den Maibaum gesteckt wird (Mannhardt, 411, 515, 178, 167, 383), oder man bildete das Opfertier in Metall oder eßbarem Material (Teig) nach.

Von den Aestiern weiß man durch Tacitus Germ. 45, daß sie aus abergläubischer Verehrung der Erdmutter Eberbildchen trugen. Eine Form solcher Tierbilder trat uns oben beim kärntnerischen Entzaubern entgegen; statt des lebenden Tieres opferte man auch Bilder aus Metall oder Teig. Schon im 8. Jahrhundert eifert dagegen das Verzeichnis abergläubischer Bräuche (*Indiculus superstitionum*). Freilich ist der Erfolg, wie die Geschichte der Mythologie lehrt, bis heute nicht ganz eingetreten. Denn diese Tier- und Menschenbilder aus Teig kehren in Form von Festgebäcken, die ursprünglich zur Feier der Gottheit verzehrt wurden, in Deutschland und Skandinavien wieder. In Schweden und England gibt man heute noch den Weihnachtsbäckereien die Gestalt des Julebers, in Schlesien

bildet man Männer und Schweine nach, in Steiermark und Kärnten werden Männer und Hirsche das ganze Jahr lang aus Semmelmehl gebacken, in Schwaben hat man zu Nikolai die »Hanselmänner« von Teig, zu Weihnachten die »Springerln«, ein Backwerk mit daraufgepreßten Menschen, Tieren, Blumen und dergleichen, in märkischen Orten die Pêreken, Kuchen in Pferde- und anderer Tiergestalt, in Ostfriesland die Nüjarskawkjes, Kuchen mit daraufgepreßten Pferden u. s. w. (Weinhold, Weihnachtsspiele, S. 26 f.) Im Steigerwalde bäckt man zu Weihnachten und Neujahr menschliche und Tierfiguren, die bei ausbrechendem Brande ins Feuer geworfen werden, während in Baden die Wowölfln vor Blitzfeuer sichern. In jüngster Form erkennen wir diese alten Opfer in unseren Kirchtagsreitern und Leibzeltfiguren. Endlich verblaßte die einstige Bedeutung dieser Nachbildungen so sehr, daß sie in orts- und landesübliche Gebäcke, in gewöhnliche Kuchen übergingen: so wird zum Beispiel in Baden und in der Schweiz der »Kirwe vergraben«, indem man in feierlichem Zuge sich vor das Dorf begibt, dort in die Erde ein Loch gräbt, Flaschenwein hineingießt und einen buntgeschmückten Kuchen ingräbt. (Wuttke, 427.)

Ähnlich steht es mit den alten Menschenopfern.<sup>1)</sup>

Überall, wo Menschenleben in Gefahr standen, brachte man, um das Verderben von sich abzuwenden, dem Totengotte Menschenopfer dar. So vor und nach gewonnener Schlacht. Hierher gehört auch das sogenannte Blutaarritzen, das im Norden bezeugt ist. Dem Opfer wird durch Bloßlegung der Lunge das Leben genommen. Durch die Lunge vollzieht sich das Atmen; Leben, Atem und Geist ist eine bei allen Indogermanen vorhandene Gleichstellung. Als Windhauch entfährt dem Menschen der Atem, daher empfängt der Windgott Wodan die Seele des Getöteten. Überhaupt ist Wôdan-Odinn nach ältester Auffassung als Windgott zugleich Totengott, weshalb man ihm auch außerhalb des Kampfes opfert. Da bei ausgedehnten Meerfahrten gleichfalls Menschenleben auf dem Spiel stehen, bringt man ihm vor einer größeren Unternehmung zur See solche prophylaktische Opfer. Endlich in Fällen, wo durch einen unzureichenden Ernteertrag und allgemeinen Mißwachs dem Volke die Gefahr der Hungersnot bevorsteht. Solche ursprünglich nur in Zeiten der Not dargebrachte Menschenopfer entwickelten sich wahrscheinlich schon in vorhistorischer Zeit zu periodischen Jahresopfern, die ein für allemal vorbeugen sollten und gleichsam den Erfolg des Ackerbaues verbürgten.

Aus der Fülle von Beispielen, die Mannhardt bringt, seien nur einige hervorgehoben.

<sup>1)</sup> Die Literatur über die germanischen Menschenopfer ist verzeichnet bei E. Mogk, Die Menschenopfer bei den Germanen, Sonderabdruck des XXVII. B. der Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissenschaften Nr. XVII, S. 606, Leipzig 1909. Dazu treten noch die Angaben bei V. Fehn, Kulturpflanzen<sup>2</sup>, Anm. S. 519 ff.

Die äußerliche Übereinstimmung der Frühlings-, Sommer- und Herbstgebräuche vieler deutscher Stämme beruht innerlich auf ihrer gleichen Absicht. Bei den meisten Frühlingsumzügen wird die den ausgelebten Vegetationsdämon des alten Jahres vorstellende Puppe in den Boden verscharrt, unter Mist begraben oder ertränkt; eine Handlung, die, ursprünglich im Herbst beim Erntefest vollzogen, die böse, lebentötende Jahreszeit einleitete, später aber am Ende derselben, im Frühling oder Sommer, wiederholt und mit der Feier der Auferstehung des Pflanzenwuchses verbunden wurde. In Kärnten finden wir denselben Schimmelreiter, der die Brechelbraut in Empfang genommen hat, beim Frühlingsumzuge im Fasching wieder: im Gailtale und oberen Drautale zieht er von Haus zu Haus, begleitet von dem Schmied und seiner Frau. Unter großem Jubel der Umziehenden wird das unruhige Tier beschlagen und ergötzliche Reden begleiten diesen Vorgang.

Die einen Menschen darstellende Strohuppe, die letzte Binderin, die letzte Garbe versenkt man im Herbst ins Wasser oder begräbt sie. Vielfach findet man statt der Strohmann-Puppen aus Teig, Brot oder Korn. Die Tötung kann auch symbolisch erfolgen durch Besprengen mit Wasser. Als dann in vielen Gegenden die Herbstfeier beim Erntefeste ausblieb (Mannhardt, S: 356 ff.), lebten diese Gestalten doch in den Frühlingsbräuchen weiter. Der »Tod« am Lätaresonntag, der Maibaum und die darangehängte Menschenpuppe, der Grüne Georg, der Pfingstlümmler, sie alle werden eingegraben oder ertränkt oder, wie der Pflug mit den vorgespannten Mägden, wenigstens ins Wasser getrieben; auch kommt es vor, daß ein Roßschädel mit verschiedenen Beigaben besprengt und vergraben wird.

Mannhardt schließt daraus mit Recht, daß die gewaltsame Tötung des Menschen, der zu solchen Zauberhandlungen verwendet wurde, in einer fernab liegenden barbarischen Urzeit wirklich vollzogen wurde, und führt zum Verständnis des dabei maßgebenden Gedankenganges einige Bräuche an, die noch vor kurzem bei Saat- und Erntefesten wilder oder halbbarbarischer Völker in Übung standen:

Bei den Mexikanern wurde im Sommer zu Ehren der Göttin des welschen Korns und des Ackerbaues ein Fest gefeiert, wobei ein Weib als Darstellerin der Göttin tanzte und nachher geopfert wurde. Ähnlich ging es bei einem anderen Hauptfeste zu, welches der Göttermutter und Urheberin des Pflanzenwuchses galt. Das Leben primitiver Völker hängt fast vollständig von der Natur ab; daher beschreibt Mannhardt auch einfache Kultgebräuche bei wilden Indianerstämmen und wilden Völkern Afrikas, Indiens und Südamerikas.

Es ist eine bei allen Naturvölkern vorkommende Form des magischen Opfers, Menschen, vorzugsweise Sklaven, die eigens zu diesem Zwecke gehalten werden, unter rituellem Zeremoniell im Wasser zu versenken oder in der Erde zu vergraben, um sie den

göttlichen Mächten des Wachstums darzubringen. So ist auch die Tötung der Sklaven, welche den Wagen der Erdgottheit Nerthus bedienten, zu verstehen.

Durch die eben erwähnten Mai-, Pfingst- und Erntebräuche, bei denen einst Menschen statt der Strohleute, der Puppen aus Teig, Brot oder Laubgeflecht getötet wurden, erfahren die Zeugnisse über germanische Menschenopfer in der Urzeit eine starke Bereicherung. Immer waren es in der rohesten Form Opfer, welche einerseits den befruchtenden Regen auf die Pflanzenwelt herabzaubern oder den Befruchtungsvorgang, wie er sich alljährlich in der Erde vollzieht, auf magische Weise darsellen sollten (Mai- und Pfingstbraut), damit Mangel an Feuchtigkeit und darauf sich einstellende Hungersnot infolge schlechter Ernte von den Menschen ferngehalten würden.

Bei einzelnen Stämmen haben nun, was aus dem Mangel an historischen Zeugnissen hervorgeht, diese periodischen Menschenopfer spätestens in der letzten Zeit des Heidentums mildere Formen angenommen, während sie gewiß bei manchen, die in den Wogen der Ereignisse länger umgetrieben wurden, in die christliche Zeit hereinragen. Überall sah sich der primitive Mensch vom Tode bedroht. Boten wechselvolle Schicksale den Germanen auf ihren unstillen, jahrhundertlangen Wanderzügen wenig Sicherheit, so fühlten sie sich, auch wenn sie sich dauernd niederließen und Ackerbau betrieben, von denselben Mächten des Unglückes und Todes umfangen, eine Tatsache, die begreiflicher wird, wenn man sich die primitiven Wirtschaftsverhältnisse des deutschen Altertums ins Gedächtnis ruft. Auch bei selbsthafter Lebensweise trat von Zeit zu Zeit der gefürchtete Todesdämon dem Volke gegenüber.

Die mythologischen Forschungen haben ergeben, daß in den ältesten Glaubensvorstellungen der Germanen Wodan nicht Kriegsgott war (wozu er sich erst später entwickelte), sondern Seelengott, Führer der Abgestorbenen, deren Seelen als Luftgeister im Sturme einherfahren und die Lebenden bedrohen. Ihm fallen demnach auch die Seelen der Geopferten zu und man begreift daraus den auffallenden Umstand, daß die Geschichte des Menschenopfers bei den Germanen so innig mit dem Wodanglauben verknüpft ist, mit ihm sogar Hand in Hand geht.

Das Menschenopfer nahm ebenfalls, wie oben angedeutet wurde, unter dem veredelnden Einflusse einer höheren Kultur mildere Formen an. Man lernte das Menschenleben schätzen und die Germanen opferten daher schon vor der Völkerwanderung Leute, welche außerhalb des Rechtsverbandes standen: Sklaven, Verbrecher, Kriegsgefangene oder Leute, die nach altem sakralen Rechte der Gottheit angehörten. Häufig traten an die Stelle der Menschen Opfertiere; und als auch dies zu kostspielig wurde, Figuren, welche dem Menschen- und Tierleibe nachgebildet waren.

Der rosmaringeschmückte »Reindling«, der beim kärntnerischen Brechelfeste dem Schimmelreiter übergeben wird, ist unzweifelhaft als der letzte Rest eines Menschenopfers zu betrachten. Es war ein Mädchen, darauf weist heute noch der Name »Brechelbraut« hin; sie wurde dem Spender der Fruchtbarkeit, dem Erddämon zum Opfer gebracht. In einer weniger barbarischen Zeit ersetzte man das lebende Mädchen durch eine aus Backteig hergestellte menschenähnliche Figur, welche den Namen »Brechelbraut« beibehielt. War endlich der Sinn des alten Opfers und die Bedeutung des Backwerkes vergessen, so konnte die in Kärnten übliche Form des Festgebäckes, der Reindling (Festtagskuchen aus Weizenmehl) an seine Stelle treten, und heute zeugt nur mehr das Wort Brechelbraut von der einst menschlichen Trägerin dieses Namens.

Wer ist aber der Schimmelreiter, der die Braut abholt?<sup>1)</sup>

Wir haben einen sonderbaren Schimmelreiter schon als Karnevalsfigur im kärntnerischen Gailtale gefunden. Er wird dergestalt auch in Norddeutschland, Schlesien und Schwaben, in Sachsen und der Mark wie auf der Insel Usedom zur Erntezeit und um Martini umgeführt. (Weinhold, Weihnachtsspiele, S. 6 f.; Wuttke a. a. O., S. 20.) In mehreren Gegenden Deutschlands zieht in der Adventzeit ein vermummter Schimmelreiter durch die Dörfer. Beim Aufzug des Fastnachtsschimmels im Isarwinkel wünscht man: Wüetes Korn und Schadergold dran! In Altbayern erschien er noch vor wenigen Jahren auf dem Fastnachtsschimmel, den ein verkleideter Bursche einritt. (Sepp a. a. O., S. 260, Hauptschr. V, 472, Lessiak, Zs. f. d. A., 53, 172.) Die Wodansmythe ist zum Volksscherze geworden; der alte Sturmgott hat sich sogar zum christlichen Ritter Martin entwickelt; von diesem war ja durch den christlichen Kalender die Mantelsage bekannt. Sie macht ihn Wodan verwandt und bot für den Wodansmythus willkommene Anhaltspunkte.

Auch in dem kärntnerischen Brechelbrautritter verbirgt sich höchstwahrscheinlich diese alte chthonische Gottheit. In treuer, aber unbewußter Anhänglichkeit bewahrte der Kärntner Bauer sein Bild, wie es in alten Göttersagen gezeichnet ist. Ja sogar einzelne Züge in der Erscheinung des Schimmelreiters stimmen genau zu der Vorstellung, welche altnordische Quellen von Odinn überliefern. Dort trägt er zahlreiche Beinamen, die ihn als Wanderer, Wegkundigen, Weggewohnten, Weitgereisten kennzeichnen. (Grdr. der germ. Phil. III, 1072.)

Hat bei dem Aufzug des Brechelschimmels schon der Kutscher von der beschwerlichen, langen Reise und von dem in wilder Fahrt zerschellten Wagen erzählt (was die Vorstellung von dem auf einem Wagen fahrenden Wodan voraussetzt), so gibt sich der nachfolgende

<sup>1)</sup> Über Schimmelreiterbräuche und die Parallele Martin-Wodan vergl. besonders H. Pfannenschmid, Germ. Erntefeste, S. 240, 332 und 522, Hannover 1878.

Reiter mit feierlich ernstern Worten als Wesen zu erkennen, das hoch über der Erde dahinfliegt:

Ich reit herein durch Staw und Law (Staub und Laub),  
 Grüaß z'erst den Hausherrn und sei Frau.  
 Ich reit herein zum Brech'lföst,  
 Grüaß die Brech'lbrautmuatter und ihre Göst.  
 Über neun Älm reit ich herein,  
 Über tiefe Gräb'n und hoache Zäun'.

(Franzisci a. a. O., S. 80.)

Ein anderer formelhafter Eingang lautet:

Wia i enk dâ heisâmmen schau,  
 Grüaß i zuerst die Bröch'lfrau.  
 I reit dâher zum Bröch'lföst,  
 Grüaß die Bröch'lbrautmuatter, grüaß ihre Göst.  
 I reit über Älm'an, Gräb'n und Zäun',  
 Die Bröch'lbraut z'seg'n zan enk herein.

(Waizer, Kultur- und Lebensbilder, S. 118.)

Nach altgermanischer Überlieferung trägt Wodan einen weiten, wallenden Mantel und breitkrepfigen Hut. Beim Brechelfest in Kärnten hüllt sich der Schimmelreiter in einen weiten, faltigen, aus Linnen gebildeten Talar, während der Kopf mit einem niederen, weitrempfigen Hute bedeckt ist.

Die Fornmanna Sögur, die, wie die nordischen Volkssagas überhaupt, zum Teil die ältere Auffassung der Göttergestalten widerspiegeln (Grdr. III, 1072), erzählen, wie sich Odin bei einem Schmiede sein Roß beschlagen läßt und, nachdem er sich zu erkennen gegeben hat, über einen hohen Zaun setzt und in den Lüften verschwindet. Bei der kärntnerischen Brechelfeier wird während der Ansprache und Predigt des Brechelritters der Schimmel fleißig beschlagen. Ebenso erinnert er durch seine sechs Beine (er ist von drei Männern gebildet) an den achtbeinigen Sleipnir.

In der kärntnerischen Volksüberlieferung läßt sich an drei verschiedenen Stadien die Entwicklung der Vorstellungen von Wodan noch deutlich erkennen: auf einen Kult des unpersonifizierten Elements geht die Windfütterung zurück. Man opfert dem Winde, indem man eine hölzerne Schale mit verschiedenen Speisen auf einen Baum vors Haus stellt. (Wuttke, 430.)

Im Mölltale bringen die sogenannten Hazer oder Hazacher (Heuzieher) der Luft eine freiwillige Spende dar, denn gerade den Berglern erweist sie sich im Auftreten des lawinenlösenden Sturmes außerordentlich unheilvoll. Wenn die Schlitten mit dem Alpenheu beladen sind, werfen die Burschen vor Beginn der Talfahrt eine Handvoll Heu in die Luft und sprechen dazu:

Dâ hât d'r Wind sein Täl,  
 Er läß uns 's ändre mit Glück und Häl.

(Lexer, Kärnt. Wh., 140.)

Dagegen setzt ein Mölltaler Kinderspruch schon die Vorstellung vom personifizierten Winde voraus, der mit Roß und Wagen daherkommt und den Nebel verscheucht. Bei starkem Nebel sprechen die Kinder folgende Verse:

Neb'l, Neb'l ziach auf,  
Über die högst'n Köpf auf!  
Sist kint d'r Wind mit Roß und Wäg'n,  
Der werd den Neb'l bald ob'n hab'n.  
(Lexer, Kärnt. Wb., 197.)

Die Wörter Wodan und Wut gehen auf dieselbe Wurzel zurück. Als Gott der bewegten Luft, des Sturmwesens hat Wodan in der volkstümlichen Vorstellung sein dämonisches Wesen bewahrt. Ihm als dem Seelengotte steht das Recht zu, die Seelen geopferter Menschen für sich zu beanspruchen; als Seelengott geht er auf Seelenraub aus. In dieser Eigenschaft tritt er beim kärntnerischen Brechelfeste als Schimmelreiter auf, um die einer anderen Gottheit durch Tötung anvermählte Braut, das heißt ihre Seele zu empfangen.

Als Windgott besitzt er ferner Einfluß auf die Vegetation. Zum Wachstum der Pflanzen bedarf es, wie alte Bauernregeln lehren, des Windes: »Ohne Wind verscheinet das Korn; viel Wind, viel Obst.« In verschiedenen germanischen Ländern ruft man ihn bei der Ernte an und läßt ein Bündel auf dem Felde für sein Roß stehen. Im Mittwinter opferte man ihm zu diesem Zwecke in den Nordländern und flehte ihn um gutes Gedeihen der Ernte an. (Grdr. III, 1074.) Zog er schon seit der Ernte durch das Land (Herbststürme), so ritt er in der heiligen Zeit der Zwölften um Weihnachten als Seelenräuber und Spender der Fruchtbarkeit im Sturm über die Lande, begleitet von der Seelenschar. Nach faeröischem Mythos vermag er über Nacht ein Getreidefeld hervorzuzaubern. In ganz Kärnten begegnet derselbe als Wilder Mann wieder, nach dem Glauben der Leute ein großer, starker Mann mit einem breitkrepfigen Hut auf dem Kopfe, begleitet von dreifüßigen Hunden, mit denen er bei Nacht durch den Wald braust, als Luftzug mit der wilden Jagd durchs Haus stürmt, wenn die beiden Türen abends offen geblieben sind. Begegnet einem die Wilde Fåre, 's wilde Gjaid im Freien, so legt man sich zwischen den Wagengeleisen auf die Erde und sie geht über einen hinweg, ohne zu schaden.

Ein Kärntner Märchen bewahrt die Erinnerung an den alten Winddämon. Im Walde begegnen zwei Knaben einem ungeheuer großen Manne von wildem Aussehen. Er kommt mit ungeheurer Schnelligkeit auf sie zu, macht einen tiefen Atemzug, mit dem er die Knaben erfaßt und einatmet. Als er darauf niest, fliegen sie durch die Nasenlöcher wieder heraus.

Auf der einsamen Halde bei Maria Elend i. R. soll sich der Schimmelreiter besonders häufig zeigen. Dort sah mancher zur Weih-



nachtszeit nach dem Abendläuten einen Schimmel, der einen Karren zog. Darauf saß eine weiße Gestalt mit weitem Hute. Manchmal wird er auf dem Schimmel reitend getroffen. Der Wanderer schützt sich vor Schaden, wenn er, wie vor der Wilden Jagd, sich platt auf den Boden oder in die Wagenspuren legt.

Auch von seiner wunderbaren Gewalt über die Vegetation weiß die kärntnerische Volkssage zu berichten: Mitten im Winter kann er durch zwei »Blaser« Erd- und Himbeeren aus dem Boden zaubern. Ein armes Mädchen geht mitten im Winter in den Wald, um für seine kranke Mutter Himbeeren zu holen. Da kommt ein berittener Mann daher, ein Hifthorn an der Seite. Als er des Mädchens Wunsch erfährt, bläst er ins Horn, daß der Schnee nach allen Seiten auseinanderfliegt; es wird grün. Da bläst er ein zweitesmal und die Himbeerstauden fangen an zu blühen; und ein drittesmal, da zeigen sich allenthalben reife Himbeeren. Wie sich das Mädchen bedanken will, ist der Reiter verschwunden und Schnee bedeckt wieder den kaum noch grünenden Platz.

Und seine chthonische Natur verrät er dadurch, daß er wie die Berchtl nach Kindern verlangt und als Herr des Totenreiches auftritt.

Dieselbe Wundergestalt, welche über die Vegetation gebietet, vermag als Beherrscher der Seelen auch Menschen zu entrücken. Ein Mann stieß mitten im Winter auf dem Wege nach Schlatten, südwestlich von St. Jakob i. R., abends an ein Totenbein, das am Wege lag, warf es mit dem Fuße beiseite und sprach scherzend: »Bein, sei mein Gast!« Kurze Zeit darauf hielt er Hochzeit. Da erschien unter den Geladenen ein unbekannter Mann, der vorgab, auch geladen zu sein, und rief den Bräutigam vor das Haus. Da lag die Winterlandschaft plötzlich in vollem Frühlings schmucke vor den Blicken des erstaunten Bräutigams. Doch als er wieder zu den Gästen in das Haus kam, kannte ihn niemand mehr, und die Nachschau in den Kirchenbüchern ergab, daß er vor zweihundert Jahren spurlos verschwunden war. (Zeitschr. f. Vlk., Leipzig 1891, S. 206.)

Diese Vielseitigkeit seines Wesens trug dazu bei, daß Wodan in Kärnten und anderswo beim Erntefest seinen Platz erhielt. Besaß er als Personifikation des Sturmwindes und der alles durchdringenden Luft die Fähigkeit, das Gedeihen der Felder zu fördern, so schrieb ihm naiver Glaube ebenso die fürchterliche Macht zu, durch Entziehung seiner Gaben den Pflanzenwuchs zu stören und Hungersnot eintreten zu lassen. Steigt doch nach einem bekannten psychologischen Gesetz das, was man besitzt, bedeutend im Werte, sobald die Möglichkeit des Verlustes eintritt. Wind, Vegetation und Tod sind demnach nur verschiedene Kundgebungen einer und derselben Gottheit.

Beim mythischen Aufzug des Brechelschimmels bilden diese drei Begriffe ein unlösbares Ganzes. Haben die Dämonen das Vermögen, den Menschen zu beglücken wie zu verderben, so muß das

Letztere durch prophylaktische Opfer ferngehalten werden. Daher gibt man ein Menschenleben freiwillig hin, um den Dämon zufriedenzustellen und von sich die Hungersnot abzuwehren. So holte Wodan als Vegetations- und Seelengott die Seele der geopfertn Brechelbraut und verschwand mit ihr. Der Schimmelreiter verheißt nämlich, nachdem ihm die Brechelbraut übergeben ist, unermesslichen Reichtum, entfernt sich eine Zeitlang und kehrt ohne die »Braut« in den Saal wieder.

So sehr scheint sich die glückverheißende Bedeutung von da aus an die Gestalt des Brechelschimmels geknüpft zu haben, daß man ihn in Kärnten auch darstellt, um jemand zum Namenstage oder zur Hochzeit seine Glückwünsche auszudrücken; dabei fehlt auch der Schmied mit seiner Frau nicht; wohl aber der Schinder, der nur beim Brechelfest erscheint.

Gerade die letztgenannten scheinen nicht mehr in innerem Zusammenhange mit den Vorgängen beim Brechelfeste zu stehen und nur dem Bedürfnis nach komischen Zutaten, wie sich solche bei allen Volksspielen einstellen, entsprungen zu sein. Daß ursprünglich auch sie Hauptpersonen waren und eine gleich bedeutsame Stellung beim Feste einnahmen wie der Schimmelreiter und die Brechelbraut, dafür liefert, wie ich glaube, ihr Aussehen einen unwiderleglichen Beweis. »Die Schmiedin« wird dargestellt von einem Burschen, der sich in Weiberröcke steckt, einen Polster oder eine gefaltete Decke um den Leib bindet, so daß er in seiner Vermummung völlig einer Schwangeren gleicht. Die Sprünge dieser Frau wirken um so drolliger. Der Schinder wurde bereits früher beschrieben. Er trägt einen mächtigen Priap und vollzieht an dem schwangeren Weibe des Schmiedes den Zeugungsakt. Das weist auf einen uralten phallischen Kult, der hier in Verbindung mit dem Wodankult auftritt. Ein unvermischter Wodankult liegt beim Brechelfeste nicht vor, wie der Name »Brechelbraut« beweist. Dem Wind- und Seelengotte fallen zwar die Seelen aller Getöteten zu, nirgends aber erfährt man, daß Wodan Weiber geopfert wurden. Dazu kommen noch die eigentümlichen Vorrechte der Brechlerinnen, das einzigartige Vorwalten des weiblichen Elements beim Brecheln und dem Brechelfeste, was wieder den Gedanken an einen phallischen Brauch nahelegt.

Nicht zum Dank für den guten Ertrag der Flachsernte, sondern aus Furcht, daß die Volksgesamtheit der Hungersnot zum Opfer falle, wenn die Ernte schlecht ausfällt, beging man in alter Zeit das Fest. Ideen der Liebe und Zeugung knüpfen sich daran, deshalb trägt der stellvertretende Kuchen noch heute den Namen Brechelbraut und ist mit der bräutlichen Pflanze und den Symbolen der Fruchtbarkeit geschmückt wie der Mai- und Weihnachtsbaum. Die Brechelbraut war einst eine möglichst konkret gedachte Personifikation des Pflanzenwuchses, auf den man durch Versenken in Moor oder Wasser den

fruchtspendenden Regen herabzulocken meinte. Darauf weisen außer den Klöcklersprüchen noch die der »Brechelbraut« beigegebenen Flaschen hin.

Das Versenken des Mädchens trägt zugleich phallischen Charakter. Wie viele von Mannhardt untersuchte Frühlings- und Sommerbräuche aus alter Zeit, beruht auch diese Tötung eines Mädchens auf dem Parallelismus des Pflanzenwuchses mit dem menschlichen Leben. Indem man die »Braut« dem in der Erde wirksamen Wachstumsdämon übergibt, sie ihm durch Versenken oder Vergraben anvermählt, soll der in der Natur gewünschte, im nächsten Frühling eintretende Vorgang symbolisch vollzogen werden. Das Weib, welches dem Erdgotte hingegeben wird, soll von ihm gleichsam besät, befruchtet werden; es stellt das empfangende und gebärende Element der vor der Aussaat noch jungfräulichen Erde dar.<sup>1)</sup>

Als magische Handlung ist also auch der Zeugungsakt des Schinders aufzufassen. J. Grimm sagt über derartige Bräuche: »Der Phallusdienst, wie er unter vielen Völkern des Altertums verbreitet war, muß aus einer schuldlosen Verehrung des zeugenden Prinzips hergeleitet werden, die eine spätere, ihrer Sünde bewußte Zeit ängstlich mied.« (D. M. I, 176, Anm. 2.)

Der Generationsakt in Form von magisch-kultlichem Zauber reicht wie der Sonnenkult in die urarische Zeit zurück. Er wurde zum Beispiel schon im alten Indien geübt, um Regen zu gewinnen. Zu diesem Zwecke mußte ein Mitglied der Brahmanenkaste eine Weile wenigstens in sexueller Enthaltbarkeit leben. (L. v. Schroeder a. a. O., S. 77.)

Verbarrikadiert durch Bänke und Stühle wird die Brechelbraut aufbewahrt, bis der Schimmelreiter sie holt. Abgesondert von der Gemeinschaft harrete sie so wohl auch im Altertum ihres traurigen Loses, der Erde lebendig übergeben zu werden. Als Opfer gehört sie bereits der Gottheit an und steht über den gewöhnlichen Menschen. (Vergl. E. H. Meyer, Mythologie der Germanen, Straßburg 1903, S. 309.)

Dieser Sachverhalt ruft die Erinnerung an ähnliche Vorgänge bei nordischen Nerthusfesten wach. Auch dort spielen phallische Bräuche eine bedeutende Rolle und gehen neben Menschenopfern einher.

Aus seinem ursprünglichen Stammlande Dänemark und der Insel Seeland hat sich der Nerthuskult nach Norwegen und Schweden verpflanzt. Da der taciteische Bericht über den Nerthuskult mit dem des Dietmar v. Merseburg über die Opferfeier der Dänen in Lethra übereinstimmt, da weiter nach der Darstellung Adams v. Bremen die Opfer in Uppsala sich nahe berühren mit den von Dietmar geschilderten Vorgängen und beide wieder Verwandtschaft zeigen mit

<sup>1)</sup> Über die vielen Naturvölkern geläufige Auffassung des Weibes als eines Fruchtfeides siehe Mannhardt a. a. O., S. 560, Anm.

dem Freyrkult in Altuppsala, von dem die Olafs Saga Tryggvasonar erzählt, hat man schon längst geschlossen, daß jene skandinavischen Opferfeiern eine direkte Fortsetzung des Nerthuskults darstellen.<sup>1)</sup>

Dietmar v. Merseburg beschreibt ein großes dänisches Opfer, das alle neun Jahre um die Zeit des christlichen Epiphaniastages zu Lethra (auf der Insel Seeland) abgehalten wurde, wobei 99 Menschen und ebensoviel Pferde, Hunde und Hähne geopfert wurden. Bringt man diese Tatsachen mit dem Berichte des Tacitus zusammen, so ergeben sich große Unterschiede: Zu Lethra findet das Fest nicht jährlich, sondern mit neunjährigen Intervallen statt, der Umzug fehlt, der ursprüngliche Kern des Festes, die Opferung, steht im Mittelpunkt der sakralen Handlungen. Nahm so die Nerthusverehrung schon in ihrem alten Stammlande, auf Seeland, veränderte Formen an, so verschoben sich die Vorgänge in anderen Gegenden, wohin derselbe Kult drang, noch mehr.

Nach Adam v. Bremen galten die Opfer in Uppsala dem Thor, Wodan und Fricco (das ist der norw.-isl. Freyr) und bestanden aus je neun Häuptionern der ganzen männlichen Nachkommenschaft; auch hier wurden Menschen und Tiere im heiligen Hain aufgehängt. Daß aber auch ein phallischer Kult hier bestand, erfährt man aus der Olafs Saga Tryggvasonar: Das Bild des Freyr wurde im Spätwinter durch das Land geführt, begleitet von einem jungen Mädchen, seiner Priesterin. Sie galt als die dem Gotte der Fruchtbarkeit ehelich angetraute Frau, weshalb die Schweden große Freude empfanden und auf ein fruchtbares Jahr rechneten, als sie einst schwanger ward. Sie verkörperte eben, wie die kärntnerische Brechelbraut, die jungfräuliche Erde, welche vom Gotte befruchtet wird. In fernster Urzeit mag dieses Verhältnis der Priesterin zum Gotte kein anderes gewesen sein, als daß sie dem Gotte durch Versenken in Wasser oder Verscharren geweiht wurde. Erst später wird aus dem alljährlich erneuerten Opfermädchen die ständige Begleiterin des Gottes geworden sein.<sup>2)</sup> Die alte Auffassung aber bricht noch durch bei den Schweden auf Oestergötland; sie glauben, daß ein Mädchen, welches die Rolle der Maibraut gespielt, nicht mehr ehelichen werde. (Mannhardt, 432.) Natürlich, wenn sie bei der Feier getötet, dem Gotte vermählt wurde oder sich, wie später die Priesterin des Freyr, auf Lebenszeit dem Dienste ihres Gottes weihen mußte und dann überhaupt keine Vermählung mehr eingehen durfte.

Wo in Schweden der Freyrkult herrschte, finden sich jene heiligen weißen Steine, die den priapischen Kult bezeugen: so im südwestlichen Norwegen, so in Schweden.

Beim Brechelfest in Kärnten ist das hervorstechendste Attribut des Fricco-Freyr auf den Schinder übergegangen, während die dunkle

<sup>1)</sup> Ausführlich handelt darüber E. Mogk a. a. O., S. 633 ff.

<sup>2)</sup> Siehe R. M. Meyer, Altgerm. Religionsgeschichte, 1910, S. 207.

Erinnerung an die Priesterin, die den Gott begleitete und mit ihm vermählt war, in der Gestalt der Schmiedfrau fortlebt.

Die S. 159 f. erfolgte Beschreibung der drei sonderbaren Gestalten, welche den Einzug des Brechelschimmels in Kärnten ankündigen, drängt zu einem unmittelbaren Vergleiche mit der im Heiligtum zu Uppsala verehrten Götterdreiheit Wodan, Thor und Fricco. Spuren von Wodan zeigt der Kutscher, der durch Abspaltung von der Hauptgestalt, dem Schimmelreiter, entstanden ist und neben ihm als Personifikation derselben Naturerscheinung auftritt, und diesen haben wir bereits als Wodan erkannt. Der Schmied weist gewisse Merkmale der Gewitterdämonen, des alten Thor, auf, der Schinder ist durch den Priap als Spender der Fruchtbarkeit charakterisiert und wurde bis vor kurzem in Kärnten genau so dargestellt, wie Adam v. Bremen das Standbild des Fricco-Freyr in Uppsala schildert; ja er übte seine Funktion als befruchtender Dämon sogar aus.

Die Vorstellung von dieser Götterdreiheit ist nämlich wider Erwarten dem Kärntnervolke durchaus nicht fremd.

Da Thor-Donar fast bei allen Germanen Verehrung genoß, während gerade für den bairischen Stamm alle Zeugnisse fehlen (Mogk, *Myth.*, 355), gewinnen zwei kärntnerische Märchen Bedeutung, da sie einerseits wie eine verblaßte Erinnerung an jene Göttertrias aussehen, andererseits von einer Gestalt berichten, die ähnlich märchenhaft übertriebene Züge aufweist wie Thor in altnordischen Erzählungen, in denen sich die nordische Volksphantasie spiegelt. Wie nach nordischen Sagen die drei Asen sich leutselig zu den Menschen herablassen und bei ihnen unerkant einkehren, so heißt es in einem Kärntner Märchen (Francisci, *Märchen aus Kärnten*, S. 3): Bei Wind und Wetter kommen einst drei Männer zu einem armen Gärtner und bitten um Nachtherberge, der Luftgeist, der Erdgeist und der Feuergeist. Sie bieten sich ihm zu Gevattersleuten seiner drei Söhne an, welche schon einige Jahre alt und noch nicht getauft sind.<sup>1)</sup> Statt des Taufkleinods spenden sie ihm von ihren göttlichen Gaben: der Erdgeist segnet den Getreidegrant, damit die nährende Frucht nie abnehme; der Feuergeist segnet das Schatzgeld, der Luftgeist aber bläst seinem Schützling zum einen Ohr den Geist der Weisheit ein, während er das andere Ohr zuhält. Beim Abschiede geben sie dem Wirte zum Dank für die Herberge ein Kästchen mit Erde und eines mit Feuerflammen. Diese sollten ihm in mannigfacher Gefahr von Nutzen sein.

Wer vermöchte da den Vergleich mit jener anderen Trias zu unterdrücken: Odin, der Führer der Seelenschar und Windgott, zugleich im Besitze höchster Weisheit; Thor, der, wenn er gegen die Riesen fährt, Blitzfeuer als leuchtende Spur seines Wagens zurückläßt,

<sup>1)</sup> Sollte dieser Zug nicht darauf hinweisen, daß die Existenz solcher Gottheiten nur im Heidentum begründet sei?

und endlich Freyr, der nach der Prosa-Edda über Regen, Sonnenschein und Wachstum waltet? Doch das zweite Märchen ist noch mehr geeignet, unser Staunen zu erregen, da es deutlichere Wesenszüge der drei alten Götter bewahrt. Ein mutiges Mädchen, welches verkleidet durch die Welt zieht, stößt auf seiner Wanderung auf drei seltsame Gestalten, die sich ihm als Begleiter anschließen. Es fand sie in verschiedenen Situationen vor. Der eine hockte am Boden und hielt sein Ohr lauschend auf das Gras, er hörte die Flöhe husten und das Gras wachsen. Der zweite drehte im Walde einen großen Ochsen am Bratspieß und riß zur Unterhaltung des mächtigen Feuers links und rechts mit den Händen die größten Bäume aus. Dann verzehrte er den ganzen Ochsen. Der dritte hielt sich ein Nasenloch zu und blies aus dem anderen den Atem mit solcher Gewalt, daß er eine Mühle ohne Wasser in Bewegung setzte. Als das Mädchen einmal in einer Nacht einen Stadtgraben entwässern soll, da leert ihn der Ochsenverzehr auf einen Zug und löscht so seinen Durst. Der Mann mit dem kräftigen Atem schickt einem einfüßigen Eilboten einen heftigen Wind nach, der diesen pfeilschnell dahinträgt. Später bläst er den Verfolgern einen Sturmwind entgegen, während der baumstarke Ochsenverzehr von ausgerissenen Bäumen eine Brücke über den Graben schlägt und diesen mit dem Wasser anfüllt, welches im Stadtgraben gewesen war.

In märchenhafter Verkleidung treten uns hier die gleichen göttlichen Gestalten entgegen: Freyr-Fricco als Hüter des Pflanzenwuchses, als welcher er in Schweden um Erntesegen und Reichtum angebetet wurde. Noch leichter ist Thor zu erkennen, denn sein Bild in der Skaldendichtung stimmt fast Zug um Zug mit dem im letzten Märchen überein. Bei Thrym verzehrt er bekanntlich, als Braut verkleidet, einen Ochsen und acht Lachse und leert allein drei Tonnen Met. Nach der Hymiskvida verzehrt er zwei Ochsen. Bei Utgardaloki müht er sich vergeblich ab, das Meer auszutrinken, im Kärntner Märchen ist es nur mehr ein Stadtgraben. Er ist der Kraftvolle, Starke, weshalb sein Name in einer Inschrift in batavischen Landen als Hercules magusanus wiedergegeben wird. Diese Übereinstimmung seiner Wesenszüge vermöchte sogar nahezu legen, daß an seinem schnellfüßigen Gefährten noch Spuren von Thors Begleiter Thialfi zu erkennen seien. Der Einfüßler des Märchens wirft beim Laufen den einen Fuß über die Achsel und bewegt sich mit dem anderen so ungeheuer schnell, daß er in einer einzigen Nacht leicht den Weg von zwanzig Meilen zweimal zurücklegt. Der nordische Thialfi ist durch ein Vergehen in die Gefolgschaft Thors geraten; er ist das schnellste aller Wesen und nur er nimmt den Wettlauf mit Hugi, dem Gedanken, auf. (Mogk, 358.)

Der dritte endlich, der Windgewaltige, weist unverkennbare Verwandtschaft mit dem Wind- und Sturmgott Wodan-Odin auf.

Nicht nur also, daß diese Wesen des Märchens hier wie im Norden zu einer Dreiheit verbunden sind, stimmen sogar Einzelheiten trefflich zu jenen bisher nur aus Skandinavien bekannten Mythen. Dies im Verein mit anderen Umständen kann unmöglich bloß als Werk des Zufalles gelten, sondern drängt selbst dem Laien die Frage auf nach dem Woher und Wie.

Der uralte Charakter des kärntnerischen Festes wird noch erhärtet durch einen anderen Umstand. Mannhardt erörtert in seinem unerschöpflichen Buche auf Seite 54 ff., wie aus dem belebten Baum der vom Schutzgeist des Einzelnen wie der Familie beseelte Schutzbaum hervorgegangen ist und dieser in der spekulativen Phantasie der Skalden zum Weltbaum Yggdrasil wurde. Er erblickt mit Recht im schwedischen Vårdträd das einfache Urbild dieses Weltbaumes und weist darauf hin, daß der bei Adam v. Bremen, de situ Dan. IV, 26, Schol. 134, erwähnte immergrüne Baum unbekannter Art den Schutzbaum des Götterhofes in Uppsala vorstellte. Als solcher Schutzbaum des heiligen Bezirkes war er zugleich ein Abbild des Universums. Die Stelle lautet: *Prope templum est arbor maxima late ramos extendens aestate et hyeme semper virens. Cujus illa generis sit, nemo scit. Ibi etiam est fons, ubi sacrificia paganorum solent exerciri etc.* Noch im 11. Jahrhundert stand neben dem Hause der Götter und dem Privathause ein Vårdträd, womöglich neben einem Quell, in dem man Gaben für die Gottheit versenkte.

Wir trauen unseren Augen kaum, vor dem kärntnerischen Brechelhause am Tage des Brechelfestes einen solchen Baum zu erblicken, in dessen Wipfel ein mit Werg umflochtener Blumenstrauß prangt. Er stellt die neue Lebenskraft der Natur, den Wachstumsgeist an und für sich dar; er versinnbildet das Leben der Erde, das man für das nächste Frühjahr erhofft, und zeigt an, was der Brauch in alter Zeit bezweckte.

Ich stehe nach dem Gesagten nicht an, dem von Tacitus geschilderten Nerthusfest und dem aus dem Ende des Heidentums im Norden bezeugten Mittwinterfest zu Ehren des Fricco-Freyr im Süden des germanischen Sprachgebietes das Kärntner Brechelfest als herrliches Seitenstück anzureihen. Die Vermutung Müllenhoffs bestätigt sich glänzend, daß dem Nerthusfest im Frühling, von dem Tacitus berichtet, einst eine Herbstfeier gegenübergestanden hat. (D. A. IV, 214.)

Die bedeutsame Ähnlichkeit zwischen den kärntnerischen Brechelbräuchen und der in Skandinavien erhaltenen Fortsetzung des Nerthuskults kann nur so erklärt werden, daß der alte, vom Tacitus überlieferte Nerthuskult schon in seinem Mutterlande ähnliche Formen angenommen hatte, in denen er später nachweislich in Skandinavien und Kärnten auftritt, und die Stämme, welche seine Träger waren, sich im 4. Jahrhunderte spalteten: der eine Teil zog nach dem Norden und bewahrte dort in treuer Überlieferung den Brauch, wie sie ihn

aus der Heimat gebracht hatten, während andere Nerthusvölker ihn ebenso unverändert nach dem Süden übertrugen.

Noch erübrigt freilich die Frage, mit deren Beantwortung unsere Deutung steht oder fällt. Lassen sich irgendwie Verbindungsfäden finden, die von Kärnten zu solchen Völkern führen, welche nachweislich Nerthusverehrer gewesen sind? Und wie ist die beim Brechel-feste so auffallende Verquickung des Nerthus- mit dem Wodankult zu erklären? Es gilt eben gleich, wie Müllenhoff sagt, mögen wir es mit elementaren oder künstlerisch ausgebildeten Mythen zu tun haben; wir dürfen sie nicht von der Stelle rücken, an die sie die Überlieferung setzt.

In Norddeutschland haben der Vanenkult und die Erzählung vom Vanenkrieg ihren Ursprung. Die Vanen kennen wir bisher nur aus der nordischen Überlieferung, ihr Name wie ihre Verehrung scheinen in Süddeutschland verschollen.

Auf der kimbrischen Halbinsel, an der Küste der Nord- und Ostsee und den vorgelagerten Ostseeinseln, westlich ungefähr bis zur Weser, nach Osten bis zur Oder muß die Kultvereinigung jener Völker einst gewohnt haben, welche die Stammgottheit Nerthus mit dem Stammesheiligtum auf Seeland verehrten. Im Kult und Mythos wurzelt der Name dieser großen Völkergemeinschaft, die nach Tac. Germ. 2 die Gesamtbezeichnung Ingwäonen trägt.

Schon unter den noch ungeteilten Ingwäonen muß die ursprüngliche Stammesgottheit in mehrere Gestalten zerflossen sein, wie man aus den isländisch-norwegischen Namen Yngvi-Freyr, Ingunar-Freyr erschlossen hat, Namen, die nach Dänemark, als dem Heimatlande des Freyr-Kults, weisen. Aus dem gleichen Grunde hat man für den Stammvater der Ingwäonen die dem Freyr entsprechende Gottheit erklärt und den Ausdruck Freyr, das ist Herr, für ein Epitheton des Himmels- und Sonnengottes Tíwaz gehalten.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Was oben Seite 164 ff. über die mutmaßlichen Reste eines Sonnenkultus im kärntnerischen Schimmelreiteraufzug gesagt wurde, stimmt somit auf das schönste zu den längst als gesichert geltenden Ergebnissen der vergleichenden Mythenforschung. Freilich darf man, besonders wo zwei bratte Glaubenschichten übereinanderliegen und teilweise ineinanderfließen wie hier, nicht strenge Folgerichtigkeit in der Ausgestaltung einzelner Momente finden wollen; das findet sich weder im Volksglauben noch im Kultus früherer Zeiten. So ist es daher kein Wunder, wenn der Schimmelreiter, der aus dem jüngeren Asenglauben stammt, Züge vom älteren Lichtgotte Tíwaz-Freyr übernommen hat, während umgekehrt der Schmied charakteristische Merkmale Freyrs (den Priap) aufweist und die alte Sonnenbraut (Brechelbraut) nicht als Priesterin Freyrs auftritt wie im Norden, sondern dazu dient, den schon im alten Sonnenkult liegenden Gedanken von der Fruchtbarkeit auszudrücken, was im gegenwärtigen Volksbrauche auch bei der Schmiedin der Fall ist. Die Verschmelzung der zwei Kulte aber wurde erleichtert, weil sie beide in der Vorstellung münden, daß sowohl der Sonnengott im Seelenparadies über die Verstorbenen waltet, welche nach dem Tode in der Sonne wohnen, als auch der Sturmgott Wodan ein Totenreich beherrscht, und jeder seinerseits wieder Einfluß auf die Vegetation besitzt.



Der Göttin Nerthus sei einst ihr Bruder und Gemahl zur Seite gestanden, der in Upsala als Fricco, in Island und Norwegen als Freyr und Njörðr dann sein weibliches Gegenstück vollständig verdrängt habe. (Müllenhoff, D. A., IV., 469.) Tatsache ist aber nur, daß in mythologischen Dichtungen, wie so häufig, Erscheinungsformen einer und derselben Gottheit durch Dichter in ein Verwandtschaftsverhältnis gebracht werden, daß Njörð als Vater des Freyr erscheint und diesem eine Schwester Freyja zur Seite tritt. Das Band, welches diese Götterfamilie umschließt, ist ihre gleichartige Wirkungsweise: alle sind Spender des Reichtums, der Fruchtbarkeit, des Glückes und werden angerufen um Frieden und Erntesegen. Sie gehören dem Göttergeschlechte der Vanen an. Für vollständig unglaublich und unverbürgt halte ich aber die Verwandlung einer weiblichen in eine männliche Gottheit, wie man dies von Nerthus aus verschiedenen Gründen behauptet. Wir werden durch die Tatsachen eher auf einen anderen Weg gewiesen und gelangen zur Ansicht, die schon andere vorgebracht haben: daß in Nerthus von Haus aus eine männliche Gottheit sich verbirgt.

In dem taciteischen Berichte steckt manche Ungenauigkeit, besonders die starke, wahrscheinlich unbewußte und fälschliche Gleichstellung des Nerthuskults mit dem der phrygisch-römischen Cybele oder Magna mater. (S. Mannhardt, W. u. Fk. I., 571 ff.) Und ist es nicht eine noch heute ungeklärte Frage, ob der Name Nerthus die Bedeutung eines Maskulinums oder Femininums besitzt, eine Frage, die man dem taciteischen Berichte zuliebe gern im zweiten Sinne beantwortet? Fiel es nicht ferner schon auf, daß Menschenopfer sonst nur männlichen Gottheiten dargebracht wurden und daß dieselbe Gottheit Nerthus im Norden nur in männlicher Gestalt bekannt ist, und müssen nicht alle diese Umstände zu gerechtestem Zweifel anregen? Entspricht meine Auslegung des kärntnerischen Brechelfestes den Tatsachen, so würde auch dieses Zeugnis die ältere Annahme erhärten, daß Nerthus nicht nur im Norden erst sich zur männlichen Gottheit entwickelt hat (wie Mogk meint, infolge der erstarkten königlichen Gewalt bei den skandinavischen Völkern), sondern daß sie den nach Norden abrückenden Nerthusstämmen nur als solche bekannt war. (Über die Etymologie von Nerthus siehe die ausführlichen Angaben bei Mannhardt und Schönfeld, Wb. der altgerm. Personen- und Völkernamen, S. 171.)

Zu diesen gewichtigen Bedenken gesellt sich eine andere Erwägung, die bisher noch nicht angestellt wurde.

Nach Tacitus waren folgende Völker Nerthusverehrer: Die Reudigner (im heutigen Holstein); die Avionen (auf den Nordseeinseln, in den Ditmarschen, um Eiderstedt); die Angeln (in Jütland und Schleswig) und eine uralte Abteilung desselben Volkes, die Variner; die Eudosen (ebenfalls auf der kimbrischen Halbinsel); die Suardonen

und Nuithonen (wahrscheinlich ganz oben im Norden); ihnen sind noch die bei Tacitus nicht erwähnten Haruden (unterhalb der Suardonen) beizuzählen, auf die ich später zurückkomme. Am linken Ufer der unteren Elbe saßen damals auch die Langobarden. Dort fand sie Tiberius auf dem Feldzuge des Jahres 5 n. Chr., dazu stimmen die Angaben des Strabo und Ptolemäus und des Tacitus, der sie unmittelbar vor den Nerthusvölkern nennt.

Die Langobarden nun waren von Haus aus Wodanverehrer, sie nennen sich nach ihrem Stammgott Langbärte: *Langobardi a longis barbīs vocitati*. (Otto Fris., *de gestis Frid.* 2, 13). Odin hieß in nordischer Überlieferung *langbarðr*, *hárbarðr*, also tragen die Langobarden einen Kultnamen. Von ihnen berichten weiter die *Origo gentis Lang.* und die *Hist. Lang.* des Paulus Diaconus, daß sie früher *Winiler* geheißen und unter der Führung des Ybor und Agio durch ihres Stammgottes Gwodan Eingreifen einen Sieg über die von Osten andringenden Vandalen erfochten, worauf sie durch die bekannte List der Gemahlin Gwodans Frea von jenem den Namen Langbärte erhalten hätten.

Diese mythisch gefärbte Erzählung hat Mogk (*Germ. Myth.*, Samml. Göschen, 1906, S. 82) neu gedeutet: *Winiler* bedeute nicht den alten Namen für Langobarden, sondern sie seien ein von ihnen unterworfenes oder aufgenommenes Volk, welches den Vanenkult pflegte. Und so gewänne man auch für die um 950 von einem Isländer gedichtete *Völuspa* einen sachlichen Hintergrund.

Hier beschwört Odin eine ins Übermenschliche gehobene *Völva*, sie muß ihm Rede stehen und erzählt die Schicksale der Welt, des Götter- und Menschenlebens. Ihre Erinnerung reicht bis in die Urzeit zurück und so gedenkt sie auch des mythischen Kampfes zwischen Vanen und Asen, wodurch der anfangs durchaus glückliche und friedliche Zustand der Welt dauernd getrübt worden und ein Zwiespalt unter den Menschen ausgebrochen sei, der seitdem alle Weltgeschichte durchzieht und nur mit dem allgemeinen Untergange enden kann. Zwischen den Göttern aber sei der Kampf durch einen Vertrag geschlichtet worden. Die Vanen stellten *Njörd* und *Freyr* als Geiseln, die Asen den schönen, großen *Hönir* und den weisen *Mimir*. Beide Vanengottheiten nahmen seit diesem Kampfe unter den Asen eine Sonderstellung ein und genossen ihre eigene Verehrung.

In der isländischen gelehrten Skaldendichtung erhielt also die Verschmelzung zweier Kulte, die ursprünglich einander fremd waren und durch die Vermischung zweier verschiedener Stämme erfolgte, mythisches Gewand, die Form eines Göttermärchens. Von Norddeutschland aus mag diese Erinnerung mit dem Vanenkult am Anfang des 4. Jahrhunderts durch die Kulturströmung, die nachweislich ihre Wogen bis nach Norwegen und Schweden ergoß, nach dem Norden gekommen sein.

Will man schon auf diese an und für sich glaubhaft klingende Erklärung weniger Wert legen, so sollen uns doch die geschichtlich erwiesenen Tatsachen zur Überzeugung bringen, daß bei den Langobarden sich die Asen-(Wodan)verehrung mit dem Vanenkult verschmolzen haben könne.

Zu den angeführten Zeugnissen über die Nachbarschaft der Langobarden mit Vanenvölkern tritt als Ergänzung eine andere Nachricht, die erhalten ist in einer Handschrift zu Gotha, welche wahrscheinlich von einem langobardischen Geschichtsschreiber des beginnenden 9. Jahrhunderts unter Karl dem Großen in Italien hergestellt wurde. Der Verfasser erzählt in einem dem langobardischen Gesetzbuche vorausgeschickten geschichtlichen Abriß, die Langobarden seien zuerst am Ufer des vindilischen Stromes (Ostsee) gesessen. Von da seien sie aufgebrochen und hätten sich in Skatenan (am Ufer der Elbe) niedergelassen.

Waren also die Langobarden jahrhundertlang Nachbarn von Vanenverehrern, so ist nichts natürlicher, als daß eine Vermischung ihres Stammeskults mit dem Vanenkult eintrat. Die Vanenverehrung übernahmen sie von Nachbarvölkern, die sie teils unterworfen, teils friedlich sich angegliedert hatten.

Ist aber wirklich der Fricco-Freyrkult vermischt mit dem Wodankult durch die Langobarden nach dem Süden gebracht worden, so schließt das noch nicht ein, daß auch bei ihnen, als sie von den Nerthusvölkern abgezogen waren, sich erst dieselbe Wandlung der weiblichen zu einer männlichen Gottheit vollzog; es gewinnt vielmehr die oben ausgesprochene Vermutung den Schein der Wahrheit, daß sie eben Nerthus (Fricco) schon als männliche Gottheit übernommen und in treuer Überlieferung nach dem Süden gebracht haben.

An der unteren Elbe, wohin sie wahrscheinlich von Skandinavien gekommen, blieben die Langobarden bis um die Mitte des 4. Jahrhunderts.<sup>1)</sup>

Durch die allgemeine Völkerbewegung ergriffen, verließen sie notgedrungen ihre Heimat (vergl. den Bericht zu Anfang der Hist. Lang. von Paulus Diaconus, wo das Ganze, wie später stärker bei Saxo Grammaticus, sagenhaft ausgeschmückt erscheint) und zogen südostwärts weiter ins Binnenland, was sich aus den übereinstimmenden Zügen in den ebenfalls sagenhaft gefärbten Berichten im Vorwort zum Gesetzbuch des Königs Rothari und der Erzählung in der Gothaer Handschrift ergibt. Zu Anfang des 6. Jahrhunderts mögen sie nach Pannonien gelangt sein, welches Land sie nach

<sup>1)</sup> Für diesen Teil der Arbeit dienten außer der Langobardengeschichte des Paulus Diaconus folgende Werke als Hilfsquellen: F. v. Krones, Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer, Stuttgart 1889; G. Strakosch-Graßmann, Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn, I, Wien 1895; O. Kammel, Die Anfänge deutschen Lebens in Österreich, Leipzig 1879.

mehreren mörderischen Schlachten gegen die Gepiden und den von ihnen selbst zu Hilfe gerufenen Avaren ausweichend 568/69 verließen, um in Italien eine neue Heimat zu finden.

Mag es immerhin als unerwiesen gelten, daß sie, dem Rufe des Narses folgend, Kärnten auf ihrem Marsche nach Italien berührten, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß sie Friaul besetzten und von dort aus auch die Geschichte des benachbarten Kärntnerlandes maßgebend bestimmten. In Forojuli (Cividale) ließ nämlich Alboin seinen Neffen Gisulf mit einer Anzahl auserlesener Fürsten, die dieser selbst wählen durfte, zur Sicherung der Nordgrenze Italiens zurück. Das war die erste langobardische Provinz und der Machtbereich der friaulischen Herzoge hat sich nachweislich bis hinauf in das Drau- und Gailtal erstreckt. Hier entwickelten sie eine respektable Macht und suchten sich wiederholt gegen ihren König zu erheben, um ein von Italien unabhängiges Reich zu gründen, einigemal sogar mit Verachtung der Stammeszugehörigkeit, indem sich einige Herzoge insgeheim mit slawischen Stämmen verbanden und sie zu Einfällen in das Langobardenreich verlockten.

Die Slawen der südlichen Alpenländer, die seit dem 6. Jahrhundert in unseren Gegenden auftreten, versuchten überhaupt unter dem Drucke häufiger Einfälle avaro-slawischer Stämme oft ins friaulische Lehensherzogtum der Langobarden einzudringen, wurden aber teils durch kriegerische Unternehmungen zurückgewiesen, teils als friedliche Kolonen unter den Langobarden angesiedelt. Schon vor 610 hatten sich Slawen auf einem zum langobardischen Herzogtum Friaul gehörigen Gebiete angesiedelt, wofür sie eine Abgabe entrichten mußten. Dieser Vorgang wird sich bei dem steten Bestreben der Slawen, nach dem Süden vorzudringen, noch oft wiederholt haben.

Von Kämpfen zwischen beiden Völkern weiß die Geschichte seit Gisulf und seinen Söhnen bis zum Untergange des Langobardenreiches in Italien zu berichten. Daß es dabei auch zu Vorstößen der Langobarden gegen die Slawen in Krain und Kärnten kam, ist selbstverständlich. »Die zeitweilige Unterjochung des slowenischen Gailtales durch die Friauler Langobardenherzoge,« sagt Krones (a. a. O., S. 325), »läßt sich topographisch begreifen, und dies umsomehr, da ja das heutige Görzer Gebiet zum Herzogtum Friaul gerechnet werden muß und das zwischen Friaul und Görz eingekeilte Südkärnten — mit den alten Gebirgswegen einerseits durch die Fflitscherklause (Oberstufe des Isonzotales), andererseits durch das Fellatal (Pontebba-Pontafel) ins Görzische und Friaulerland — noch heute romanischen Typus offenbart, der es Friaul und Görz verwandt erscheinen läßt.« Dies erfährt eine gewisse Bestätigung durch die spätere Gebiets-einteilung, nach der ein Stück von Oberkärnten und ein beträchtlicher Teil Unterkärntens südlich der Drau seit dem Jahre 811 sicher zu Friaul gehörte.

Wie stark in Friaul das langobardische Element vertreten war, ergibt sich aus dem Umstande, daß es hier noch im 11. Jahrhundert Leute gab, welche nach dem Rechte der Langobarden gerichtet sein wollten — eine deutliche Erinnerung an ihre Herkunft. Bis ins 12. Jahrhundert hinein, da die Langobarden schon längst romanisiert waren, standen hier noch Institutionen des langobardischen Rechtes in Anwendung. So dürften sich auch noch lange in die Karolingerzeit hinein langobardische Sitten und Gebräuche in Friaul und dem angrenzenden Kärnten unter der germanisch-slawischen Mischbevölkerung gehalten haben. »Derartige Einrichtungen haben in ihrer Anwendung und Ausübung den Bestand der langobardischen Nationalität und selbst den des langobardischen Rechtes um Jahrhunderte überlebt.«

Eine Abhilfe gegen die unaufhörlich nach Süden drängenden Slawen konnten die Friauler Herzoge nur durch eine Unterjochung und dauernde Überwachung der Grenzländer (Kärnten und Krain) schaffen. Denn trotz der häufigen und langen Kämpfe zwischen Langobarden und Slawen auf friaulischem und krainischem Boden ist doch auch hier friedliche Ansiedlung vorauszusetzen. Die Quellen erzählen nur von kleinen und kleinlichen Fehden an den Grenzen, und doch streifen sie gelegentlich (wie oben erwähnt) die Tatsache, daß größere Scharen von slawischen Kolonen unter Wahrung ihrer Abhängigkeit von den Langobarden angesiedelt und kultiviert wurden. In ähnlicher Weise hätten schon vorher die Römer größere und kleinere germanische Scharen in ihr Reich aufgenommen.<sup>1)</sup>

In solchem Zustande übernahmen die Karolinger diese Länder, als auch Baiern sich der starken fränkischen Macht fügen mußte und die karantanischen Slawen mit dem Lehensherzogtum Friaul unter das Szepter Karls des Großen gelangten.

Zwar suchten sich die Slawen Kärntens auch gegen diese Seite kräftig zu wehren, gerieten aber doch schon gegen die Mitte des 8. Jahrhunderts in dauernde Abhängigkeit von Baiern (und nach dem Sturze Thassilos von den Franken), wenngleich sie unter Karl dem Großen noch ihre eigenen Herzoge behielten. Erst nachdem die slowenischen Herzoge durch bairische Grafen ersetzt waren und Kärnten in das Verwaltungsgebiet der Ostmark kam (824), begann die tiefere Durchdringung der slawischen Völker in Kärnten mit fränkisch-bairischem Volkstum. Deutsche und slawische Kolonen leben nun in friedlichem Einvernehmen nebeneinander und teilen sich in den Grundbesitz, ebenso gemischt ist die Landesverwaltung. Das Gleiche wie von den Ortsnamen gilt von den Volksbräuchen: sie können »nur dann von einer Bevölkerung auf die andere übergehen, wenn eine Zeitlang ein friedliches Nebeneinanderwohnen

<sup>1)</sup> Teilweise wörtlich nach Strakosch-Graßmann, 360 ff.

beider stattgefunden hat«. (A. v. Jaksch, Über Ortsnamen und Ortsnamenforschung, Klagenfurt. 1891.)

Wir kommen zum Schlusse dieser historischen Betrachtung, als deren Ergebnis ich folgendes festlegen möchte:

Bei der Jahrhunderte dauernden friedlichen Nachbarschaft, die nachgewiesenermaßen in Friaul und Kärnten zwischen Langobarden und Slawen einerseits und später zwischen diesen und den von Bayern kommenden deutschen Ansiedlern andererseits bestand, kam es in diesen Ländergebieten zu einer eigenartigen Mischung, Weiterzerteilung und Verschmelzung germanischer und slawischer Elemente. Das Gepräge der hier sich niederlassenden Stämme zersetzte sich fast vollständig. Parallelerscheinungen bietet die Geschichte der Länder, welche zur Völkerwanderungszeit besiedelt wurden, in großer Menge. Die Kreuzung der Nationalitäten schritt unaufhaltsam vorwärts und als Folge davon die gegenseitige Beeinflussung in Sprache, Sitte, Brauch und Denkungsart. Gefördert wurden alle diese Vorgänge durch die gemeinsamen Wirtschaftsverhältnisse, das Klima und die Bodenbeschaffenheit des Landes Kärnten. Aber mit der gegenseitigen Durchdringung und Aufsaugung der einen Nation durch die andere wurden religiöse Vorstellungen und Volksbräuche nicht mitgetilgt, sondern lebten in der Mischbevölkerung, die sich in Friaul und Kärnten vom 7. bis 9. Jahrhundert bildete, weiter als Gewohnheiten, deren Ursprung vollkommen in Vergessenheit geraten war; die von Baiern seit dem 9. Jahrhundert kommenden Ansiedler mögen wohl manchen Brauch, manche Sitte mit einem gewissen Grundstock von älteren heimischen Glaubensvorstellungen mitgebracht haben, fanden aber gerade im kärntnerischen Lande südlich der Drau andere vor, die sie sich allmählich werden zu eigen gemacht haben, zumal ihre eigenen religiösen Anschauungen zu dieser Zeit durch das im Karolingerreiche herrschende Christentum die beste Lebenskraft verloren hatten. Spätere Völkernachschübe in großen Massen sind in Kärnten nicht mehr erfolgt, vielmehr vermehrte und verzweigte sich die so entstandene Mischbevölkerung aus sich selbst, ohne daß bis in die neueste Zeit einschneidende politische Umwälzungen (abgesehen von der vorübergehenden Franzosenherrschaft) die hier entstandene germanisch-slawische Mischkultur unterbrochen oder zerstört hätte.

Seit unter der Karolingerherrschaft die slawischen Teile Kärntens durch die Baiern und andere Germanenstämme, welche sich jenen anschlossen, kolonisiert wurden, ist bis auf unsere Tage das Zusammenleben der germanischen und slawischen Stämme des Landes friedlich geblieben, wobei die Slawen, wie überall, wo sie mit Germanen zusammenwohnten, in ihrer Kultur gefördert wurden und meist der empfangende Teil waren.

Es trat jedoch nicht selten der Fall ein, daß zum Beispiel Verhältnisse des geistigen Besitzstandes der Deutschen, Lebensgewohn-

heiten, charakteristische Formen des Häuserbaues und mancher Ackergeräte bei diesen im Laufe der Zeit infolge geänderter wirtschaftlicher, politischer und religiöser Zustände verloren gingen und sich unter slawischer Decke viel reiner erhielten. So erging es wahrscheinlich auch den Brechelbräuchen, welche von der slawisch-germanischen Mischbevölkerung wieder auf die später gekommenen Deutschen übergingen. (Vergl. K. Rhamm, *Urzeitliche Bauernhöfe in germanisch-slawischem Waldgebiet*, 1908.)

Daß endlich das Brechelfest von Deutschen Ober- und Unterkärntens wie von Slawen des Unterlandes in gleicher Weise begangen wird, findet seine Erklärung in der eigenartigen topographischen Beschaffenheit Kärntens. Es bildet gewissermaßen eine geographische Einheit: im Norden und Süden von hohen Gebirgszügen begrenzt, im Osten und teilweise auch im Westen von einem solchen abgeschlossen, hat es eine von der Natur hergestellte Verbindungsstraße in dem das ganze Land von Westen nach Osten durchziehenden Drautal, von dem wieder die Zugänge nach dem nördlichen Teile durch die Flußläufe der Möll und Liser, die Becken des Millstätter- und Osiachersees, die Täler der Gurk und Lavant hergestellt werden, während den südwestlichen, nach Friaul geöffneten Zipfel des Landes die bei Villach in die Drau mündende Gail erschließt. Eine Übertragung der Volksbräuche von den friaulischen Slawen und denen des Gail- und Drautales auf die im Nordwesten und Westen wohnenden Stammesbrüder fand um so leichter statt, als das Gefühl der Stammverwandtschaft sie immer eher auf diese ihnen näherwohnenden Kärntner als die Krainer Slawen weisen mußte, von denen sie immerhin durch schwer zugängliche Gebirgswege getrennt waren. Nur unter so eigenartigen geschichtlichen Verhältnissen und für den Fortbestand einer alten Sitte so außerordentlich günstigen Umständen, wie sie in den obgenannten Gebieten walteten, war es möglich, daß der alte Nerthuskult, ein im Süden germanischen Sprachgebietes sonst gänzlich erstorbener Zweig des alten Volksglaubens, hier eine späte Nachblüte trieb.

Was nun das Auftreten des Nerthuskults im Gefolge des Flachsbaues betrifft, so möchte ich behaupten, daß diese auffallende Verbindung ebenfalls von den Langobarden herrührt.

Über ganz Germanien war nach Tacitus' *Germania*, 17, der Flachsbaum und die Herstellung von Leinenkleidern verbreitet; ebenso ist das Linnen als Volkstracht nordischen Ursprungs. Sicher waren die Langobarden schon an der Elbe Flachsbauer gewesen und fanden die Flachskultur auch in Pannonien vor. Ein sonderbarer Zufall ist es jedenfalls, daß gerade von ihnen uns eine auf den Flachsbaum bezügliche Episode mitgeteilt wird. (*Hist. Lang.* I, 30.) In den fruchtbaren Gefilden Pannoniens kam es zu Beginn des 6. Jahrhunderts zwischen

Langobarden und Herulern zu einem mörderischen Entscheidungskampfe, in welchem diese, wie vom Schicksal verblendet, die blau-bühenden Flachselder für Gewässer hielten und sie mit ausgebreiteten Händen zu durchschwimmen suchten. Dabei wurden sie von den kampftüchtigen Langobarden jämmerlich niedergehauen.

Wenn früher nicht, so haben die Langobarden den Flachsbau vielleicht durch die Haruden kennen gelernt.<sup>1)</sup> Größere Anpflanzungen von Flachs werden sie überdies in den fruchtbaren, fluß- und kanalreichen Ebenen der Lombardei und Veneziens angetroffen haben. Paulus Diaconus erzählt auch, daß sie meist Linnengewänder trugen wie die Anglisaxones. (Hehn, S. 149.)

Nur bei einem Volke, in dessen wirtschaftlichem Leben der Flachs eine hervorragende Stellung einnahm, konnte sich ein so altertümlicher und tief im religiösen Denken des betreffenden Stammes wurzelnder Brauch, wie es die jährliche Nerthusfeier im Herbst war, gerade an den Flachsbau knüpfen. Und klingt es nicht wie eine verblaßte Erinnerung an diese Erscheinung, wenn wieder im skandinavischen Norden, der ja von Norddeutschland aus nicht nur teilweise besiedelt, sondern in seiner Kultur nachhaltig angeregt worden ist, ein Eddagedicht zu erzählen weiß, daß jährlich zur Zeit der Flachs-ernte im Spätsommer die Götter bei dem Meergotte Ägir ein Trinkgelage hielten? Von Norddeutschland, der kimbrischen Halbinsel, dem Gebiete der unteren Elbe, als dem Ursitze der ingwäonischen Völker, muß der Nerthuskult nach Skandinavien gelangt, durch die Langobarden aber nach dem äußersten Süden des heutigen deutschen Sprachgebietes verpflanzt worden sein.

<sup>1)</sup> Es gewinnt sogar den Anschein, daß sie einzelne Details in dem Anbau des Flachses und seiner Verwertung direkt von den Haruden übernommen hätten. Diese aber waren Nerthusverehrer und haben möglicherweise, wie namhafte Forscher annehmen, den Nerthuskult nach Norwegen gebracht. Wie Ortsnamen und archäologische Funde von heiligen weißen Steinen bezeugen, haben die Hordar (Harudes) auf dem heutigen Tysnesö in Hordaland den phallischen Nerthuskult gepflegt. (S. Mogk, Menschenopfer, S. 634.) Die Haruden sind ein ingwäonischer Stamm, den Tacitus nicht erwähnt, weil der Name kollektivisch ist (Müllenhoff, D. A. IV, 467) und eine Reihe kleinerer Völker umfaßte. Der berühmte Rechenschaftsbericht des Augustus (Monumentum Ancyranum) erwähnt die Charydes zwischen den Kimbern und Semnonen; nach der ersten Karte des Ptolemäus 2, 11, 12 wohnen die *Χαροδῶδες* auf der kimbrischen Halbinsel; Cäsar nennt die Harudes im Heere Ariovists. Im Norden sind sie unter dem Namen Hordar, bei den Angelsachsen als Häredas bekannt. Müllenhoff leitet ihren Namen her von ahd. haru, mhd. har, an-horr = Flachs: „Leute, die Leinenkleider oder einen Thorax von Leinen tragen.“ Viel näher liegt, wie ich glaube, die allgemeine Bedeutung „Flachsbauer“, welche den von Müllenhoff erschlossenen Begriff mit einschließt. Allerdings ist die Etymologie des Namens noch immer problematisch. Tragen nun die Haruden davon ihren Namen, weil der weitaus wichtigste Zweig ihrer Volkswirtschaft im Flachsbau besteht und weil sie vielleicht einen ausgedehnten Handel mit Erzeugnissen aus der Flachspflanze, wie Linnen für Gewänder Linnenpanzern u. s. w. betrieben, so liegt es sehr nahe, daß die Langobarden nicht nur den Nerthuskult, sondern auch den Flachsbau, vielleicht sogar beide verbunden, von ihnen übernommen und so nach dem Süden gebracht haben, wo wir sie in dem sonderbaren kärntnerischen Brechelfeste als volkstümlichen Brauch heute noch antreffen.



Was die geschichtlich beglaubigten Charaktereigenschaften der Langobarden anlangt, so war gerade dieses Volk außerordentlich befähigt, mit zäher Ausdauer einen alten Kult, unberührt von fremden Einflüssen, jahrhundertlang in aufgeregten Zeiten zu bewahren. Ihr Mut und ihre Kühnheit genossen weit über die Grenzen ihres Landes hinaus Ansehen. Velleius nennt sie 2, 106 eine gens etiam Germana feritate ferocior. Dazu stimmt vortrefflich des Tacitus' Angabe (Germ., 40): Langobardos paucitas nobilitat, quod plurimis ac valentissimis nationibus cincti, non per obsequium, sed proeliis et periclitando tuti sunt.

Obwohl sie schon nach 491 dem Christentum, und zwar dem arianischen Glaubensbekenntnis gewonnen worden waren und nur ein geringer Bruchteil den katholischen Glauben angenommen hatte, blieben sie noch in Italien geraume Zeit ihrer nationalen Überlieferung treuer als irgendein anderes Germanenvolk, das auf fremdem Boden eine neue Heimat fand. Wie für ihre Herrschergeschlechter, die Fürsten und Herzoge, war das Christentum auch für die Mehrzahl der Gefolgsleute nur Außenseite, während ihre Herzen an dem althergebrachten Glauben hingen. Um zu begreifen, wie seicht ihr Christentum war, braucht man nur an das grausame Gelübde zu denken, welches Alboin bei der Belagerung der sich hartnäckig wehrenden Stadt Pavia ablegte, alle Einwohner der Stadt dem Schwerte zu opfern. (Hist. Lang. II, 27.)

Erst im Laufe des 7. Jahrhunderts gelang es den fortgesetzten Bemühungen der Päpste, die sich auch hier wieder hinter die Frauen steckten, die Langobarden allmählich dem katholischen Glauben und dem Christentum überhaupt zuzuführen. Im 8. Jahrhundert noch kämpfen Verbote gegen heidnische Bräuche bei den Langobarden an. Von der bewunderungswürdigen Zähigkeit, mit der sie am alten Glauben festhielten, berichtet aus derselben Zeit die Vita Barbatii, sie hätten das Christentum verachtet und ihre heidnischen Bräuche ausgeübt mit dem stolzen Hinweis auf ihre Vorfahren, die ihnen in Kriegstugend und Sitte allein maßgebend seien. War dies in Unteritalien, wo die unmittelbare Nähe des hierarchischen Mittelpunktes der abendländischen Katholiken sich stark geltend machte, möglich, so gewiß umsomehr in dem abliegenden Lande Friaul. Es ist demnach sehr wohl denkbar, daß die Tötung eines Mädchens bei der jährlich im Herbst stattfindenden Nerthusfeier von den Langobarden noch ausgeübt wurde, als sie Italien besetzten. Ihre Kampfeslust und Rauheit wird sich auf den langen Wanderzügen kaum vermindert und mit Menschenleben zu geizen werden sie in den zahllosen Kämpfen auch nicht gelernt haben. Wie bei den skandinavischen Ingwäonen, so war auch bei ihnen das Nerthusfest eine Feier der Stammesgemeinschaft und dabei mag jenes grausame Mädchenopfer in Pannonien und später in Friaul und Oberitalien noch lange dargebracht worden sein.

Wie ich glaube, läßt sich aus dem Schweigen des Paulus Diaconus kein Beweis gegen diese Annahme führen. Wie sollte man über wirtschaftliche Einrichtungen und rituelle Bräuche von einem Schriftsteller Aufschluß erwarten, der im Auftrage eines christlichen Herrschers von den Absichten Karls des Großen nur die politische und Kriegsgeschichte darstellen will und nur gelegentlich das Vorhandensein heidnischer, abergläubischer Bräuche in seiner Darstellung durchblicken läßt? Er zeigt uns sein Volk im Siegeslaufe und schildert dessen Schicksale bis zum Höhepunkt der langobardischen Königsmacht; er sieht sie verklärt, vom letzten Abendrot der heimischen Sage beschienen, und wehmütig klingt zwischen den Zeilen die Überzeugung von dem Untergange seines Stammes durch, was sein Werk auch uns Spätgeborenen so ansprechend erscheinen läßt.

In Italien und Friaul, wo die Langobarden den herrschenden Teil der Bevölkerung bildeten, starben die roheren Formen ihres Lebens, ihr alter Väterglaube, ihre Bräuche unter der ständig und schnell um sich greifenden Romanisierung und Christianisierung dahin, während in Kärnten ein Rest ihres Nationalkults in volkstümlichem Gewande die Zeiten überdauert hat. Dort wurden die letzten Fäden langobardischer Volksüberlieferung durch wechselreiche politische Ereignisse, die ich nur in Schlagwörtern anzudeuten brauche, abgerissen;<sup>1)</sup> hier drangen die Deutschen in friedlicher Kolonisationsarbeit Schritt für Schritt weiter gegen Osten vor und seit dem 9. Jahrhundert ist auch nicht ein politisches Ereignis eingetreten, welches die friedliche, selbsttätige Kulturentwicklung des Landes unterbrochen hätte. Allenthalben lehrt die Geschichte, daß das alte Gepräge einer Völkergemeinschaft um so treuer sich bewahrt, je weiter diese von Kulturzentren abliegt, und um so rascher neue Formen annimmt, je mehr politische Umwälzungen in einem Lande stattfinden.

Da beim Brechelfeste ein Menschenopfer in verjüngter Form vorliegt und die Darbringung von Menschen als höchste und feierlichste Art der Götterverehrung galt, so haben wir es mit einem ursprünglichen Staatsopfer, der Feier eines ganzen Kultverbandes zu tun, neben welchem wahrscheinlich die Privatopfer zur Ehre derselben Gottheit einhergingen, wobei aber selbstverständlich nicht Menschen, sondern entweder Menschenidole oder Tiere (Pferde) dargebracht wurden. Das gemeinsame Fest fiel in alter Zeit wahrscheinlich auch hier zusammen mit einer gebotenen Volksversammlung, während die Einzelopfer dem persönlichen Bedürfnisse der Opfernden entsprachen. Nach dem Verschwinden des alten Kultverbandes blieben diese dennoch unangetastet, vielleicht eben deshalb, weil bei der

<sup>1)</sup> Gewaltsame Unterwerfung des Landes durch Karl den Großen, Durchzüge der deutschen Kaiser mit großen Heeresmassen, Kämpfe Friedrich Barbarossas, Venezianerherrschaft, Ansprüche der Spanier auf Italien. Kämpfe Karls V. mit Franz I., Freiheitskämpfe von 1848 und nationale Einigung Italiens, Kriege von 1859 und 1866.

volkstümlichen Art der Begehung des Brauches der heidnische Charakter nicht zum Ausdruck gelangte und die Aufmerksamkeit der Kirche daran abglitt. Erst die wissenschaftliche Betrachtung vermag aus diesem anscheinend sinnlosen Gewirre greifbare Tatsachen auszulösen und auf die Parallelerscheinungen im nordischen Nerthus-Freyritus hinzuweisen, als da sind: 1. ein mimischer Aufzug, der sich auf altgermanische Mythen gründet, bei Gelegenheit der Flachsernte; 2. ein Menschenopfer, das einer chthonischen Gottheit dargebracht wird; 3. die dabei zur Geltung kommenden phallischen Bräuche. (Ausnehmende Vorrechte der Brechelweiber; das zeugende Prinzip, dargestellt am »Schinder« und maßgebend für die Tötung der »Brechelbraut,« welche durch den in der Erde wohnenden Dämon befruchtet werden soll.)

Die eigentlichen Opferzeremonien haben sich verflüchtigt. Im Mittelpunkt des Festes steht wie ein Denkmal aus der Vorzeit die Übergabe des Opfers an die göttlichen Mächte. Der geisterhafte Schimmelreiter, welcher das Mädchen in Empfang nimmt, trägt nicht mehr den Namen des alten Seelengottes Wodan, man ist sich überhaupt der Bedeutung der Vorgänge und des Namens »Brechelbraut« nicht mehr bewußt. Alte und junge Vorstellungen, heidnische und christliche Elemente teilen sich friedlich in den bescheidenen Platz und bald dürfte auch das Brechelfest, dieser ehrwürdige Rest altgermanischer Kulturvergangenheit, im Strudel der rastlos drängenden Zeit versinken, gleich dem Volke, das vor ungefähr dreizehn Jahrhunderten in diese südlichen Gaue gekommen war.

Unsere Vermutung bezüglich des kärntnerischen Brechelfestes würde zur unumstößlichen Wahrheit, falls sich, wie im skandinavischen Norden, aus historischen Quellen ein Fricco-Freyrkult für Kärnten nachweisen ließe. Nicht selten wurzeln Orts- und Personennamen im lebendigen Mythos und Kult der älteren Zeit. Und so ist es immerhin erwähnenswert, daß einige Ortsnamen in Kärnten vielleicht auf den mythischen Namen Frey-Frô zurückgehen, zum Beispiel Frojach (Bezirk Rosegg im Drautale), urk. Vroiach, Vroyiach, Freyach, Vreiach; Fröhlach (Bezirk Klagenfurt); Frohn (Bezirk Kötschach im Gailtale); Frigiach wird genannt unter den Besitzungen des Bistums Freisingen um den Wörthersee. (Mon. Car. III, Nr. 897.)

Der Personennamen Fricco, vermutlich die Koseform für ahd. Fridihho-Fricco, kommt im 9. und 10. Jahrhundert hier vor. (Siehe Mon. Car. III, Nr. 60 und 94.)

Wenn solche, bisher nur aus nordischen Quellen bekannte Namen scheinbar unvermittelt in Kärnten auftauchen, so kann man sie wohl nur als Zeugnisse für den einstigen Zusammenhang skandinavischer und kärntnerischer Besiedelungsvölker betrachten.

Angesichts vieler ethnographischer Unterschiede innerhalb der Grenzen Kärntens hat man bereits vermutet, daß dieses Land nicht

einheitlich von Baiern kann besiedelt worden sein. So kommt K. Rhamm (Altgermanische Bauernhöfe im Übergange vom Saal zu Fletz und Stube) zu dem Ergebnis, daß sowohl in der Anlage der Häuser, des Hofes, Stalles und der Scheune, als auch in der Gestalt des Zaunes, der Zubereitung des Brotes und der Beschaffenheit der wichtigsten Ackergeräte sich Innerbairern und die von dort besiedelten Außenländer (Südtirol, die salzburgischen Gebirgsgaue, Kärnten und Steiermark) auffallend unterscheiden. Er weist auf frappante Übereinstimmungen der Verhältnisse dieser Länder mit solchen des skandinavischen Nordens hin. Insbesondere betont er die starken körperlichen und geistigen Unterschiede innerhalb der Stämme dieser Länder, welche bisher für reinbairische Siedlungsgebiete galten. Nach Rhamm ist das Gepräge der Bevölkerung in den genannten Gebieten wesentlich beeinflusst worden durch Stämme, deren Urheimat in Skandinavien zu suchen sei, und zwar in der Weise, daß Splitter und Reste ostgermanischer Stämme, wie der Goten, Heruler, Rugier und Skiren, die Kultur dieser Gegenden bestimmt hätten, sofern sie sich dort längere Zeit niederlassen konnten. Rhamm entgeht, wie mich dünkt, eine nicht unwichtige Tatsache, die wir für das Auftreten der Brechelbräuche in Kärnten zur Erklärung heranzogen. Nicht überall, wo uns in außerbairischen Ländern Züge auffallen, welche nicht zum Charakter der Baiern stimmen, braucht man direkt skandinavische Überlieferung zu suchen, sondern es ist ebensowohl möglich, daß größere Völkerschaften, die ursprünglich neben- oder untereinander wohnten, sich während der Völkerwanderung trennten und ein Teil vom Kontinent nach Skandinavien zog, andere Scharen aber nach dem Süden wanderten und in unseren Gegenden Spuren ihres Charakters, ihrer Bauart, ihrer Bräuche u. s. w. hinterlassen haben. So ließe sich zum Beispiel auch das Auftreten eines aus dem Jahre 1685 stammenden Bauernkalenders in Kärnten erklären. A. Riegl hat Car. I, 1891, 13 ff., darauf verwiesen, daß dieser durch seine Holzstabform eine ganz besondere Stellung unter den aus Süddeutschland bekannten Holzkalendern einnimmt, da die Stabform nur dem skandinavischen Norden und England eigentümlich ist.

Bisher ist weder die Besiedelungsgeschichte Skandinaviens noch die Kärntens vollständig aufgeheilt. Und gerade die Dialektforschung, ein wichtiger Zweig der Volkskunde, hat sich erst in letzter Zeit in den Dienst der ethnographischen Forschung zu stellen begonnen. Freilich sind die Sprache und Poesie eines Volkes das flüchtigere Element der Volksüberlieferung, sie leben und entwickeln sich wie der tierische Organismus und unterliegen einer steten Veränderung, während die Volkssitte und der Volksbrauch mit wunderbarer Dauerkraft die Wandlungen der Sprache überleben, die Altertümlichkeit bewahren und als die einzigen Zeugen des Heidentums in unsere Zeit hineinragen.

## II. Kleine Mitteilungen.

### Der Hahnenschlag.

Von Anton Dachler, Wien.

In Grünbach am Schneeberg fand im September 1910 nach etwa fünfjähriger Unterbrechung und nach vorheriger Ansage diese von den Ortsburschen veranstaltete Vorstellung statt. Vor dem Wirtsbause wird dabei ein Raum mit einer Schnur auf leichten Pfählen abgefriedet, der gegen das Haus zu offen ist. Dort steht auf einer Seite eine kleine Musikbande, innerhalb des Raumes ein umgestürztes Faß mit dem Loche nach oben. An einer Langseite sind in gesicherter Lage der Preis des Spieles, ein Hahn oder auch mehrere angehängt, am Ende der Einfriedung ein alter Hafen über einen Pflock gestülpt. Die Bewerber müssen, um einen Hahn zu gewinnen, mit verbundenen Augen durch Umerschlagen mit einem Dreschflügel den Hafen zertrümmern. Nachdem man dem Betreffenden die Augen gut verbunden hat, wird er zum Faße geführt, muß einen Daumen in das Spundloch stecken und so einigemal herumgehen. Dadurch verliert er die Zurechtfindung vollständig, worauf man ihm den Dreschflügel gibt und ihn freiläßt. Zur Vorsicht begleiten ihn Burschen in gesicherter Entfernung. Die Musik spielt nur, wenn der Bewerber vom Hafen entfernt, hört aber auf, wenn er nahe daran ist. Es ist für den Geblendeten recht schwierig, den Hafen zu treffen und oft treten mehrere auf, bis es endlich gelingt; so daß die Sache über eine Stunde dauern kann. Manchmal werden mehrere Hähne ausgespielt.

Daß diese Unterhaltung nicht örtlich allein, sondern weit verbreitet ist, geht aus einer Schilderung Roseggers hervor, wonach dieselbe auch in seiner Heimat üblich war.<sup>1)</sup> Noch vor kurzem spielte sich die Sache, in Steiermark sicher, in Niederösterreich sehr wahrscheinlich derart ab, daß statt des Hafens der Hahn erschlagen wurde und dann dem Sieger gehörte. Der Hahn wurde mit einem Beine locker an den Pflock befestigt und der Bursche, der aus dem Krähen anfangs den Stand jenes erraten konnte, hieb nach ihm, während der Hahn anfangs geschickt auswich. Wurde er müde, so blieb er still und der Bursche verlor die Führung. Dazu gab es keine Musik.

Auf allgemeine Verbreitung läßt schließen, daß Simrock diesen Vorgang als ein Erntepfer erklärt.<sup>2)</sup>

### Ein verschollenes Heilmittel in einer gebräuchlichen Redensart.

Mitgeteilt von Jos. A. Detoni, Wien.

Es gehört auch heute nicht zu den Seltenheiten, daß man die Redewendung „Nichts ist für die Augen gut“ als Rückantwort erhält, wenn man zum Beispiel auf die Frage, was man da oder dort gesehen habe, „Nichts“ erwidert. Man könnte, ohne die tiefere Bedeutung dieser Redensart zu kennen, glauben, daß es nur eine ironische Glosse, ein Ausdruck naiven Volkswitzes sei, mit dem gesagt sein soll, daß es recht heilsam wäre, ins Leere zu starren. In Oberkärnten geriet ich nun mit einer Landfrau, welche an einem sichtbaren Augenübel litt, in ein Gespräch, in dessen Verlaufe sie mir erzählte, daß man ihr vor vielen Jahren, zur Zeit einer ähnlichen Erkrankung riet: „Nichts sei für die Augen gut“, doch wisse sie nicht mehr, wo man dieses „Heilmittel“ erhalten könne. Von mehreren alten Bauern der Umgegend, bei denen ich diesbezüglich Nachfrage hielt, bekam ich mit wenigen Abweichungen folgende einheitliche Auskunft!

Dieses „Nichts“ wäre in früherer Zeit — als jüngste Grenze wurde ungefähr 1860 angegeben — ein recht beliebtes Augenwasser universaler Behandlungsweise gewesen, ein Hausmittel, das tatsächlich in vielen Fällen Heilungen hervorgerufen haben soll. Krämer, die neben Medizinalkräutern, Sympthiemitteln und anderem auch das „Nichts“

<sup>1)</sup> „Volksleben in Steiermark“, II, S. 115 f. — <sup>2)</sup> „Handbuch der deutschen Mytl.“, 5. Auflage, S. 593.

(„Nix“) feilhielten, seien von Haus zu Haus gezogen. Von einigen alten Leuten hörte ich diese Krämer auch mit „Nixkroma“ bezeichnen.

Obige Angaben finde ich in einem „Waaren Lexikon“ (Christian Kayser, München 1820 [?]) zum Teile bestätigt, worin jedoch das Präparat schon zur Zeit des Erscheinens des genannten Werkes als verschollen bezeichnet wird. Als nähere Angabe finde ich in dem Buche das landläufige „Nix“ als „weißes Augennichts“ und „Nihilum album“ angegeben, dessen wesentlicher Bestandteil Zinkoxyd bildet, das an Tiegeln, in welchen Messing geschmolzen wird, sich in Form eines weißen Niederschlages absetzt. Dieser wurde, mit einer Art geschlammten Kreide vermengt, in Schlüssel form gebracht oder auch flüssig in kleinen, mit entsprechenden Inschriften (Sympathiesprüchen) verzierten, bronzenen Büchsen von Feuchtwangen (Bayern) aus in den Handel gebracht und hauptsächlich in den Alpenländern verwendet.

Für die Volkskunde interessant wird dieses Heilmittel wohl dadurch, daß mit ihm zugleich manch eigenartiger, für den Volkscharakter bezeichnender Aberglaube mit in den Handel gebracht wurde, offenbar wohl, um die oft zweifelhafte Heilwirkung zu entschuldigen.

Nach den Berichten wurde das Augenwasser in den kärntnerischen Wallfahrtsorten unter den abenteuerlichsten Namen verkauft. Dabei erinnere ich mich an eine kleine Episode, welche zu meiner Jugendzeit wohl in scherzhafter Weise stereotyp wiederkehrte: Ging einer vom Nachbarhaus auf die Wallfahrt, so fragte er stets, was er zum Andenken mitbringen solle, worauf dem Abziehenden nachgerufen wurde:

„A kloans Nixerle  
In an gülden Buxerle“ (Büchsen).

Dieser übrigens auch heute noch mundgerechte Spruch dürfte seinen Grund in dem besprochenen Heilmittel haben.

### Einige Marterlsprüche aus dem Montafon (Vorarlberg).

Aufgezeichnet von Herrn Professor Dr. E. Hoffmann-Krayer, Basel.

#### 1.

Hier wohnte Karl Sandrell,  
In Wort und Werk ein Biedermann,  
Sein Leben glänzte rein und hell,  
Wie nur die Sonne glänzen kann.  
Drum weinet unter Weh und Ach  
Der Dank ihm manche Thräne nach,  
Indessen Gottes Herrlichkeit  
Im Himmel seine Seel' erfreut.

Dies Andenken ließ ihrem guten Ehemann die hinterlassene Gattin M. Katharina Flöri aus Erkenntlichkeit machen, nachdem derselbe, bei der Waldarbeit von einem herabstürzenden Stein getroffen, am 17. April 1832 im 68. Jahre seines Alters gestorben war.  
*Gaschurn.*

#### 2.

Andenken an den ehrsamem Joh. Ant. Märk, welcher am 6. Februar 1894 von der hohen Felsenwand stürzte und gleich darauf starb.

Der Tod kommt gewiß, wo und wann weißt du nicht,  
Darum bedenke, o Mensch zur rechten Zeit,  
Wie werd ich bestehen vor Gottes Gericht,  
Auf welches dann folgt eine Ewigkeit.

Vater unser. Ave Maria.

R. I. P.

*Partenen.*

## 3.

Sih Sterblicher, dies Denkmal hier  
Ist Beispiel schnellen Todes dir,  
Vernehmlich ruft es dir zu:  
Am Rand des Grabes schwebest du,  
Thu Gottesthaten in der Zeit  
Und freu dich der Unsterblichkeit.

Christian Sander starb am 3. Jänner 1846. Hat (?) Gnade (?)

## 4.

Christliches Andenken für den ehrsamten Joh. Jos. Salzgeber, welcher am Morgen des 28. Februar 1862 durch einen Fall vom Heustock in den im Tanyll (?) aufrecht stehenden Schrötel tödlich verwundet und am darauffolgenden 9. März infolgedessen Gottselig verschieden ist. Im 52. Lebensjahr. Vater unser. Ave Maria.

*Weg nach Gaschurn.*

## 5.

Andenken des verunglückten Fr. Jos. Fitsch . . . 1883.

Mich hat die Lawine begraben,  
Trauert nicht!  
Was kann ich besseres haben,  
Als wohnen im ewigen Licht?  
Doch seid in jeder Stunde  
Zur ersten Reise bereit.  
Ich sags mit Herz und Munde:  
Denkt an die Ewigkeit.

*Weg nach Gargellen.*

## Hausinschrift.

Im Namen Gottes fang ich an,  
Was man sonst thut, ist nicht gethan,  
Auf Gott allein setz dein Vertrauen,  
Auf Menschenhilfe kann man nicht bauen.  
1858.

*Gaschurn.*

### III. Ethnographische Chronik aus Österreich.

**Böhmen.** In Prag soll in der nächsten Zeit eine Ausstellung des alten böhmischen Glases, und zwar vom Kunstgewerbemuseum der Prager Handels- und Gewerbekammer veranstaltet werden.

Prag ist für eine solche Ausstellung der einzig mögliche Ort, denn in Prag sind die größten Sammlungen, und zwar öffentliche, ebenso private. Wie bekannt, besitzt das Prager Kunstgewerbemuseum eine kostbare Sammlung böhmischen Glases vom verstorbenen Freiherrn Adalbert v. Lanna, und wenn diese Sammlung nur durch die Prager Privatsammlungen aus den Adelshäusern und anderen vermehrt wird, kann das Museum eine wirklich wichtige Partie aus der Geschichte der Industrie dem Publikum vorführen.

**Mähren.** Wie verlautet, soll die Ausstellung der Wischauer Keramik, welche im Juni und Juli vergangenen Jahres in Wischau stattfand, nicht ein vereinzelt Ereignis bleiben. Es sollen ihr verschiedene andere Keramikausstellungen, und zwar meist in Erzeugungsorten, folgen.

Die nächste Ausstellung soll diejenige der Hollitscher Keramik sein und soll in Göding unter der Patronanz des Künstlervereines „Sdružení výtvarných umělců“ veranstaltet werden. Daß die Ausstellung nicht auf magyarischem Boden, in Hollitsch, stattfinden kann, ist aus bekannten Gründen leicht begreiflich, aber man begreift nicht, warum gerade Göding dazu erwählt wurde. Wäre nicht dazu ein besserer Ort Brünn?

Die Hollitscher Keramik mit ihrer allgemeinen Wichtigkeit verlangt eine größere Stadt und größere Ausstellung. Die Erfahrungen bei der Ausstellung in Wischau sprechen auch dafür.

Da die Hollitscher Keramik auf die Fayenceerzeugung in Mähren, Oberösterreich und Ungarn von großem Einfluß war, könnte man auch bei der Gelegenheit solcher Ausstellungen diesen Einfluß darzustellen versuchen. Die Geschichte der Hollitscher Keramik ist schon genügend von Karl Schliek geklärt worden, es blieben nur einige Ergänzungsarbeiten, welche zum Beispiel das Ziel verfolgen könnten, das Verhältnis der Hollitscher Fayence zur französischen, besonders derjenigen von Straßburg zu klären. Denn nur durch solche literarische Arbeiten überheben sich Ausstellungen über die lokale und territoriale Bedeutung.

Der Ausstellung in Göding soll eine in Weißkirchen, in Bistritz a. H. und andere folgen.

Prof. J. Tvrđý, Wischau.

† **Hofrat Dr. Anton E. Schönbach.** Ein warmer Freund der Volkskunde ist mit Prof. Dr. Schönbach am 25. August 1911 dahingegangen. Zur historischen Vertiefung der volkskundlichen Arbeit hat er belangreiche Beiträge geliefert, indem er besonders aus der theologischen und der Predigtliteratur des Mittelalters die volksmäßigen Anschauungen des Mittelalters herausholte. So hat er in der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ in Berlin, Band XI, die Ergebnisse seiner diesbezüglichen Untersuchungen über die lateinischen Predigten Bertholds von Regensburg vorgelegt. Auch mit den mittelalterlichen Segensformeln hat sich Schönbach beschäftigt und mehrere Proben und Vorergebnisse daraus veröffentlicht. Nach der „Zeitschrift des Vereines für Volkskunde“ (Berlin), 21, 436, soll seine große Sammlung von Zaubersprüchen und Segen der analogen Sammlung zugeführt werden, welche der Verband der deutschen Vereine für Volkskunde anzulegen im Begriffe steht. Schönbach war auch ein warmer Freund unserer speziellen Bestrebungen, und wir werden ihm ein ehrenvolles Andenken bewahren.

† **Karl Rhamm.** Ein unerwarteter Tod hat am 1. November vergangenen Jahres diesen unermüdlichen Volks- und Hausforscher dahingerafft, und es war ihm leider nicht vergönnt, den Abschluß seines großen Werkes: die monumentalen „Beiträge zur germanisch-slawischen Altertumskunde“ zu erleben. Über die Bedeutung dieses Hauptwerkes Rhamms ist in dieser Zeitschrift von zuständiger Seite wiederholt und ausführlich berichtet worden (XIV, S. 220—228; XVI, S. 225—232) und wenn auch viele entwicklungsgeschichtliche, teilweise auf sprachlichen Grundlagen gestützte Kombinationen des Verstorbenen als nicht tragfähig erkannt worden sein mögen, so ist doch in diesem Werk ein ungeheures neues Tatsachenmaterial, das sich gleicherweise auf das germanische wie das slawische Altertum und ebenso sehr auf die Gegenwart bezieht, mit außerordentlicher Umsicht und Gründlichkeit zusammengetragen worden. Karl Rhamm hat in den Zeitschriften „Das Ausland“, „Globus“, „Carinthia“ zahlreiche Beiträge zur Haus- und Altertumskunde der Deutschen niedergelegt.

Seine streitbare Natur hat ihn in manche scharfe wissenschaftliche Fehde verwickelt und ihn vielfach isoliert; aber mit Bewunderung und lebhaftem Dankgefühl muß die allem Persönlichen abgewendete, nur auf die sachliche Förderung der ihn beschäftigenden wissenschaftlichen Probleme gerichtete Sinnesart des Verewigten jedermann erfüllen, der seine arbeitsreiche Laufbahn überblickt. Es ist nur zu hoffen und zu wünschen, daß die Schlußteile seines letzten großen Werkes so weit gefördert und vorbereitet sind, daß dasselbe nicht verurteilt ist, ein Torso zu bleiben, sondern seinem Urheber ein abgeschlossenes Denkmal sein kann, wie er es vollauf verdient.

Prof. Dr. M. Haberlandt.



## IV. Literatur der österreichischen Volkskunde.

### 1. Besprechungen:

**20. Peasant Art in Austria & Hungary** (Bauernkunst in Österreich und Ungarn).  
Spezialnummer des „Studio“, Herbst 1911.

Die englische Kunstzeitschrift „The Studio“ veröffentlicht eine Serie von Monographien über die Volkskunst der europäischen Länder. Sie hat mit Schweden begonnen und bringt gleich im zweiten Band Österreich und Ungarn. Die rührige Korrespondentin des „Studio“ für Österreich A. S. Levetus hat die Aufgabe trefflich durchgeführt, in einem Bande alle Länder der österreichischen wie der ungarischen Krone übersichtlich zu behandeln und in einer Folge von 816 Illustrationen ein Bilderbuch ihrer Volkskunst vor uns auszubreiten.

Sie hat die mühsame Arbeit der Aufsammlung und Sichtung einschlägigen Materials besonders dort gehabt, wo ihr die ausgezeichnete Vorarbeit und die werktätige Unterstützung Direktor Dr. Haberlands nicht zur Seite stand. In Ungarn fand sie an Aladár Kriesch-Körösfi einen sachkundigen Berater, der ebenso wie Professor Haberlandt einführende Worte der einschlägigen Abteilung vorausschickte.

Die allgemeine Einleitung sowie der Text für die Abteilungen von Siebenbürgen, Kroatien und Slavonien stammt von A. S. Levetus.

Schon diese kurze Skizzierung der Anordnung gibt eine Vorstellung von dem reichen Programm der Darstellung. Man kann jedem Freunde der österreichischen Volkskunst nur wärmstens empfehlen, diese übersichtliche Arbeit kennen zu lernen.

Wenn wir auch in der großen Publikation der Schätze unseres Museums für österreichische Volkskunde das standard work über diesen Gegenstand besitzen, so bringt doch der „Studio“-Band viel Anregendes und Wertvolles, das seiner speziellen Aufgabe entspricht. Es ist sehr verdienstvoll, daß der Hausbau und die Interieurbildung — die Bauernstube — und endlich auch das Kostüm in den Kreis der Betrachtung gezogen wurden — der mehr populäre Charakter dieser Veröffentlichung rechtfertigt die Lücken, welche naturgemäß aus dem Umfang des Raumes abzuleiten sind, der zur Verfügung stand. Zugleich ist ein stark anregendes Abbildungsmaterial gewonnen worden, das weiteren Kreisen eine Vorstellung von dem außerordentlich großen Reichtum gibt, der hier vorliegt.

Daß Ungarn mit seinen Kronländern in den Rahmen der Betrachtung einbezogen ist, ermöglicht sehr interessante Vergleiche.

Es ist nicht immer möglich, die ungarischen Arbeiten von jenen der anderen Reichshälfte zu trennen. Es ist ja aber auch bei den österreichischen Arbeiten nicht immer möglich, die einzelnen Kronländer untereinander scharf zu trennen und die Einflüsse der benachbarten reichsdeutschen, italienischen, orientalischen Völker auszuschalten.

So bietet eine Darstellung weiter Gebiete der Volkskunst zugleich auch ein eigenartiges Bild von dem Völkergemisch, von den Wanderungen und den gegenseitigen Durchdringungen nationaler Eigentümlichkeiten, die dem Südosten Europas das Gepräge geben.

Man möchte das Ergebnis dieser künstlerischen Versöhnung und Verschmelzung von Rassengegensätzen gerne einem möglichst weiten Kreise zugänglich machen, um die wirtschaftlichen und politischen Differenzen zu mildern, die so tiefe Schädigungen im Gefolge haben.

Man möchte immer wieder darauf hinweisen, wie gute ererbte und eingewanderte Formen und Typen zugleich assimiliert werden können, ohne daß sie einander fremd bleiben müssen. Und wie schließlich doch überall dort, wo eine künstlerische Veranlagung tatsächlich besteht, eine lokale Eigenart hervorwächst, bei der ja die Nationalität allein nicht das Ausschlaggebende ist. Klima und Bodenbeschaffenheit, Bevölkerungsdichte und Kulturstand, Berufsgattung und Berufstüchtigkeit sind mitwirkende Kräfte, deren Einfluß gar oft den nationalen Sondertrieb in den Hintergrund drängen.

Die lokale Eigenart ist es eigentlich stets mehr als die nationale, die vortritt, und die spezifische Eignung zu gewissen Fertigkeiten ist oft an eng umgrenzte Gebiete gebunden.

Handwerkliche Tüchtigkeit und Handwerksinstinkt bilden dabei ein wichtiges Moment. Wie das Arbeitsmaterial behandelt und das Werkzeug gehandhabt wird, das sind sehr wesentliche Faktoren.

Trotz der einfachsten Werkzeuge verhilft da oft ein sehr ursprüngliches Gefühl für die Materialwirkung — vielleicht auch der stete innige Kontakt mit der Natur und ihren Kräften zu einer so charakteristischen und zweckvollen, materialgemäßen Gestaltungsweise, daß die Bauernarbeit für uns heute zu einem erfrischenden Quell neuer Anregungen wird — abseits von nationaler Eigenheit. Und gerade die Abgeschlossenheit — fast kann man sagen die Weltentrücktheit — gewisser eng abgegrenzter Arbeitsgebiete und ihre Beziehung zu dem täglichen Leben der Kreise, welche zugleich schöpferisch und ausführend wirken, sichert diesen Arbeiten bleibenden Wert, hebt sie auf ein oft merkwürdig hohes Niveau.

Die Festhaltung dieser Beziehungen in einer Zeit, wo sie noch vielfach lebendig sind und die Aufsammlung von bildlichen Darstellungen ist ein verdienstvolles Werk, dem nicht nur die lebende Generation zu Dank verpflichtet ist — das mehr noch von unseren Nachfolgern Anerkennung zu erwarten hat.

Hartwig Fischel.

**21. Der Mensch aller Zeiten.** Natur und Kultur der Völker der Erde. (Vollständig in 40 Lieferungen à M. 1.) Band I: Der Mensch der Vorzeit. Von Prof. Dr. H. Obermaier. Allgemeine Verlagsgesellschaft. Berlin-München.

Mit vollem Rechte ist der Gedanke des ideellen Zusammenhanges zwischen Völker- und Volkskunde und den Ergebnissen der prähistorischen Forschung seit dem Bestehen dieser drei Wissenszweige stets verfochten und gepflegt worden. Gerade der rein praktische Betrieb dieser Wissenschaften, die Organisation unserer Museen, namentlich der Regionalsammlungen, läßt eine möglichst enge, wissenschaftliche Verknüpfung des Stoffes ganz besonders wünschenswert erscheinen und diese ist denn auch von verschiedenen Seiten mit bemerkenswertem Erfolg versucht worden. Wir nennen hier nur das kürzlich erschienene großzügige Werk von M. Hoernes: „Natur- und Urgeschichte des Menschen“, das prähistorisches und lebendig gegenwärtiges Kulturgut der Primitiven zum erstenmal in umfassender Weise unter dieselben leitenden Gesichtspunkte gebracht zeigt.

Aber auch Detailfragen aller Art leiten von selbst von einem in das andere Gebiet und namentlich in volkskundlichen Kreisen macht sich immer wieder das ganz natürliche Bestreben bemerkbar, die Anfänge für ursprünglich anmutende Gerätformen, von Techniken und technologischen Erzeugnissen aller Art in prähistorischen Zeiten zu suchen oder doch zu vermuten, wobei freilich nicht immer die nötige Kritik angewendet wird, inwieweit solcherlei Behauptungen auf sicheren Tatsachen fußen und was lediglich als Konjektur anzusehen ist.

Was uns in erster Linie zur Förderung solcher Arbeiten not tut, ist die Aufhellung des Dunkels, das über manchem Zweig der Technologie prähistorischer Kulturperioden noch ruht, die gleichmäßige Berücksichtigung auch der unscheinbarsten Kulturüberreste aus jener weit zurückliegenden Vergangenheit, auch wenn sie nicht chronologisches, sondern lediglich ergologisches Interesse besitzen. Namentlich von einer auf solchen Voraussetzungen beruhenden Publikation der Pfahlbauüberreste Mitteleuropas, ferner der nordischen Land- und Moorfunde darf sich der Volkskundeforscher eine wesentliche Förderung in den ihn beschäftigenden Fragen erhoffen.

Im Hinblick auf solcherlei kulturhistorische Bestrebungen sei der Leser dieser Zeitschrift auf die jüngste zusammenfassende Darstellung der prähistorischen Kulturperioden aus der Feder Prof. Dr. H. Obermaiers in dem Sammelwerke „Der Mensch aller Zeiten“ aufmerksam gemacht. Das groß angelegte Werk soll nach dem Plane der Herausgeber eine Kultur- und Entwicklungsgeschichte der Menschheit von den

ersten gemeinsamen Anfängen bis auf die reiche Entwicklungsfülle der Gegenwart bringen. Die ersten acht Lieferungen des eben im Erscheinen begriffenen Werkes enthalten eine außerordentlich sorgfältige und umfassende Darstellung aller zum Verständnis der ältesten menschlichen Kulturreste notwendigen Voraussetzungen sowie eine eingehende Schilderung des Kulturbildes jener Zeiten. Sie werden dem Volkskundeforscher für sein Arbeitsgebiet noch verhältnismäßig wenig verwertbares Material liefern, doch läßt dies die umsichtige Behandlung des Stoffes umso mehr von den folgenden Teilen erhoffen, die sich mit den jüngeren Kulturperioden vorwiegend Europas beschäftigen werden. Bei der Besprechung derselben wird sich wohl noch Gelegenheit ergeben, auf die vorliegenden Probleme im einzelnen einzugehen. Erwähnt sei, daß dem Werke eine vorzügliche Auswahl erläuternder Abbildungen im Text und auf Tafeln beigegeben ist.

Dr. A. Haberlandt.

**22. Österreichische Kunsttopographie.** Band IV: Die Denkmale des politischen Bezirks Pöggstall. Bearbeitet von Pfarrer Alois Plessner und Dr. Hsns Tietze mit Beiträgen von Dr. Josef Bayer und Dr. Heinrich Sittler. Band V: Die Denkmale des politischen Bezirks Horn. Bearbeitet von Dr. Hans Tietze, mit Beiträgen von Professor Dr. Moritz Hoernes und Johann Krauhletz. 1. Teil: Gerichtsbezirk Eggenburg und Geras, 2. Teil: Gerichtsbezirk Horn. Band VI: Die Denkmale des politischen Bezirks Waidhofen an der Thaya. Bearbeitet von Dr. Hans Tietze, mit Beiträgen von Dr. Josef Bayer. Band VII: Die Denkmale des Benediktiner Frauenstiftes Nonnberg in Salzburg. Bearbeitet von Dr. Hans Tietze, mit archivalischen Beiträgen von Fr. Regintrudis v. Reichlin-Meldegg, O. S. B. Wien 1910–11. In Kommission bei Anton Schroll & Co.

Mit außerordentlich dankenswerter Raschheit vollzieht die Zentralkommission für Kunst- und historische Denkmale die Publikation der wichtigsten kunsthistorischen Schätze Österreichs in dem von ihr in Angriff genommenen monumentalen Werke. Seit der letzten Besprechung in dieser Zeitschrift sind bereits wieder fünf stattliche Bände erschienen, von dem ausdauernden Fleiße und Interesse aller Mitarbeiter ein rühmenswertes Zeugnis ablegend. Die Kategorien der volkskundlichen Denkmale, die gleichfalls in der Publikation Raum gefunden haben, sind dieselben geblieben wie in den früheren Bänden; ein Register macht sie jeweils leicht zugänglich. Aus der Fülle des Gebotenen seien nur wenige Einzelheiten weniger typischer Art als volkskundlich belangreich hier speziell hervorgehoben:

Die Abbildung einer Kaminküche von Schloß Wildburg, Bezirk Horn (Band V, 2. Teil, S. 532). Interessant ist das Vorkommen eines reichen italienischen Feuerhundes auf Schloß Rosenberg (Band V, 2. Teil, Abb. S. 514).

Erwähnt sei ferner die Erbauung einer Altöttinger Gnadenkapelle mit getreuer Kopie des Gnadenbildes im 17. Jahrhundert in Horn (Band V, 2. Teil, S. 385), die frühere Darstellung der Mantelmadonna in Thunau um 1400; dieselbe kehrt auf Grabtafeln in Röhrenbach 1499 wieder (Band V, 2. Teil, S. 467, 532), endlich ein Votivbild von Fürhrich in Dreieichen (Band V, 2. Teil, Abb. S. 431).

Aus Band VI verdient die Wachsplastik einer Madonna in der Kapelle von Süßenbach hervorgehoben zu werden (S. 63), da durch die Herstellung der ganzen Figur zu diesem Material der Gedanke angeregt wird, ob es sich nicht um eine Art Wachsopter handle. Wertvolle Belehrung wird der aufmerksame Leser auch bei einer Überschau der Holzplastik, vor allem der Heiligendarstellung finden. In den höheren „kirchlichen“ Arbeiten offenbart sich ganz deutlich ein weitaus größerer Schatz von heiligen Personen, als ihn der Volkskünstler kennt und bildet; an Vorbildern hätte es ihm nicht gefehlt, aber er nimmt eine rein praktische Auswahl vor und berücksichtigt nur die, die „für etwas gut sind“.

Der Volkskundler wird im Bande Eggenburg vor allem mit Interesse danach blättern, was über die ausgezeichneten Sammlungen des Krauhletz-Museums in Eggenburg an orientierenden Bemerkungen zu finden sei. Allein schon die Vorrede des betreffenden

Bandes belehrt ihn, daß namentlich die „volkskundlichen“ Sammlungen nicht allzu reichlich bedacht sind; sie sind auf zwei Abbildungen und zweieinhalb Zeilen Text abgetan. Wir möchten uns trotz der persönlich äußerst liebenswürdigen Entschuldigung in der Einleitung doch eine kurze Einschaltung hierzu erlauben. Ein Werk, in dem Platz für einen sehr dankenswerten umfassenden Katalog der Waffensammlung in der Rosenberg ist (Band V, 2. Teil, S. 518), wobei gar manche der angeführten Stücke wohl von hohem handwerklichen Können Zeugnis ablegen, aber keinerlei „Kunst“-Wert besitzen, wo die hervorragenden paläontologischen Raritäten des Eggenburger Museums namentlich angeführt sind, gewiß nicht vom „kunsthistorischen“, sondern vom allgemein wissenschaftlichen Interesse diktiert, hätten die Erläuterungen der „volkskundlichen“ Sammlungen gewiß auf eine halbe Seite sich ausdehnen lassen. Es hätten die an Ort und Stelle gefundenen und sicher auch erzeugten Kacheln des 15. Jahrhunderts genannt werden können — Niederösterreich wird davon nicht viel mehr bieten — eine große Anzahl von Stickereien der Sammlung Frischauf reicht an Kunstwert sehr wohl an die im VII. Bande abgebildeten Stickereien und Spitzen im Stifte Nonnberg heran; sie sowie manches andere hätte dort so gut wie hier angeführt zu werden verdient. Man glaube nicht, daß Museen ja „für sich selber sprechen“. Wie viele Leute in Wien vermögen von den Eggenburger Sammlungen so Rechenschaft zu geben, wie es die Kunsttopographie so rühmlich und unparteiisch von jedem bescheidenen Winkel Niederösterreichs tut. Noch wollen wir eines nachtragen, was in der allgemeinen Einleitung vielleicht hätte Platz finden können; die Sammlung Frischauf stellt darum einen für alle kunst- und kulturhistorische Forschung so wertvollen Bestand dar, weil hier mit großer Zuverlässigkeit der Fundplatz jedes einzelnen Objekts sichergestellt ist. Dadurch wird nicht nur die bodenständige Produktion, sondern werden auch die Handels- und Verkehrsbeziehungen Niederösterreichs in solcher Art festgelegt, daß sich auch die Kunsthistoriker dieser Konstatierungen stets mit Erfolg bedienen werden.

Möge sich also die Kunstgeschichte bei solchen Gelegenheiten zu ihrem eigenen Vorteil daran erinnern, daß sie nur ein Teil der großen allgemeinen Kulturwissenschaft ist.

Die Ausstattung der Bände ist wie bisher über jeden Tadel erhaben; besonders willkommen werden dem Leser die beigegebenen Karten zur Orientierung wie zur Vertiefung seiner Studien sein.

Dr. A. Haberlandt.

**23. Blattl-Lieder.** Nach Wort und Weise verfaßt von dem Tiroler Bauerndichter Christian Blattl (1805—65). Mit einem Anhang: Blattls Lieblingslieder fremden Ursprungs, jedoch von der Familie Blattl liebevoll gepflegt und in des Vaters Art gesungen. Bearbeitet von Professor Dr. Josef Pommmer, Saalfelden und Wien 1910. 221 S.

Nachdem schon an anderen Orten, namentlich in den verschiedenen Veröffentlichungen von Liedern aus Tirol durch F. F. Kohl, Dichtungen Blattls, freilich zumeist ohne den Namen des Dichters, erschienen sind, bringt nun die Ausgabe Pommers eine kritische Sammlung aller Lieder des urwüchsigen Tirolers.

Das mit vier Bildern geschmückte Buch enthält 59 Lieder, die von den Gewährleuten Blattl zugeschrieben wurden. Dreißig von diesen werden wegen ihrer Volksmäßigkeit nach Wort und Weise den Volksliedvereinen zum Vortrage empfohlen. Wir finden da Weihnachtslieder, religiöse und moralische Lieder, historische Lieder, Schützenlieder, Heimatslieder, Jäger- und Hirtenlieder, überhaupt zahlreiche Ständeslieder, ferner Gelegenheitsdichtungen, Scherzlieder und Liebeslieder. Bei letzteren ist fast durchwegs die den Alpenländern eigentümliche Form des Schnaderhüpfels verwendet. Eine heitere Gemütlichkeit und ein gesunder Lebensfrohsinn kommt in den meisten Dichtungen zum Ausdruck. Ein Anhang bringt noch 15 Kunstlieder von zum Teil bekannten Verfassern, die als Lieblingslieder des Volkssängers in dem Buche nicht fehlen durften. Sehr reichhaltige, auf Wort und Weise bezügliche Anmerkungen beschließen die Sammlung, der

ein alphabetisches Verzeichnis der Lieder nach den Überschriften und Anfängen und ein weiteres Verzeichnis nach der Reihenfolge der Dichtungen vorangestellt ist.

Die wichtige Einleitung macht uns zunächst mit der Familie Blattls bekannt, dessen Vater an den Tiroler Freiheitskriegen von 1796–1809 hervorragenden Anteil genommen hat. Der Dichter selbst, „ein echter Tiroler Bauer nach dem guten alten Schlag“, war Vater von zehn Kindern. Ueber Veranlassung seiner Nachkommen und durch Vermittlung des Pfarrers Hözl wurde Pommer für die Aufzeichnung und Herausgabe der Lieder gewonnen. Ohne die großen Mühen und Auslagen zu scheuen, hat sich Pommer in der opferwilligsten Weise dieser schwierigen Aufgabe unterzogen und zumeist aus dem Munde der jüngsten Tochter des Dichters, „s blinde Lisei“ genannt, Wort und Weise der Blattl-Lieder aufgezeichnet. Die Kosten der Ausgabe selbst hat der jüngste, wohlhabende Sohn Blattls bestritten.

Mehrere Bemerkungen der Einleitung über die Person und die Dichtungsweise Blattls sind von Bedeutung. Blattl war dichterisch und musikalisch reich begabt, besaß eine für einen Tiroler Bauern der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bemerkenswerte Bildung und suchte sich stets durch Lesen von Büchern und Zeitschriften weiter zu bilden. Dies ist sehr wichtig. Denn aus diesem höheren Bildungsgrad erklärt sich Inhalt und Form der meisten Dichtungen, die stark abweichen von den Erzeugnissen von Volksdichtern, die weder lesen noch schreiben und als Vorbilder bloß den mündlich überlieferten Schatz an Volksliedern benützen konnten. Ein Vergleich zwischen solchen Dichtungen, wie sie etwa im achten Band von Hauffens Beiträgen zur deutsch-böhmischen Volkskunde mitgeteilt sind, und den Blattl-Liedern beweist dies hinreichend. Sehr wichtig ist auch der Umstand, daß Blattl jedes Lied niederschrieb und in zwei leider verloren gegangenen Liederbüchern seine eigenen und seine Lieblingsgesänge zusammengestellt hat. Dadurch war er einigermaßen an den Text gebunden, es konnten nicht in dem Maße, wie dies bei einem des Schreibens unkundigen Dichter der Fall ist, im Laufe der Zeit unbeabsichtigte Änderungen und Auslassungen stattfinden, sondern im Munde Blattls blieb die Gestalt der Lieder wohl immer dieselbe. Erst wenn sie von anderen Leuten aus dem Volke gesungen und überliefert wurden, konnten sie Umbildungen erfahren. Wir können annehmen, daß die von Pommer aus dem Munde der Kinder des Dichters, die sicherlich sorgsam die überlieferten Texte behütet haben, aufgezeichneten Lieder zumeist die ursprüngliche Form wiedergeben. Denn im Volksmunde hätten so umfangreiche Dichtungen, wie die vorliegenden, weitgehende Kürzungen und Änderungen mitmachen müssen, wie wir solche zum Teil schon in den von Kohl veröffentlichten Lesarten bemerken. In dieser ersten Gestalt können natürlich diese Lieder noch nicht als Volkslieder bezeichnet werden, denn das Volk hat sich dieselben noch nicht mundgerecht gemacht. Vielen fehlt überhaupt wegen ihrer Kunstmäßigkeit von vornherein die Eignung zum Volksliede, wie dem Duett „Cupido und Schmied Stöffl“. Mit Recht betont daher Pommer die bei Blattl sehr naheliegende Beeinflussung durch Kunstdichtung und Kunstmusik und verweist insbesondere auf die Anlehnung Blattls an „Tiroler Volkssängerlieder.“

Bei vielen Liedern lassen sich schwerwiegende Bedenken gegen die Verfasserschaft Blattls geltend machen. Pommer hat selbst als seine wichtigste und zugleich schwierigste Aufgabe den Nachweis der Autorschaft Blattls für die einzelnen Lieder bezeichnet, indem er betonte, daß einerseits bei den Mitteilungen des Volkes über Alter, Herkunft und Verfasser eines Liedes die Phantasie eine große Rolle spielt und andererseits den Aussagen der Kinder des Dichters keine sichere Beweiskraft zukommt, da sie alle beim Tode des Vaters in noch recht jungem Alter standen und die Kronzeugin selbst damals erst neun Jahre zählte. Diese schwere Aufgabe hat nun Pommer mit Unterstützung anderer namhafter Volksliedforscher glänzend gelöst. Dies beweisen die umfangreichen, wertvollen literarischen Nachweise zu den einzelnen Liedern, wozu sich nur mehr wenig nachtragen läßt. Nr. 4, „Der Totenkopf“ (Ich ging einmal für mich allein), dürfte wohl kaum, schon nach den Anmerkungen hiezu, Blattl zugeschrieben werden. Dasselbe Lied habe ich im Böhmerwalde in einer stark zersungenen Form, es fehlten das fünfte Gesätz und die dritte und vierte Zeile des zweiten Gesätzes vor fünf Jahren von

einer seither verstorbenen Frau aufgezeichnet, welche behauptete, das Lied schon in ihrer Jugend, in den Vierzigerjahren, gekannt zu haben. Es hat übrigens ganz den lehrhaft-betrachtenden Ton, den viele auf fliegenden Blättern verbreitete Lieder aufweisen. Nr. 49, „Das Bierlied“ (Weint mit mir, ihr Wirte und ihr Bräuer), dieses Spottlied auf die „Wilhelmine“, ist ebenfalls schon lange im Böhmerwald bekannt. Vergleiche Hauffens „Beiträge zur deutsch-böhmischen Volkskunde“, VIII. Band, S. 84—89, wo eine ältere, neun Gesätze (bei Blattl bloß sechs) umfassende Lesart und eine jüngere und frischere mit fünf Gesätzen mitgeteilt sind.

Bemerkt sei noch, daß die Lieder, die in der Familie Blattls gewöhnlich vierstimmig gesungen wurden, auch in dem vorliegenden Buche zumeist vierstimmig gesetzt sind, doch finden sich auch zwei- und einstimmige Gesänge. Den letzteren ist fast durchwegs die passende Gitarrebegleitung beigegeben. Wie für die Behandlung der Weisen, so waren auch für die Schreibung der Mundart die für das Unternehmen des k. k. Unterrichtsministeriums „Das Volkslied in Österreich“ von Pommer selbst aufgestellten Grundsätze maßgebend.

Es braucht wohl nicht erst eigens hervorgehoben werden, welche Bedeutung für die Volksliedforschung dieser Ausgabe zukommt, die Lieder eines allerdings auf einer höheren Bildungsstufe stehenden und daher von der Kunstdichtung beeinflussten Dichters aus dem Volke bringt, welche zum Teil auch Aufnahme und Verbreitung im Volke erlangt haben. Der dunkle Schleier, der so lange die Entstehung der Volkslieder umhüllte, ist verschwunden. Es zeigt sich von Tag zu Tag immer mehr, daß unter den zahllosen Auffassungen des Begriffes Volkslied bloß eine einzige richtig ist, nämlich die von Pommer und seiner Schule vertretene.

Dr. Gustav Jungbauer.

**24. Paul Levy.** Geschichte des Begriffes Volkslied. Berlin 1911. Mayer & Müller.

Tatsächlich eine Geschichte, keine neue Ansicht. Und der Verfasser erklärt in der Einleitung auch mit vollem Freimut, daß die Verschiedenheit der Auffassung vom Volkslied heute noch ebenso zutrifft wie im Jahre 1823, da Goethe sich über die uneinheitliche Ansicht vom Begriff Volkslied äußerte.

Levy will diesen Streit nicht schlichten, sondern hat sich in seinem Buche nur die mühevoll Aufgabe gesetzt, einen historischen Überblick über den Werdegang des Begriffes Volkslied zu geben. Er erfüllte so in dankenswertester Weise eine schon 1878 von Hildebrand aufgestellte Forderung.

Der Weg, den die Entwicklung dieses Begriffes einschließlich seiner Vorgeschichte geht, ist sehr lang; er erstreckt sich von Montaigne (1580) bis zur Gegenwart.

Die Zeit von Montaigne (Frankreich) und Sidney 1581 (England) bis Rousseau und Herder nimmt in der Geschichte des „Volkslied“-Begriffes eine vorbereitende Stellung ein. In dieser Zeit hatte man vom Volkslied noch eine unzulängliche und vage, mitunter selbst irrige Anschauung. Das Wort „Volkslied“ selbst war noch nicht geprägt. Gegen Ende dieser Periode 1750—70 liegt es bereits sozusagen in der Luft, ja vorübergehend wird der Begriff „Gassenhauer“ in einem ganz bestimmten Kreise (Göttinger Kreis) tatsächlich identisch mit unserem Begriffe von Volkslied gebraucht.

Aber die erste einwandfrei nachweisbare Belegstelle des Wortes „Volkslied“ tritt 1773 in Herders „Von deutscher Art und Kunst“ auf.

Führt in dieser Vorgeschichte der Weg von Montaigne und Sidney über Hoffmannswaldau, Chr. Weise, Morhof, Young und Percy, Gleim und Lessing zu Rousseau und Herder, so zeigt uns der Verfasser im nächsten Teil des Buches — S. 32—194 — die Fortsetzung dieses Weges von Herder an bis in unsere Zeit, das heißt bis John Meier und Jos. Pommer. Levy entrollt hier in historischer Folge die Auffassungen der verschiedenen Epochen und Volksliedforscher, und zwar — ohne sein eigenes Urteil während oder am Ende der Abhandlung uns aufzudrängen — in rühmenswürdiger Objektivität. Er läßt nur durchleuchten, daß er sich mehr dem Standpunkt John Meiers zuneigt. In immer gleicher Sachlichkeit und Vorurteilslosigkeit verharret der Autor in der Darstellung, auch

da, wo das Thema heiklich wird, indem er auf die interessante Entwicklung der beiden großen Gegensätzen der Auffassung des Volksliedes in der Gegenwart übergeht. Diese beiden Gegensätze werden vertreten durch John Meier und Jos. Pommer. Gerade dieser Abschnitt ist fesselnd und in würdiger Ruhe behandelt.

Neben der Hauptaufgabe hat Levy noch manches andere beobachtet, zum Beispiel das Entstehen einer Reihe von Termini technici im Volksliedgebiet, so der Begriffe: „Gassenhauer“, „Fliegendes Blatt“, „volkstümlich“, „zersingen“ und andere.



Fig. 37. Beim Kirchenfest in Bribir bei Skardona.

Am Ende des sehr beachtenswerten „Schlußwortes“ gibt er der Hoffnung Ausdruck, daß, da einmal so große Gegensätze oder Nebeneinander eingetreten und wahrscheinlich auch nicht leicht beseitigt werden können, sie wenigstens einander fördern und befruchten mögen.

Levy hat mit seinem trefflichen Buch entschieden eine Lücke in der Literatur über Volkspoesie ausgefüllt.

Dr. Bein.

**25. Unser Egerland.** Monatsschrift für Volks- und Heimatkunde. Begründet und herausgegeben von Alois John, Schriftsteller in Eger (Bahnhofstraße 25). 15. Jahrgang. Eger 1911. Im Selbstverlag.

Auch der 15. Jahrgang dieser Zeitschrift enthält wieder eine Reihe vortrefflicher Beiträge zur Volkskunde, Literatur und Kunst des Egerlandes, wozu noch Heimatschutz und Wohlfahrtspflege mit beachtenswerten Anregungen kommen. Von den volkskundlichen Aufsätzen seien hervorgehoben: Sitten und Gebräuche aus einer

Ortschronik. — Beiträge zur Geschichte des Dorfes Oberlohma. — Über die verbreitetsten Namenspatrone des Egerlandes. — Aus dem Waldsaßner Stiftslande. — Die Zahl 3 und 7. — Tierische Arzneimittel. — Beiträge zur Egerländer Wortforschung. — Besonderheiten des Egerländer Dialekts. — Übernamen aus dem Egerlande. — Der Meteorit von Elbogen (verwünschte Burggraf). — Uittwa und Präles (zur Ortsnamenforschung). — Zwei geschriebene Liederhefte aus dem Egerlande. — Die Grabungen auf der Egerer Kaiserburg. — Die „Affäre“ bei Himmelreich. — Die Volksschule in Trebendorf.

Literarische Beiträge: Die erste Schrift über den Kammerbühl. — Der Schauplatz von Goethes Hermann und Dorothea. — J. V. v. Scheffel und Franzensbad. — Richard Wagners Beziehungen zu Böhmen. — Erinnerungen. Von E. v. Plener. —



Fig. 38. Markt in Verlika, Töpferware aus Zelovo.

Wallenstein. — Dr. Erwin Kolbenheyer. — Unter Kunst finden wir biographische Darstellungen des Egerer Bildbauers Adolf Mayerl und des Wiener Landschafters Eduard Ameseder, unter Heimatschutz verschiedene beachtenswerte Anregungen, unter Wohlfahrtspflege eine Schilderung der Volksbibliothek in Eger und anderes. Als Beilagen zu diesem Jahrgang erschienen mit dem letzten Hefte umfangreiche Register und Inhaltsverzeichnisse über die letzten fünf und zehn Jahrgänge.

„Unser Egerland“ hat es verstanden, alle die verschiedenen und doch innerlich zusammenhängenden Ausstrahlungen der modernen Heimatsbewegung zusammenzufassen und ist so tatsächlich zu einem geistigen Mittelpunkt für das volkstümliche, künstlerische und soziale Schaffen des Egerlandes geworden.



**26. Trachtenansichtskarten.** Rühmend ist in dieser Zeitschrift, Band XV, S. 213 f., bereits der von der rührigen Olmützer Verlagshandlung R. Promberger herausgegebenen trefflich ausgeführten Trachtenansichtskarten gedacht worden. Nun sind abermals einige vortreffliche und wirkungsvolle Serien erschienen, und zwar erhalten wir diesmal vollständig treue Reproduktionen von Tiroler und Salzburger Volkstrachten. Für die ersteren sind die bekannten im „Ferdinandeum“ zu Innsbruck aufbewahrten Originalaquarelle von Josef Anton Kapeller und die Bilder des Tiroler Malers Josef Hellf mit glücklichem Griff herangezogen worden. Dem reisenden Publikum, den Fremdenverkehrsvereinen und ihren Ortsgruppen sind diese schönen Trachtenkarten wärmstens zu empfehlen.

—a—



Fig. 39. Frau und Mädchen aus der Umgebung von Verlika, auf dem Wege zur Kirche Stickerarbeit machend.

**27. Natalie Bruck-Auffenberg: Dalmatien und seine Volkskunst.** Muster und Kunsttechniken aus altem Volks- und Kirchengebrauch. Spitzen, Stickerarbeiten, Trachten und Gebrauchsgegenstände der Dalmatiner. 68 Tafeln (8 Farbendrucke) in Folio. 72 Seiten Text mit zahlreichen Textabbildungen.<sup>1)</sup> Kunstverlag Anton Schroll & Ko. Wien 1911.

Bereits beim Erscheinen der ersten Lieferung dieses schönen Werkes haben wir dasselbe in dieser Zeitschrift, Bd. XVI, S. 120, warm begrüßt und uns vorbehalten, nach

<sup>1)</sup> Die dieser Besprechung beigegebenen Abbildungen stammen aus dem angezeigten Werke (Textteil); für die freundliche Überlassung der Zinkstöcke spricht die Redaktion der Verlagshandlung den verbindlichsten Dank aus.

der Vollendung in ausführlicher Würdigung auf diese Darstellung zurückzukommen. Nunmehr liegt der gesamte stattliche, von der Verlagshandlung mit wirklicher Liebe und Opferwilligkeit ausgestattete Bilderband vor, der es zum erstenmal ermöglicht, einen umfassenden Überblick über die originellen Volkskunstleistungen des Dalmatiner Volkes zu gewinnen. Ich habe in meiner „Österreichischen Volkskunst“ die Grundlinien einer wissenschaftlichen und kunsthistorischen Würdigung dieses Materials gezogen (Bd. I, S. 20—21, 52—57) und darf versichern, daß ich mit dem allergrößten Interesse und dem Bestreben, aus dem reichen, von der verdienstvollen Herausgeberin beigebrachten Volkskunststoff zu lernen, an die vorliegende Publikation herangetreten bin. Ich teile allerdings fast nirgends die meist unhaltbaren Ansichten der Verfasserin über die Geschichte und

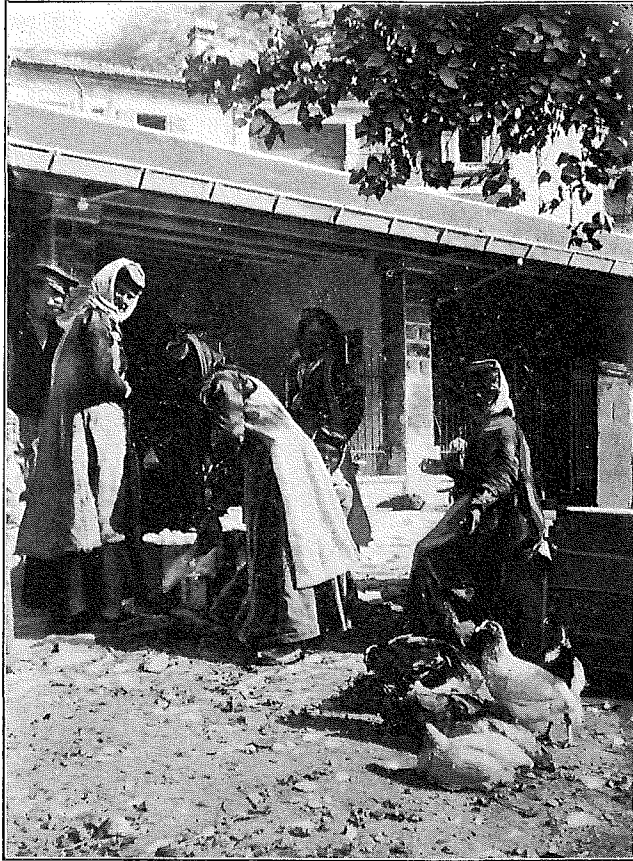


Fig. 40. Bocchesische Frauenracht, Cattaro.

die Herkunft dieser Arbeiten und der in ihnen zutage tretenden Ornamentik. Es wäre besser gewesen, wenn diese völlig dilettantischen, auf unzureichender wissenschaftlicher Schulung und Kenntnis fußenden Versuche einer kultur- und kunstgeschichtlichen Erläuterung dieses Kunststoffes weggeblieben wären, und wenn sich die eifrige Verfasserin darauf beschränkt hätte, das von ihr in vieljähriger Sammel- und Spürstätigkeit Geschaute und Erfragte über den Betrieb dieser volkskünstlerischen Arbeiten, ihre Technik und Herstellungsart, die Träger dieser Kunst im Volke selbst u. s. w. mitzuteilen. Es ist dies, wie ihr Text zeigt, eine reiche und sehr interessante Ausbeute und eine völlig gesicherte Erkenntnis, im glücklichen Gegensatz zu ihren kunsthistorischen Hypothesen und Annahmen, die auf Unkundige nur verwirrend wirken können, dem Sachkundigen aber durchaus indiskutabel erscheinen.

Mit wirklicher Freude und reichem Gewinn wird man dagegen ein Kapitel wie das von den Trägern der dalmatinischen Volkskunst handelnde durchnehmen. Die unmittelbare, vielfach mit erlebten Anekdoten belegte Anschauung spricht hier aus jeder Zeile. Ich teile wohl nicht die Ansicht der Verfasserin von der individuell-schöpferischen Rolle, welche jedem Volkskunst schaffenden Individuum hier zugewiesen erscheint. Volkskunst fußt auf der Tradition und ist daher viel mehr Gedächtnissache, als phantasievolle



Fig. 41. Frau aus Ubli, Bocche di Cattaro.

Produktion. In kleinen und kleinsten Varianten, in unermüdlicher Permutation der überkommenen Elemente tastet sie sich in langsamster Entwicklung weiter. Sie ist auch durchaus nicht spröde gegenüber Beeinflussungen und Moden, die von außen kommen, wobei sie allerdings die Kraft bewährt, sie volksmäßig zu rezipieren und in ihre Sprache rückzuübersetzen. Es müssen also die begeisterten Ausführungen der Verfasserin über das schöpferische Genie der einzelnen Volkskunstproduzenten sehr cum grano salis verstanden werden.

Recht verdienstlich ist der Versuch, zahlreiche Techniken und Typen der dalmatinischen Volkskunst genauer zu lokalisieren. Es finden so der Reihe nach die Spitzen von Pago, die Arbeiten von Arbe, Sebenico, Capocesta, Traú, Spalato, Muć, Sinj sowie der südlichen Distrikte Berücksichtigung, wobei freilich noch keineswegs das gesamte Material berücksichtigt erscheint. In sachlicher Beziehung bespricht die Verfasserin die Spitzen, Weißstickereien, bunten Leinenstickereien, die Buntstickereien auf Tuch, die Teppichweberei, die Färbekunst und sonstige textile Hilfskünste auf der einen Seite, den Volksschmuck, die Holz- und Metallarbeiten auf der anderen Seite. Auch in diesen Kapiteln finden sich zahlreiche hübsche ethnographische Beobachtungen und feinsinnige Bemerkungen eingestreut, wengleich wieder fast alle historische Grundlegung als verfehlt bezeichnet werden muß. So namentlich bezüglich des Volksschmuckes, dessen Formenanalyse mit völlig unzureichenden wissenschaftlichen Kenntnissen unternommen ist; so auch bezüglich der Keramik, die nur in geringem Grade bodenständig ist und, soweit Majolika dabei beteiligt ist, längst als fremder (italienischer) Import nachgewiesen wurde. Siehe meine „Österreichische Volkskunst“, Textband I, S. 109 ff.

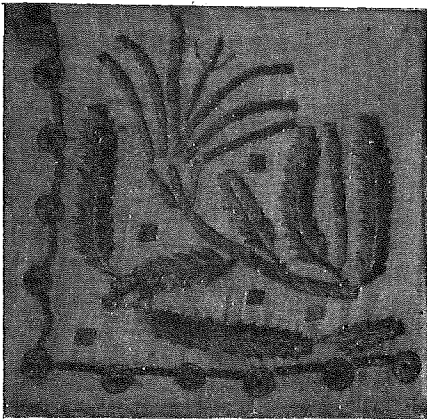


Fig. 42. Angebliches »Zaubertüchlein« (Jagluk) in Goldstickerei. Aus Kruševica bei Castelnuovo.



Fig. 43. Angebliches »Zaubertüchlein« (Jagluk) in Goldstickerei. Aus Kruševica bei Castelnuovo.

Das Tafelwerk, 68 Tafeln, darunter 8 in herrlichem und sehr wirksamem Dreifarben-druck<sup>1)</sup> hergestellt, bringt aus verschiedenen namhaften Sammlungen, der schönen und interessanten Eigenkollektion der Verfasserin, den Kollektionen der Baronin Hedwig v. Haas-Teichen, der Baronin Stephanie v. Rubido-Zichy (prächtiger Schmuck, aber durchaus nicht lauter Volksschmuck!), der Sammlung Leo v. Littrow, des k. k. Österreichischen Museums für Kunst und Industrie, einiger dalmatinischer Bezirkshauptmannschaften, des k. k. Museums für österreichische Volkskunde, der Frau Maria Dračar in Sebenico und und anderer mehr in meist tadellosen Reproduktionen eine große Fülle von Volkskunststoff der verschiedensten Art. Bei der Zusammenstellung der Tafeln wäre größere Sorgfalt und Systematik vielfach erwünscht gewesen, allein Referent kennt die Schwierigkeiten der Herstellung eines so umfassenden Werkes aus eigener Erfahrung und möchte daher in diesen Punkte nicht zu streng urteilen. Irreführend ist manchmal der häufige Wechsel des Reduktionsmaßstabes; sehr zu begrüßen ist die polyglotte Beschreibung der Tafeln in deutscher, italienischer und serbisch-kroatischer Sprache; auch die Tafel-erklärungen genügen im ganzen billigen Ansprüchen.

Das sehr verdienstliche Werk der Verfasserin soll nach ihren begeisterten Ausführungen in der Einleitung und dem Schlußworte in erster Linie dem Versuch einer

<sup>1)</sup> Womit freilich nicht jedes Blatt als tadellos bezeichnet werden soll.

Wiedererweckung dieser im vollen Verfall hegriffenen schönen und mannigfaltigen Volkskunstübungen Dalmatiens dienen. Einzelne glückliche Versuche in dieser Richtung dürfen vielleicht ermutigen, hierin weiterzuarbeiten. Wenn man vorsichtig und einsichtig eingreifen wird, lassen sich auch in der Tat die alten brachliegenden Fähigkeiten und volkskünstlerischen Neigungen dieses Volkes auf dem Wege der Heimarbeit und zu gründender Hausindustrien bis zu einem gewissen Grade für das Volk selbst ausnützen. Aber man wird vielleicht auch hier zunächst die Erfahrungen machen, welche bei der Wiederbelebung

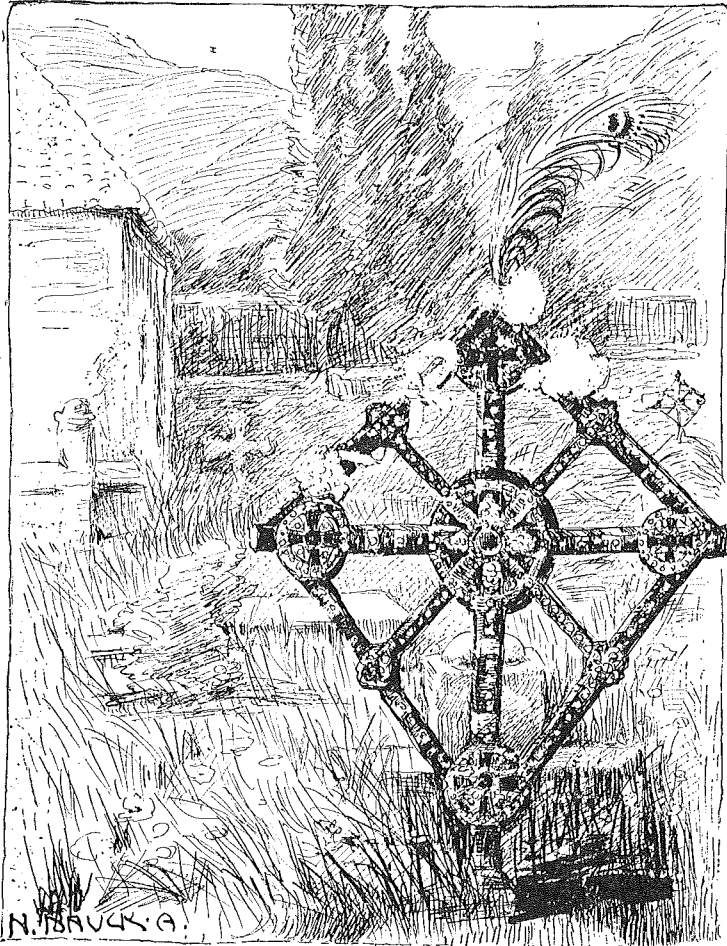


Fig. 44. Grabkreuz aus Frauenhandarbeit mit Stickerei; Verlika.

der bosnischen Volkskunst nicht ausgeblieben sind: der gebildete Konsument schätzt nur die primitiven Vorzüge der naiven Qualitätsarbeit bei den volkskünstlerischen Erzeugnissen und will von der reformierten „gehobenen“ Volkskunst auf die Dauer nichts Rechtes wissen. Diese genügt unseren Ansprüchen schließlich doch nicht. Möge indessen das mühevoll erarbeitete Werk der eifrigen Vorkämpferin für Dalmatiens Volkskunst ihrer Propaganda reiche Früchte tragen; möge das große kunstsinnige Publikum sich an diesen Darbietungen genießend erfreuen; sogar die Wissenschaft von der Volkskunst wird der Verfasserin für die Vermittlung reichen Materials außerordentlich dankbar sein.

Prof. Dr. M. Haberlandt.



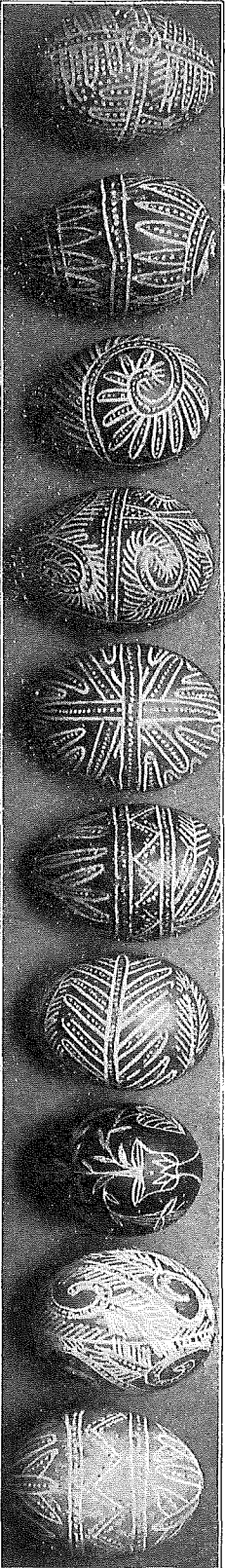


Fig. 48. Osterer aus den Dörfern um Knin und Verlika.

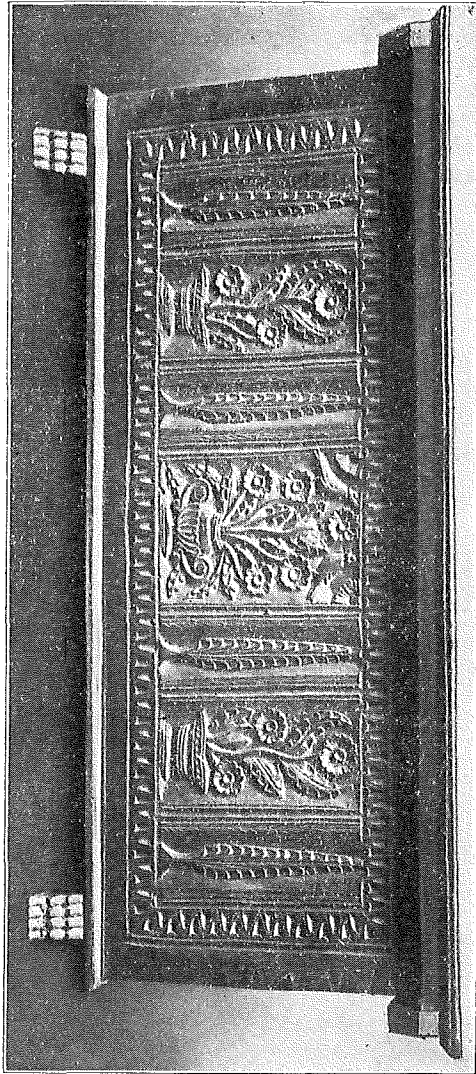


Fig. 45. Geschnitzte Truhe.

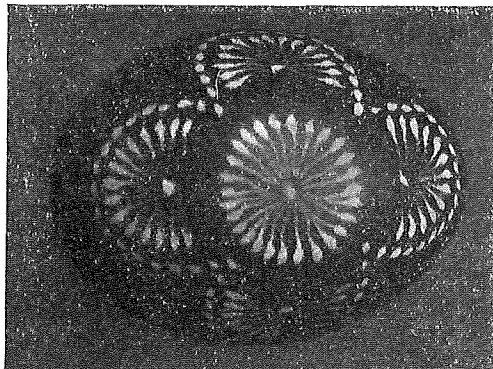


Fig. 46. Osterer aus der Gegend von Salona.

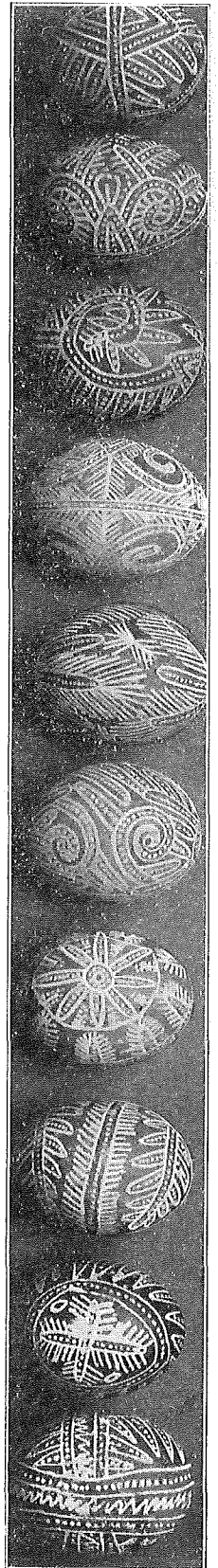


Fig. 47. Osterer aus den Dörfern um Knin.

## V. Mitteilungen aus dem Verein und dem k. k. Museum für österreichische Volkskunde.

### a) Verein.

#### 1. Subventionen und Spenden.

An regelmäßigen Spenden sind eingelaufen: Vom hohen Ministerium für öffentliche Arbeiten K 1000, vom Gemeinderat der Reichshaupt- und Residenzstadt Wien K 1200, von der hohen niederösterreichischen Statthalterei K 200. An Spenden erhielten wir auf besonderes Einschreiten der Direktion: Vom Herrn Dr. Albert Figdor K 500, vom Bankhaus J. M. v. Rothschild K 100, von unserem Stifter Herrn Philipp Ritter v. Schoeller K 1200, von der Direktion der k. k. ausschließlich privilegierten Kreditanstalt K 400, von der k. k. priv. Bodenkreditbank K 100. Für alle diese gütigen Zuwendungen und Widmungen spricht das Präsidium auch an dieser Stelle den ergebensten und wärmsten Dank aus.

#### 2. Tauschverkehr.

Der Schriftentausch wurde ausgedehnt auf:

1. „Badische Heimat“ in Freiburg.
2. Josef Stradners Zeitschrift „Adria“ in Triest.
3. Zeitschrift „Unser Kuhländchen“, Neutitschein.

#### 3. Mitgliederbewegung.

Verstorben ist das Mitglied: Dr. Alexander v. Peez; neu eingetreten sind: Maria Bena, Malerin, Wien; Dr. Hans Maria Fuchs, Vöslau; Stephan Mautner, Wien; Dr. Franz Freiherr v. Mensi, Graz; Karl Sonnenmark, Wien; Dr. Hans Sperber, Upsála; Paul Tschurtschenthaler, k. k. Richter, Bruneck; Leop. C. Müller, Wien.

### b) K. k. Museum für österreichische Volkskunde.

#### 1. Besuch der Sammlungen durch Seine kaiserliche und königliche Hoheit den Herrn Erzherzog Franz Ferdinand.

Am 16. November 1911 erfuhr das Museum die hohe Auszeichnung des Besuches Seiner kaiserlichen Hoheit des Herrn Erzherzog-Protectors, welcher in Begleitung Seiner Exzellenz des Herrn Obersthofmeisters K. Freiherrn v. Rumerskirch unter Führung des Direktors Professor Dr. M. Haberlandt sowie des Assistenten Dr. Artur Haberlandt die Sammlungen in eingehendster Weise und mit regstem Interesse besichtigte. Seine kaiserliche Hoheit geruhte zu wiederholtenmalen seine hohe Befriedigung über die Reichhaltigkeit der Sammlung auszusprechen und stellte huldvollst in Aussicht, in Würdigung des unerträglichen Raummangels Vorsorge für eine künftige entsprechende Unterbringung des Museums treffen zu wollen.

#### 2. Vermehrung der Sammlungen.

An die Spitze der diesbezüglichen Mitteilungen sei die sehr erfreuliche Nachricht gestellt, daß das lebenslängliche Mitglied Dr. med. et phil. Rudolf Trebitsch sich in freigebiger Munifizienz entschlossen hat, unserem Museum die Mittel zu bieten, eine überaus erwünschte vergleichende europäische Typensammlung volkskundlicher Art anzulegen und zu diesem Zweck zunächst eine zum Verkauf stehende volkskundliche bretonische Sammlung mit Einschluß eines bäuerlichen Interieurs aus St. Maló in der Bretagne zu erwerben. Herr Assistent Dr. Artur Haberlandt hat die 272 Stück zählende Sammlung an Ort und Stelle übernommen, ihre entsprechende Verpackung überwacht und in den Museen von Paris und Rennes die nötigen Studien für die volkskundliche Bearbeitung und Bestimmung der überaus interessanten Objekte dieser

Sammlung durchgeführt. Die Möbel und die Kamineinrichtung derselben wurden als geschlossenes, bäuerliches Wohninterieur im Museum zur Aufstellung gebracht, zu welchem Behufe allerdings, um den Raum zu gewinnen, unsere slowakische Wohnstube provisorisch ausgeräumt und weggepackt werden mußte; auch die volkskundlichen Kleinobjekte sind, soweit sie nicht in der Stube ihren Platz gefunden haben, in Pulten zur Aufstellung gebracht worden. Sehr bemerkenswert sind drei in der Stube aufgestellte Trachtenfiguren mit altbretonischen Bauertrachten aus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Herr Dr. Artur Haberlandt bereitet die wissenschaftliche Bearbeitung dieses bedeutenden und neuen volkskundlichen Materials vor, welche die überaus spärliche Literatur zur französischen Volkskunde und Volkskunst in erwünschtester Art zu bereichern verspricht.

Am 8. Dezember wurde die neuaufgestellte Sammlung von einem zahlreichen geladenen Publikum besichtigt, wobei die Herren Dr. Rudolf Trebitsch und Dr. Artur Haberlandt die nötigen Erläuterungen gaben.

### Ethnographische Hauptsammlung.

(Schluß.)

#### a) Ankauf:

- 29. Aus Niederösterreich: 6 Nummern.
- 30. Aus Oberösterreich: 60 Nummern, zumeist aus der Viehtau und dem Mühlviertel.
- 31. Aus Salzburg: 2 Nummern.
- 32. Aus Tirol: 85 Nummern, darunter Kostümstücke, Spitzen, Holzschnitzwerke.
- 33. Aus Istrien: 3 Nummern.
- 34. Aus Dalmatien: 5 Nummern, zumeist Stickereien.
- 35. Aus Böhmen und Mähren: 10 Nummern, zumeist Habaner Majoliken.
- 36. Galizien: 2 Nummern.
- 37. Ungarn und Kroatien: 5 Nummern.
- 38. Diverses: 6 Nummern.

#### b) Geschenke:

- 34. Löffelsammlung, Kostümstücke etc., 33 Nummern aus den Alpenländern Bosnien etc. Von Fräulein *Johanna v. Langer*.
- 35. Weihenünze, Niederösterreich. Von Dr. *Artur Haberlandt*.
- 36. Zwei Frauenmesser aus Silber, Ragusa. Von Dr. *Rudolf Trebitsch*.
- 37. Großer, reichgeschmückter Hochzeitskuchen aus Groß-Blatnitz, Mähren. Von Seiner Durchlaucht dem regierenden Fürsten *Johann von und zu Liechtenstein*.
- 38. Goldhäubchen und gewirkte Socken, 13 Nummern. Von Frau Hofrätin *v. Lang*.
- 39. Majoliken, Holzschnitzwerke, Löffel, Bestecke, Messer aus den Alpenländern, 79 Nummern. Von Seiner Exzellenz *Graf Lamberg*, Steyr.

#### c) Durch Tausch:

- 27 Stickereien aus Ostgalizien. Vom *städtischen Gewerbemuseum* in Lemberg.

#### Photographien und Abbildungen.

Seit dem letzten Ausweis: Zuwachs an Photographien 28, an Abbildungen 17, darunter Geschenke von *Dr. R. Trebitsch*, *Lehrer Franz Andreß*, *A. Dachler*, *Professor Ed. Domlúvil*, *Paul Tschurtschentaler* und *Dr. Artur Haberlandt*.

#### Bibliothek.

Die Vermehrung der Bibliothek betrug seit dem letzten Ausweis außer den regelmäßig einlaufenden Fachzeitschriften 24 Nummern, darunter Geschenke von *B. Bogajerski*, *M. Ritzer*, *Dr. Graber*, *Dr. M. Haberlandt*.

Sämtlichen Spendern wird der wärmste Dank für ihre sehr willkommenen Zuwendungen ausgesprochen.



### 3. Museumsarbeiten.

Nebst der Durchführung der oben erwähnten Aufstellung der bretonischen Sammlung des Museums wurde der vorstehend ausgewiesene Einlauf gebucht, entsprechend konserviert und zum großen Teil in Kisten verpackt. Die Sammlungen des Museums wurden benützt von Professor Dr. Tsuboi, Professor Dr. O. Strnadt, Dr. G. Graber, Professor Riegler in Klagenfurt, Professor J. Tvrđý in Wischau, Professor E. Schneeweiß in Zwittau, Dr. R. Trebitsch, Dr. A. Byhan in Hamburg, den Architekten Otto Pollak, A. Weber, verschiedenen Klassen der k. k. Kunstgewerbeschule, den Hörern des ethnographischen Seminars an der k. k. Universität, K. Mautner.

Mit dem Museum für Völkerkunde in Hamburg sowie dem städtischen Gewerbemuseum in Lemberg wurden einzelne Kollektionen getauscht.

Die Einladungen zum Besichtigen der internationalen Puppenausstellung in Frankfurt am Main, der Handwerker-Ausstellung in Klagenfurt mußten mit Bedauern aus prinzipiellen Gründen abgelehnt werden. Bei der Jahrhundertfeier des „Joanneum“ in Graz am 26. November vertrat der Museumsdirektor Professor Dr. *M. Haberlandt* Verein und Museum. Bei dieser Gelegenheit besichtigte derselbe die Erzherzog Johann-Ausstellung in Graz. Assistent Dr. *Artur Haberlandt* studierte die Sammlung des „Ferdinandeum“ sowie des Museums für tirolische Volkskunde in Innsbruck, das Landesmuseum in Zürich sowie die Altertumssammlung in Basel.

### 4. Besuch des Museums.

Korporative Besichtigungen erfolgten durch:

- 36. Fortbildungsschule der Kleidermacher, II. Schwarzringergasse 4.
- 37. Fortbildungsschule der Kleidermacherinnen, III. Eslargasse 23.

---

Schluß der Redaktion: 15. Jänner 1912.

## Sachregister zum XVII. Band.

- A**bmessen von Kranken, 52.  
Adamslegende, 89.  
Ansprechen von Übeln, 52.  
Armbrustschießen, 113.  
Augenwasser, 218.  
Austrieb, erster des Viehes im Böhmerwalde, 50.
- B**ackofen in den Alpenländern, 41, 45.  
— in den Taidingen, 39.  
Badestube, 46.  
Bären im Böhmerwalde, 67.  
Bayrisches Volk, 90.  
Beschwörungsformeln im Küstenlande, 170.  
Betlerhåls'n, 157.  
Bibliographie, tschechoslawische, 181.  
Bildstöcke in Südtirol, 8, 15.  
Blasen der Wetterhörner, 49.  
Blattlieder, 226.  
Blutbesprechung, 87.  
Brechelbraut, 159.  
Brechelbräuche, 156.  
Brechelbrautmutter, 159.  
Brechelbrautopfer, 194.  
Brechelpredigt, 161.  
Brech'lschröck'r, 154.  
Brech'lstear in Kärnten, 153.
- D**ampfbad, skythisches, 46.  
Denkmalschutztag, 176.  
Dingung der Hirten, 48.  
Dorfhirten, 54.
- E**hrenscheiben, 122.  
Eintrag, 152.  
Eintrieb des Viehes, 59.  
Eintriebspruch, 59.  
Erlöser in der Wiege, 88.  
Ernteopfer, 186.  
Erotik, 180.
- F**aschingsbriefe, 123.  
Faschingsreime in Salzburg, 129.  
Feuerstätten, 39, 40.  
Flachsbau bei den alten Germanen, 148.  
Flachsbrechel, 151.  
Flachsdörren, 151.  
Flachsernte in Kärnten, 185.  
Flachsraff'n in Kärnten, 149.  
Flachsriffel, 150.  
Flachssaatgebräuche, 149.  
Freiluftmuseen, 3.  
Frostzauber, 68.
- G**alizische Ethnographie, 83.  
Geburtsriten, 88.  
Geisteraufwecken, 125.  
Gemeindegirt, 48.  
Georgijagen in Kärnten, 185.  
Gewerbemuseum, Städtisches in Lemberg, 84.  
Gichtspruch, 171, 173.  
Gläser, böhmische, 219.  
Gröshatzeätz'n, 164.  
Gröshos'n, 152.  
Großhirten im Böhmerwalde, 50.
- H**aarlangfahren in Kärnten, 148.  
Haarweible, 151.  
Haberfeldtreiben, 91.  
Habergeiß, 155.  
Hachl, 152.  
Hagelwetter, 67.  
Hahnenschlag in Niederösterreich, 217.  
Handwerkskunst, 223.  
Haselrute, 155.  
„Haus“, 46.  
Haus als Vorhaus, 44.  
Häuser, fränkische in Österreich, 43.  
Hauskreuze in Südtirol, 12.  
Hausmalereien, 9, 11.  
Hausmittelbuch, 87.  
Hausschmuck, 8, 12.  
Haussprüche, 11.  
Hazelius, Dr. Artur, 4.  
Heiligendarstellung, Südtirol, 20.  
Heilmittel, 217.  
Heimatkunde der Alpenländer, 88.  
Heizeinrichtungen, 44.  
Heizkachelöfen, 41.  
Heuopfer, 195.  
Hirschbrei, 164.  
Hirtengeräte, 56.  
Hirtenleben im Böhmerwalde, 48, 51.  
Hirtenschalmel, 56.

- Holzknechte am Grundsee, 82.  
 Holzstuben, 83.  
 Hös'ln, 157.  
 Hörnerfeilen, 51.  
 Hundshaber, 49.  
 Hütbuben, 61.  
 Hüter, 54.  
 Hüt Häuser, 49.  
 Hütstecken, 56.
- I**ndogermanen, 180.  
 Inschriften an Wegkapellen in Südtirol, 21.
- J**akobus, St., als Viehpatron im Egerlande, 60.
- K**achelöfen in den Taidingen, 41.  
 Kacheln, Typologie der, 89.  
 Kachelstube in Steiermark, 42.  
 Keramik in Wischau, 219.  
 Kirchweih im Böhmerwalde, 65.  
 Kleinhirten im Böhmerwalde, 50.  
 Klöckler in Kärnten, 169, 186.  
 Knochensubstitut, 87.  
 Kranewit als Tierheilmittel, 87.  
 Krankheitsdämonen der Juden, 87.  
 Kreuze in Südtirol, 8.  
 Kreuzverzierungen in Südtirol, 14.  
 Kunsttopographie von Österreich, 178, 225.  
 Kunstformen, historische, 2.
- L**acher Karl, 180.  
 Leinölgewinnung, 151.  
 Lieder der Hütbuben, 64.  
 Löffelreme von Aussee, 146.  
 Lutherofen, 48.
- M**ädchenopfer, 187.  
 Mairegenspruch, 65.  
 Märchenmotive, christliche, 89.  
 Märchen in Kärnten, 201.  
 — in Westböhmen, 89.  
 Marterln, Südtirol, 21.  
 Marterlsprüche, Vorarlberg, 218.  
 Martin, St., als Viehpatron im Böhmerwalde, 60.  
 Martinispruch, 61.  
 Medizin, biblisch-talmudische, 86.  
 Menschenopfer, 187, 191, 193, 200.  
 Mond, 164.  
 Motive der Hausmalereien in Südtirol, 11.  
 Museum für österreichische Volkskunde, 1,  
 96, 181, 236.  
 Museen in Agram, 85.  
 Mythus, 179.
- N**amenkunde, 177.  
 Nebelzauber, 296.  
 Nerthuskult, 199.
- O**fen in den Taidingen, 39.  
 Opfertypus, altarischer, 163.
- P**aracelsus, 78.  
 Peitschenknall, 154.  
 Perchta haba, 152.  
 Pflanzenseelen, 154.
- R**äucherung, 87.  
 Rauchfang, 40 ff.  
 Rätselstreit, 162.  
 Rhamm Karl, 220.  
 Reindlingsopfer, 194.  
 Ritter von Polen, 162.
- S**age vom Schwarzpaffen, 173.  
 Sagen aus Westböhmen, 79.  
 Scherzscheiben, 129.  
 Ševčenko-Gesellschaft in Lemberg, 84.  
 Schießscheiben am Grundsee, 113.  
 Schimmelreiten, 159, 194.  
 Schinder, 160, 189.  
 Schmiedmeister, 160.  
 Schönbach Anton, 220.  
 Schöpfen des abwärtsfließenden Wassers, 87.  
 Schutzbaum, 203.  
 Schwänke, lettische, 89.  
 Slawen in Kärnten, 208.  
 Sonnenkult, 164.  
 Sonnenwende, 185.  
 Sonnenuhren auf Häusern in Südtirol, 12.  
 Spiele der Hütbuben, 64.  
 Spinnstube, 152.  
 Spräckaln (Spiel) im Böhmerwalde, 64.  
 Staatsopfer, 64.  
 Stähelschiaß'n, 113.  
 Stierhütte, 56.  
 Stube, 46.  
 Stube, schwarze, 44.
- T**atramuseum in Zakopane, 84.  
 Tierärzte, 52.  
 Tierbilder aus Teig, 190.  
 Tischordnung im Böhmerwalde, 62.  
 Totenrasten in Südtirol, 20.  
 Trachten in Österreich, 229.  
 Trachtenfeste, 175.  
 Trichterküchen in Niederösterreich, 80.
- Ü**bersteigen, 157.  
 Übertragen von Krankheiten, 87.  
 Umhüllung der kranken Tiere, 87.

- Vampirsagen**, 67.  
**Vegetationspuppe**, 192.  
**Verbohren von Krankheiten**, 52.  
**Verein der Lemberger Kunstfreunde**, 95.  
**Verein für österreichische Volkskunde**, 91, 236.  
**Verkachelung des Backofens**, 39.  
 — **der Öfen**, 39.  
**Vieharzneimittel**, 87.  
**Viehgeläute**, 53.  
**Viehopfer in Kärnten**, 190.  
**Vipernbannen**, 172.  
**Vipernbißspruch**, 173.  
**Volks-gesetze**, 37.  
**Volkskunst**, 1, 222.  
 — **in Dalmatien**, 230.  
 — **in Galizien**, 83.  
 — **in Kärnten**, 177.  
 — **nordische**, 3.  
 — **österreichische**, 1.  
**Volkskunde im Egerlande**, 227.  
**Volkslied**, 226.  
**Volkstrachten**, 180.  
**Volkstümliche Erzählungen aus Gottschee**, 81.  
**Votivbilder, Südtirol**, 21.  
**Wachsplastik**, 225.  
**Waldhüter**, 52.  
**Wandbemalung an Wegkapellen in Südtirol**, 19.  
**Wassertauche**, 186.  
**Wegkapellen in Südtirol**, 15.  
**Weihnachtszeit bei den Tschechen**, 91.  
**Weihen des Viehes**, 51.  
**Weißbergbock**, 80.  
**Windgottheiten**, 196.  
**Winzerfest in Niederösterreich**, 81.  
**Wotan in kärntnerischen Volksüberlieferungen**, 195.  
**Wundbrandbeschwörung**, 171.  
**Zeugungsakt als magische Handlung**, 199.  
**Zugwege**, 83.  
**Zweckornamente**, 9.